Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

25783.

P. O. gall. 2565 A (3

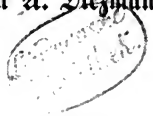
Der Verfluchte.

Der Verfluchte.

Roman

von dem Abbé * * * * *

Deutsch von A. Diezmann.



Autorisirte Ausgabe.

Dritter Band.

Leipzig.
Verlag von E. F. Steinacker.
1863.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt

zum dritten Bande.

Seite.

Sechstes Buch.

Ein Opfer der Inquisition in Rom.

1. Die Grenze 3
2. Die Verzückte von Viterbo 9
3. Ankunft in Rom 13
4. Die Gefängnisse der Inquisition 17
5. Lans-le-Bourg 23
6. Loubère im Gesù 30
7. Der kleine Monsignore 48
8. Der Cardinal Antonelli 52
9. Der Schmuggler 59
10. Pius IX. und der Auflauf in Rom 61
11. Römische Bettler 69
12. Eine Belagerung 72
13. Osteria della Sabina 76

Siebentes Buch.

Der große Schauplatz. Der große Kampf.

1. Louise in Paris 83
2. In der Freiheit 89
3. Noch ein Mord 97

Seite

4. Katholicismus und Freiheit 113
5. Die angeblichen und gefallenen Geiſtlichen 115
6. Nur verleumdet! 122
7. Marion 126
8. Der Gehilfe bei der Meſſe 138
9. Advents-Predigten in St. Euſtach 143
10. Eine Soirée bei der Frau von Tourabel 150
11. Die Prieſterehe 157
12. Loubères Vertheidigungsrede vor Gericht 166
13. Eine abgebrochene Freundſchaft 172
14. Eine Scene bei dem Promotor 175

Achtes Buch.

Das Opfer.

1. Biſchöfliche Diplomatie 189
2. Paris! Paris! 193
3. Das Buch von der weltlichen Macht der Päpſte . . 199
4. Der Blitzſchlag 205
5. Der Mann im Prieſter 214
6. Der Mann im Prieſter (Fortſetzung) 219
7. Das Concil zu Limoux 228
8. O Schmerz! 238
9. Ein Cardinalshut 249
10. Eine letzte Verbannung 261
11. Der Einſame im Campan-Thale 264
12. Die letzten Blätter Julios 272
13. Ein Brief Julios an Loubère 276
14. Das Hospital zu Bigorre 279

Sechstes Buch.

Ein Opfer der Inquisition in Rom.

1.

Die Grenze.

Die Straße von Volscarcetta ist bis Valentano ziemlich gut. Unsere Flüchtlinge kamen rasch vorwärts. Julio ging wie ein Gebirgsbewohner.

„Unter andern Verhältnissen hätten Sie ein sehr guter Schmuggler werden können", sagte Jacomo, der nichts Schöneres kannte als das abenteuerreiche Schmugglergewerbe.

„Jacomo", bemerkte Julio einmal seinem Führer, „merken Sie sich: wenn wir angegriffen werden, retten Sie um jeden Preis meine Schwester, ich finde mich schon. In Volscarcetta warten Sie dann. Stehen Sie ihr bei. Ich vertraue Ihnen, Jacomo."

Als sie in die Nähe von Toscanella kamen, schlug der Schmuggler einen Nebenweg nach links ein, um die Stadt zu umgehen, in die bereits Sbirren geschickt worden sein konnten. Ziemlich weit hin erst sollten sie wieder auf die Straße kommen, die nach der Grenze hin immer beschwerlicher wird.

Sie zogen eine Zeitlang an den Abhängen des Calvello hin und sie hatten nur noch die öde Stätte zu erreichen, wo eine etrurische Stadt gestanden haben soll,

Castro genannt, und die Grenze war überschritten. Da erhoben sich plötzlich vor den Ruinen und in einer Schlucht, in einem Dickicht, vier Männer. Der Schmuggler sah sie und erkannte in ihnen vier Räuber der schlimmsten Sorte, die seit einigen Monaten die Gegend zwischen Corneto und Viterbo unsicher machten, ohne daß die Polizei päpstliche Gendarmen gegen sie aufbot. Jacomo erkannte die Gefahr.

„Wir sind verloren", sagte er zu Julio, „wenn wir nicht Muth zeigen. Halten wir uns dicht aneinander. Fräulein, bleiben Sie hinter mir."

Die Räuber stellten sich kampfbereit mit ihren Gewehren auf. Von beiden Seiten knallten Schüsse. Ein Räuber fiel. Jacomo griff nach Julio, der wankte und sagte:

„Nehmen Sie meinen Revolver . . . Ich bin verwundet . . Vertheidigen Sie meine Schwester."

Jacomo unterhielt mit der schrecklichen Waffe ein wohlgenährtes Feuer und die drei Räuber ergriffen vor diesem unerwarteten Widerstande die Flucht. Bei dem ersten Schusse hatte sich das Pferd Louisens in Galopp nach Volscarcetta zu gesetzt.

„Jacomo, retten Sie meine Schwester!" rief Julio noch einmal.

Eine Kugel hatte seinen linken Arm getroffen. In diesem Augenblicke trat der Mond hinter den Wolken hervor und beleuchtete die Scene hell. Julio war an der Böschung der Straße niedergesunken. Todtenbläße bedeckte sein Gesicht. Jacomo untersuchte die Wunde. Das Blut strömte heraus. Er zerriß das Hemd Julios und machte davon einen Verband. Dann holte er aus

einem kleinen Bache ganz in der Nähe etwas Wasser in seinem Hute und bespritzte das Gesicht Julios, ohne daß derselbe zu sich kam. Er wusch die Wunde aus und verband sie nochmals.

Er selbst war zwei Mal getroffen worden, fühlte aber die leichten Wunden kaum, eine an der Stirn, die eine Kugel gestreift hatte, die andere am linken Fuße, die nur etwas brannte. Aus solchen Kleinigkeiten machte sich Jacomo nichts.

Die Lage wurde indeß gefährlich. Ein Haus gab es weit und breitnicht. Was konnte in der Einöde von Castro geschehen?

Jedenfalls war der Anbruch des Tages abzuwarten und bei dem jungen Franzosen zu wachen, der, vom Blutverluste erschöpft, nur ganz schwach athmete. Vielleicht kam ein Reisender oder ein Jacomo bekannter Schmuggler vorüber.

Weiter hin lag in noch immer fortdauernden schrecklichen Zuckungen der Bandit, der gefallen war.

Kaum ein halbe Stunde war vergangen, seit Jacomo Julio zum letzten Male verbunden hatte und in ihm durch Reiben der Hände, der Schläfe und der Brust die Lebenswärme zu erhalten suchte, als sich plötzlich Hufschläge auf dem Wege hören ließen, auf dem unsere Flüchtlinge gekommen waren.

Jacomo meinte, es könnten die Räuber sein, die zahlreicher zurückkämen. Er stieg auf eine Erhöhung und kroch da hinter und unter einen dichten Wachholderstrauch, der ihn wie ein grüner Mantel ganz bedeckte. Niemand hätte unter diesem niedrigen Busche einen Menschen vermuthet.

Jacomo dagegen konnte alles hören und sehen. Es war die Zeit, von welcher ein unnachahmlicher Meister gesagt hat: es ist nicht mehr Nacht und noch nicht Tag. Der erste Schimmer der Morgenröthe verschmolz mit dem bleichen Lichte des Mondes und es entstand jene unbestimmte Farbe, welche noch kein Maler wiederzugeben versucht hat.

Die Reiter, die schnell herankamen, befanden sich bald auf dem Kampfplatze.

„Sbirren sind's", dachte Jacomo bei sich, „viele. Ich kann für den unglücklichen jungen Mann nichts thun nur wenigstens seine Geliebte wiederzufinden suchen, die das Pferd in guter Richtung hin getragen hat."

„Signor, ein Todter!" rief ein Reiter in Uniform.

„Ja," antwortete der Mann, welcher die Schaar zu führen schien, aber keine Uniform trug.

„Signor, noch ein Todter!" sagte ein anderer Soldat.

„Man hat hier gekämpft", entgegnete der Führer. „Es wird wohl ein Stückchen des Pietro Frappa sein. Der Herr Delegat sollte sich doch etwas um die Bande kümmern, die hier raubt und mordet."

„Signor, es ist Frappa selbst, ich kenne ihn."

„Schade um ihn! Er hätte später einmal einen guten Fang abgegeben. Hat sich der Dummkopf durch irgend einen entschlossenen Reisenden erschießen lassen, durch einen Touristen, dem die Geduld ausgegangen . . Besehen wir den Andern."

Der Führer ritt zu Julio hin. Es war unterdeß heller am Horizonte geworden und das nach Morgen zu liegende Gesicht deutlich zu erkennen.

„Den wir ſuchen! Unſer Franzoſe! Aber wo iſt ſeine Schweſter?“

Und er befahl, daß zwei der Straße von Volscarcetta weiter folgten. Er ſtieg mit den Andern vom Pferde, trat zu Julio, fühlte nach dem Pulſe und ſah, daß der Verwundete verbunden war.

„Die rechtſchaffenen Räuber!“ ſagte er. „Seht da! Sie haben ihn verbunden. Aber der arme Pietro Frappa! Iſt er ganz todt?“

„Todt, todt, ohne daß er beichten konnte! Gott ſei ſeiner Seele gnädig! Er war ein tüchtiger Mann.“

Während dieſer Leichenrede trat der Führer der Schaar mit einer Flaſche Brantwein, die er bei ſich hatte, noch einmal zu Julio, goß ihm einige Tropfen ein und rieb ihm die Schläfe. Die Wirkung zeigte ſich bald. War doch auch der Verband geſchickt angelegt. Der Verwundete erwachte wie aus einem Traume.

„Meine Schweſter! . . . Jacomo! . . . Wo bin ich? . . . Wer ſind Sie?“

„Wir ſind gute Freunde, Herr Julio, und wir beklagen Sie ſehr. Die, welche uns ſenden, wollen nur das Heil Ihrer Seele. Beſſer Sie als die Leute Pietro Frappas. Lieber Gott, wie hat man Sie zugerichtet! Verſuchen Sie doch aufzuſtehen! Ach, es geht! Sie ſind jung, Herr Abbé und haben Kräfte. Eine Wunde am Arme iſt auch nicht gefährlich. Man bringe das ruhigſte Pferd daher! Verſuchen Sie aufzuſteigen.“

„Aber meine Schweſter . . .!“

„Zwei Mann ſuchen ſie und werden ſie ſicherlich zurückbringen. Aengſtigen Sie ſich nicht. . . Man wird ſie mit aller Rückſicht behandeln. Ihr Andern, hebt den

Herrn Abbé auf das Pferd und bleibt immer neben ihm. Nach Viterbo! Anfangs langsam!" — Dann wendete sich der Sprechende zu Julio und setzte hinzu: „Sie werden nun Ihr ganzes Leben lang eine traurige Erinnerung haben, Herr Abbé. Sie haben in einem geweihten Orte Gewalt geübt, das Heiligthum der Madonna profanirt! Wie konnten Sie so Ihr Priesteramt vergessen! Solche Sachen beurtheilt man streng in Italien. Sie sind nicht in Frankreich."

Julio hörte die Worte, verstand sie aber kaum. Er lebte in soweit, daß er fühlte, er sitze zu Pferde und wußte, daß er nicht mehr mit dem Schmuggler und die Schwester nicht mehr bei ihm sei. Der heftige Schmerz entriß ihm bisweilen einen Aufschrei.

Es ist ein wohlthätige Einrichtung der Natur, daß die Thätigkeit des Geistes zu schlummern scheint, wenn der Körper stark verletzt ist. Man vergißt dann zum Glück das Schreckliche seiner Lage. Der Körper muß erst vernarben, dann kehrt, mit der Genesung, auch das Denken und Empfinden vollständig zurück.

Julio kam in Viterbo an, wo er auf Anordnung des Commissars des heiligen Gerichts einige Pflege fand. Der Arzt erklärte, daß die Wunde nicht gefährlich sei und der Gefangene nach wenigen Tagen nach Rom gebracht werden könne.

2.

Die Verzückte von Viterbo.

An demselben Tage, an welchem der Commissar des heiligen Gerichts Julio in seine Gewalt bekam, machte er in Folge strenger Befehle aus Rom auch noch einen höchst bedeutenden Fang. Viterbo besaß, wie viele andere Städte Italiens, eine Verzückte, eine Weissagende. Sie hieß Laura Doni und war keine gemeine Frau; ihr mystisches Wesen glich durchaus nicht dem anderer solcher Weiber, die immer im Dienste der herrschenden religiösen Meinung stehen und bei der Geistlichkeit und Politik Roms eine gewisse äußere Billigung finden. Fast immer bemächtiget sich irgend ein Orden solcher Weiber und preiset sie, um von ihnen wiederum gepriesen zu werden. Vor kurzem benutzten die Jesuiten Eine, die von den guten Vätern Wunderdinge erzählte.

Laura Doni, die Visionen und Offenbarungen hatte, und ganz vertraulich mit ihrem Schutzgeiste sprach, hatte einen Charakter, der nicht so leicht beherrscht werden konnte. Ihre gar seltsamen Prophezeihungen machten so gewaltiges Aufsehen, daß sie bis nach Paris drangen, wo sie Glauben in einem gewissen frommen, aber excentrischen Kreise fanden.

Einige der Lehren, welche die Verzückte in Viterbo öffentlich vor zahlreichen Neugierigen vortrug, waren folgende:

Das Reich Mariens werde beginnen. Pius IX. habe nicht vergebens erklärt, sie sei unbefleckt empfangen

worden. Das sei wahr und die Verkündigung dieses Dogmas solle den Katholizismus retten. — Natürlich war es das nicht, was der Laura Doni den Zorn des heiligen Gerichtes zuzog. Sie verkündete auch, daß die Kirche ihren alten Glanz durch den Sturz der weltlichen Herrschaft der Päpste erhalten werde. Sie sprach beredt, ja erhaben über das Magnificat. Das deposuit potentes war für sie das offenbare Zeichen des Falles des Königthums der Päpste. Pius IX. sei der letzte Fürst und der erste Hohepriester, der die Schmerzenskrone des Gekreuzigten trage. Das sei der Sinn der Worte: Exaltavit humiles.

Das Alles gab nun eine seltsame Mischung von Mysticismus und wunderlicher Politik. Man versuchte es in jeder Weise, Einfluß auf Laura Doni zu erlangen. Man versprach ihr goldene Berge, wenn sie die Nothwendigkeit der weltlichen Macht für die geistliche Unabhängigkeit der Päpste verkündigen wollte. Sie wies alle Anerbietungen zurück; selbst die geschicktesten Agenten Antonellis, die nach Viterbo kamen, richteten nichts aus und dem Delegirten, der sie oft besuchte, um sie zu gewinnen, wenn er ihrem Stolze schmeichele, zeigte sie sogar die Thür. In ihrem Römerstolze erklärte sie, sie werde dem heiligen Geiste nicht widersprechen und ihr Gewissen nicht verkaufen und von diesem Tage an prophezeihete sie den nahen Sturz der weltlichen Macht des Papstes noch viel bestimmter. Ihr Einfluß fing an gefährlich zu werden; die italienischen Liberalen benutzten die Prophezeihungen, um die Gemüther aufzuregen und sie bei der Meinung zu erhalten, Rom werde sehr bald die Hauptstadt des neuen Königreichs Italien werden. Der Dele-

gat ſandte einen ſchrecklichen Bericht ein. Da die Frau reich war und einer einflußreichen Familie angehörte, ſo legte man ihren Prophezeihungen große Bedeutung bei und behauptete die Sache gehöre vor die Inquiſition, damit ſie den gewöhnlichen Gerichten entzogen und einem Tribunal übergeben werde, das erſt einkerkert und ſpäter richtet, wenn es überhaupt die ganze Sache nicht vergißt.

Der arme Abbé und die ſtolze Prophetin wurden zuſammen auf einen Karren geſetzt, der ſie nach Rom bringen ſollte. Vier Sbirren (Häſcher) des heiligen Gerichts begleiteten ſie, zwei vorn und zwei hinten, damit ſie nicht entkommen könnten. Julio dachte nicht an Flucht. Die Verzückte wüthete.

„Die Elenden!“ rief ſie. „Aber ſie werden fallen. Madonna, Dein Reich beginnt auf Erden! Es giebt keinen Cäſar mehr in der Kirche Gottes.“

Dabei richtete ſie ſich auf dem Karren hoch auf, hielt mit der einen Hand den Schleier zurück, der ihr Geſicht verhüllte, ſtreckte die andere gegen Rom aus und glich ſo mit ihrem bleichen Geſichte jenen mittelalterlichen Statuen, welche die weiblichen Formen unter den Falten des Gewandes leicht erkennen laſſen.

„Nein, kein Cäſar mehr,“ rief ſie, „kein Cäſar mehr als Chriſtuspriester! Marie, unbefleckte Marie, Du haſt endlich den Fuß auf den Kopf der Schlange geſetzt und die Völker, die vor dir ſich neigen, werden Deinem Siege zujubeln. Und ihr Frauen, Schweſtern, merkt auf! Die Zeit der Freiheit iſt gekommen! Durch Euch wird Großes verrichtet werden. Ihr werdet regieren mit und durch Marien! Die Kirche vertrat bisher die Körperkraft, der

Mann; sie wird die Kraft der Liebe sein, das Weib. Und Du, Papst, Du wirst der Beherrscher aller Seelen sein, ohne weltliche Krone. Deine Unfehlbarkeit wird der allgemeine Glaubenssatz der christlichen Nationen sein, nachdem das Wort erfüllt ist: er erniedrigt die Mächtigen. Keine entwürdigende Stellung mehr für das Weib! Auch sie muß theilhaben an dem Priesteramte, denn sie ist reiner als der Mann und sie versteht besser zu lieben."

Eine der traurigsten Verirrungen der katholischen Geistlichen im 19. Jahrhunderte war es, daß sie, in anscheinend löblicher Absicht, die grauenhafte Ausbreitung des mystischen Wesens begünstigte. In großen socialen Kreisen entwickelt sich der Prophetengeist, der in der Menschheit liegt; die Volkswirthschaftslehrer und die Publicisten ahnen die sociale Emancipation voraus. In der mystischen Welt dagegen soll das prophetische Wesen von übernatürlichen Kräften ausgehen. Und man glaubt wirklich daran. Man irrt sich unter den Ungläubigen, wenn man jene Verzückten und Propheten für Charlatane und Betrüger erklärt. Fast immer sind es fromme kränkelnde Mädchen, die in einem Kloster leben oder sonst ein strenges Leben führen. Man ahnt gar nicht, wie zahlreich solche Weissagende sind. Die bekanntesten sind die Kinder von Salette und das Mädchen von Lourdes. Es dürfte wenig Nonnen geben, die nicht Visionen hätten. Natürlich nehmen wir die barmherzigen Schwestern aus, die keine Zeit zu Visionen haben. Man spricht dann davon; das Gerücht verbreitet sich; die Ansteckung wirkt auf die durch mystische Lectüre überreizten Köpfe und das Uebel nimmt immer größere Verhältnisse an.

Die vorherrschende Idee in allen diesen Prophezeihungen, die seit etwa einem Jahrhundert in Umlauf gesetzt worden ist — denn das Uebel ist schon alt — geht dahin: Paris müsse verbrannt werden. Auch findet dieser Gedanke den meisten Glauben. Alle Propheten und Prophetinnen sind deshalb darin einig: Paris wird verbrannt. Paris gilt ihnen nun einmal für das moderne Babel; sie sehen nur seinen Schmuz, nicht seine Herrlichkeit.

3.

Ankunft in Rom.

Am Abende des 22. November 1860 war der Corso in Rom von Menschen überfüllt. Gruppen standen auf dem Platze del Popolo und auf mehrern andern Punkten der päpstlichen Stadt, auf dem Campo Vaccino und auf der Brücke der Engelsburg. Die römische Aristokratie fuhr der hundertjährigen Sitte gemäß nach dem Monte Pincio. Die Künstler, die immer in Rom umherstreichen, und die Frauen, die sich gern sehen lassen, gingen auf dem Wege hin, welcher zu der herrlichen Promenade führt, von der aus man ganz Rom übersieht. Französische Officiere der Occupationsarmee mischten sich unter die Menge, auch gemeine französische Soldaten zeigten sich, aber nie einzeln, immer zwei oder drei zusammen. Hatten doch die Römer, aus Freude über den Schutz, den Frankreich der päpstlichen Regierung angedeihen läßt,

unter welcher sie das Glück zu leben hatten, längst schon sich angewöhnt, rasch das Messer gegen den französischen Soldaten zu brauchen, den sie allein an verschiedenen Punkten trafen. Jetzt ist den Soldaten streng untersagt, einzeln auszugehen.

Es herrschte an diesem Tage eine seltsame Aufregung in der Stadt. Es war nicht Aufruhr, nicht einmal etwas Aehnlichs. Das patriotische Committe hatte sogar für diesen Tag eine Proclamation erlassen. Hier und da war sie, am hellen Tage, keck an die Mauern angeschlagen und man sah noch die Stücke, welche die Polizei von den Zetteln an den Balustradesäulen der langen Treppe, die alla Trinita del Monte führt und an den Kirchenpfeilern und an öffentlichen Gebäuden gelassen hatte.

Man sprach viel von dieser Proclamation, die eine wahrhaft elektrische Wirkung gehabt und, während sie zu großer Vorsicht ermahnte, die Römer aufforderte, sich zu einem Hauptschlag bereit zu halten. Die Geduld der Römer hat sich keinen Augenblick verläugnet und wenn die Stunde der Befreiung für sie noch nicht geschlagen hat, so haben sie doch den Ruhm erworben, keine nutzlosen Erschütterungen hervorgerufen und ihre patriotischen Wünsche für bessere Tage aufbewahrt zu haben.

In den letzten Jahren, in denen Italien Rom als seine große Hauptstadt verlangte und mit fieberhafter Ungeduld von der Diplomatie erwartete, bewies das Volk von Rom eine musterhafte, eine bewundernswürdige Disciplin. Die Stimme des Committe wurde jedes Mal gehört als spreche das Vaterland selbst. Kein ernster Conflict kam vor und gab Anlaß zu strengen Maßregeln.

Der Karren, der Julio und die Prophetin von Vi-

terlo brachte, fuhr durch das Thor del Popolo ein und nach dem Gefängniß des heiligen Gerichts hin.

Als die verschiedenen Gruppen der Neugierigen auf dem Platze die beiden scharf bewachten Gefangenen sahen, sagten Einige:

„Wahrscheinlich politisch Verdächtige."

Andere, welche die Gefangenen nach den sie begleitenden Sbirren beurtheilten, meinten, die Polizei habe einmal zwei große Verbrecher festgenommen.

Da der Karren langsam fuhr, trat ein gemeiner Mann zu dem Kutscher, den er kannte und fragte:

„Was für Leute?"

„Gefangene des heiligen Gerichts."

„Madonna mia!" fuhr nach dieser Antwort der Römer fort und warf einen Blick herzlichen Mitleids auf das bleiche ruhige Gesicht Julios.

„Das heilige Gericht!" (il Sant-Ufficio) lief es von Mund zu Mund auf dem ganzen Wege, den der Karren machte, und Alle fühlten Mitleid.

Je näher man dem Gefängnisse kam, um so zahlreicher wurden die Gruppen. Als die Sbirren Julio und der Prophetin herabhalfen, war fast kein Platz frei in der Straße. Die lange dürre Gestalt der Laura Doni gewährte einen schauerlichen Anblick; sie sah aus wie der Rachegeist, der erschienen, um für die Irrthümer und Verbrechen des weltlichen Papstthums seit Jahrhunderten Vergeltung zu üben. Das Volk ahnte, daß diese Frau keine gemeine Verbrecherin sei; stand sie doch da wie eine Befreierin. Mit wahrer Majestät schritt sie durch die Pforte des Gefängnisses. Julio seinerseits glich einem Friedensengel, der nach Rom gekommen, um

der ewigen Stadt zu sagen: die Zeit der Rettung naht; ich bin ihr Vorläufer.

Als die schweren Pforten sich hinter den beiden Opfern schlossen, verlief sich das Volk still und wie traurig.

„Von da kommt Niemand wieder heraus!" sagte man.

Einige gebildete Römer flüsterten den Vers Dantes vor sich hin:

Voi ch'intrate, lasciate ogni speranza!

Aus der letzten Gruppe dagegen rief eine starke Stimme:

„Die Zeit Eurer Befreiung ist nicht fern."

Der Director der Gefängnisse schrieb Namen, Vornamen und Stand Julios in sein Buch. Neben diesem Manne mit finsterem Gesichte befand sich ein jüngerer in Laientracht, dessen katzenartiges Gesicht eben auch kein Vertrauen einflößte. Als alle Förmlichkeiten erfüllt waren und der Kerkermeister Julio in den schauerlichen Kerker führen wollte, der ihn erwartete, trat jener junge Mann näher zu dem Unglücklichen und fragte höhnisch:

„Nun, Herr Abbé, war die Reise glücklich?"

Julio sah ihn an; es war der geheime Spion, welcher dem armen Julio unter dem Namen eines Abbé Denis überall gefolgt war.

„Gott verzeihe Ihnen!" sagte Julio.

„Sehen Sie, ich trieb mein Geschäft und wollte Sie gleich vom Anfange an hierherbringen; Sie hätten sich manche Strapazen erspart, namentlich auch die in der Nacht, als ich Sie blutend an der Grenze fand.

Es wird mir alles hoffentlich gut bezahlt. Leben Sie wohl, Herr Abbé und — schreiben Sie nicht wieder gegen die Jesuiten.“

4.

Die Gefängnisse der Inquisition.

Wenn ein Fremder Rom besucht und den prächtigen kreisrunden Platz mit den hohen Portiken vor der St. Peterskirche aufmerksam betrachtet, so vermuthet er nicht, daß diese großartige Säulenreihe einen düsteren Stadttheil mit schlechten Häusern und krummen kaum gepflasterten Gäßchen verdeckt. Wenn man nach dem Vatican sich zu Wagen begiebt, fährt der Kutscher durch die beste dieser Gassen, die sich an der linken Seite der runden Säulenreihe hinzieht, dann zwischen den hohen Wänden eines kleinen campo santo, gleich dem in Pisa von Erde aus dem heiligen Lande, und einem großen Gebäude hin, dessen schwarz verräucherte Außenseite kleine Fenster hat, in welches nie die Sonne scheint und das man für ein Bußhaus, ein Gefängniß oder ein Hospital für Aussätzige zu halten geneigt ist. Es ist etwas von allem dem, — das Haus des heiligen Gerichts.

Als die Revolution in Rom ausbrach und die Republik unter Triumvirn erklärt war, stürzte das Volk nach diesem Gebäude hin, einem Gegenstande des Schreckens. Es war eine zweite Bastillen-Einnahme. Das Volk verlangte nicht die Niederreißung der Engelsburg,

die ein riesenhaftes Bauwerk des alten Roms ist. Es schonte die Feste der Päpste und zog aus, um die Kerker der Inquisition zu zertrümmern.

Es fand wenige Gefangene darin; in einem der Kerker aber lag ein Leichnam, lange schon, vergessen entweder oder, was man nicht zu glauben wagt, weil ein Mensch zum Hungertode verurtheilt war.

Dieser vergessene Leichnam ist ohne Zweifel etwas Gräßliches, aber kein einzeln stehendes Factum. Seit Pius IX. regiert, hatte sich die Strenge der Inquisition sehr gemildert, aber den Muth, dies verhaßte Gericht ganz zu unterdrücken, fand er auch nicht.

Wohl Jedermann hat die haarsträubenden Beschreibungen der Kerker della Santa Inquisizione gelesen, wie sie das römische Volk im Jahre 1848 fand: angekettete oder am Boden liegende Gerippe; Körper, bis an die Achseln in Koth eingegraben — die entsetzlichste aller Strafen; Säle voll Folterwerkzeuge; Kerker in den Schleußen, in denen sonst unglückliche Opfer, halb in Schlamm versunken, das nöthige Brot erhielten, damit ihr Leben und sonach ihre Leiden verlängert würden, und zahllose andere gleich schauerliche Einzelheiten.

Einige der Verfasser solcher Schilderungen fragen, warum das Volk jenes fluchwürdige Haus nicht ganz der Erde gleich gemacht habe. Wir beklagen das nicht; im Gegentheil, wir wünschen, es wäre alles genau so geblieben wie es war, die Gerippe, die Folterwerkzeuge und der hundert Klaftern lange Hof, in dem man im Geheimen verbrannte, da man es nicht öffentlich mehr thun durfte. Wir wünschen sehr, es wäre alles dies geblieben als eine Art schauerlichen Museums, in

dem sich nachweisen ließe, wie weit der Fanatismus Jahrhunderte lang gegangen ist und wie er noch sein könnte, wenn ein exaltirter Mönch den päpstlichen Stuhl bestiege; denn, es muß ausgesprochen werden, die Mönche haben die Mißbräuche und die Verbrechen in die Kirche gebracht. Das Mönchsthum gehört nicht zum Wesen der Kirche, es ist nur zufällig in ihr, zu ihrem Schaden. Das Mönchsthum hat alle Ausschreitungen der religiösen Unduldsamkeit veranlaßt. Wenn man aufmerksam in der Geschichte sucht, kann man sich leicht überzeugen, daß die Weltgeistlichen in den unglücklichen Zeiten der blutigen Verfolgungen keine andere Schuld trifft als daß sie sich durch die Mönche fortreißen ließen und ihre Rechte zu leicht aufgaben. Wenn der Papst Pius V. gesagt hat, die Milde bestehe in der unbarmherzigen Strafe der Ketzer, so erklärt sich dies dadurch, daß Pius V., bevor er Papst wurde, Mönch und zwar Mönch des Dominikaner-Ordens war, jenes schrecklichen Ordens, dem die Inquisition anvertraut war. Wenn Pius IX. sich so äußerst duldsam zeigt, wenn die Milde seines Charakters ihn von jeder gewaltsamen Maßregel fern hält, so findet es seine Erklärung darin, daß er nie die Mönchskutte trug.

Julio würde seinen Platz in einem der schrecklichen Kerker der Inquisition gefunden haben, wenn das halb verwüstete Local des heiligen Gerichts dem französischen General nicht vortrefflich zu einer französischen Caserne, wegen der Nähe bei dem Vatican und der Engelsburg, tauglich erschienen wäre.

Welche seltsame Wandlung alles Menschlichen! In dem Augenblicke, da der Leser diese Zeilen überblickt,

weht die dreifarbige französische Fahne über der düstern niedern Pforte des heiligen Gerichts. Ein Schilderhäuschen steht an der linken Seite des Einganges und ein Rothhose hält Wache vor der schrecklichen Pforte, die sich sonst nur aufthat, um ein Opfer aufzunehmen.

Ihr Touristen, die Ihr so viele Merkwürdigkeiten in Rom besichtiget, geht auch in die französische Caserne hinter der Säulenreihe des St. Petersplatzes und sucht um die Erlaubniß nach, die Kerker zu besichtigen. Es wird Euch noch Leichengeruch entgegen kommen.

Bei der Restauration Pius IX., nach seiner Rückkehr von Gaëta, ließ die heilige Congregation einen provisorischen Bau mit einigen schmalen und niedrigen Zellen aufführen, weil sie hoffte, daß sie nach dem baldigen Abzuge der Franzosen ihren ehemaligen Palast wieder in Besitz nehmen könne. Sie lebt von der magern Hoffnung, welche die Diplomatie den status quo nennt.

Trotz dem provisorischen Zustande, in dem sich die Inquisition befindet, werden alle Formen mit der äußersten Genauigkeit befolgt. Es giebt auch jetzt einen Präfecten des heiligen Gerichts, der ein Cardinal ist; einen Siegelbewahrer des heiligen Gerichts; einen Generalcommissar, der stets ein Dominikaner sein muß; einen Assessor, der ein Prälat und überdies Ober-Kammerherr Sr. Heiligkeit ist; Räthe des heiligen Gerichts, welche verschiedenen Orden angehören, andere Beamte, kurz Alles ist so organisirt wie in der guten alten Zeit und es fehlen nur die Scheiterhaufen zu größerer Ehre Gottes und des heiligen Stuhles. Die heilige Congregation versammelt sich drei Mal wöchentlich: Montags im Palaste des heiligen Gerichts, wo sich der Pater General-Com-

miſſar und die Räthe befinden; Mittwochs im Kloſter Santa Maria sovra Minerva der Dominikaner und Donnerstags vor dem Papſte „wegen Sachen der Inquiſition und Ketzerei," wozu ſich auch Cardinäle einfinden, mehr oder weniger, je nachdem ſie von Sr. Heiligkeit dazu beordert werden, nebſt einer guten Anzahl Prälaten und Theologen aus verſchiedenen Orden, die alle Räthe des heiligen Gerichts heißen.

Julio und Laura Doni erhielten zwei einzelne kleine Zellen und die Unterſuchung begann gegen ſie.

Der Aſſeſſor, welcher Vortrag zu halten hat, begab ſich von Amtswegen in das Gefängniß und ließ Julio vor ſich bringen. Dann begann ein langes Verhör über folgende vier Anklagepunkte:

Der erſte lautete: er, Julio von La Clavière, Geiſtlicher in dem Sprengel T., habe wiſſentlich und mit Vorbedacht das Chorgitter der hochwürdigen Benedictinerinnen der Madonna von Forcaſſi erbrochen, was gegen die Rechte und Privilegien des Ordens St. Benedicts und durch das canoniſche Recht ſtreng verboten iſt.

Der zweite Punkt: er habe die beſagte Gewaltthat in einem heiligen Orte vollbracht, was mit Zuchthausſtrafe bedroht iſt.

Drittens: er habe dieſes Verbrechen während des heiligen Amtes und in einer Kirche gethan, in der die Gläubigen verſammelt geweſen, was ein geiſtliches Aergerniß gegeben.

Viertens endlich: er, der genannte Geiſtliche, habe eine Schmähſchrift verfaßt gegen die heilige Geſellſchaft Jeſus, gegen den Orden, welcher vorzugsweiſe dem heiligen Stuhle ergeben und feierlich von dem Fürſten der

Kirche gebilligt; er habe fälschlicher Weise einem Cardinal der römischen Kirche eine Schrift unter dem Titel „religiöses Testament" zugeschrieben, eine Schrift voll von übellautenden Sätzen, die nach Ketzerei schmecken.

Der Bericht des Assessors beruhete auf diesem Verhöre. Von einem Vorführen vor den Richter war keine Rede, eben so wenig von einem Zeugenverhöre, von einem Vertheidiger, von einem Urtel nur bisweilen, wenn es von Interesse zu sein schien, dasselbe zu veröffentlichen. Dann wurde das Urtel an den Thüren der Hauptkirchen in Rom angeschlagen. Die Strafe bestand etwa in zehn oder zwölf Jahren Gefängniß.

Julio gab auf die Fragen des Herrn Assessors einfache, kurze, würdevolle Antworten.

„Unterzeichnen Sie das Protokoll."

„Ich unterzeichne nichts."

Das war die erste und letzte Scene dieser seltsamen Rechtspflege. Julio hätte lange Jahre da bleiben können, ohne daß der Präfect des heiligen Gerichts, der Pater General-Commissar, der Assessor oder die Räthe an ihn dachten. Die Thür schloß sich hinter Julio.

Wir haben seine Zelle noch nicht beschrieben.

Zehn Fuß lang, sechs Fuß breit, eine Thür ohne Oeffnung mit einem eisenvergitterten Fenster, um etwas Licht einzulassen; ein Lager, eine kleine Bank, ein kleiner Tisch, ein gewisses Geschirr und unter den Füßen der kahle Erdboden. Warum war der Mann nicht auf betretenen Wegen gegangen? Warum hatte er an Reformen in der Kirche gedacht? Warum hatte er die Gesellschaft Jesu anzutasten gewagt? Warum war er nicht mit der Menge der Geistlichen gegangen, hatte den

Eifer und die Frömmigkeit der guten Väter nicht gerühmt, ſich nicht tief gebückt vor der Allmacht des Epiſcopats? Statt in dem carcere duro ſäße er vielleicht in einem weichen Seſſel in einem erzbiſchöflichen Palaſte, ſtieg täglich höher auf der Leiter der Ehren der Kirche, würde bald Generalvicar, bald Biſchof, bald Cardinal. Aber die geiſtig Begabten, die Denker, haben immer ſo wenig Tact.

Zu ihnen gehörte Julio.

Jetzt war er ausgeſtoßen vom Prieſterthume, der Letzte von dem Geſchlechte des Johann Huß und aller der Gerichteten, die mit ſo wenig Reſpect von dem päpſtlichen Rom geſprochen! Wenn ſein Hüter einige Tage vergaß, ihm ſein ſchwarzes Brot zuzuſtecken, erlitt er die unſaglichen Qualen des Hungertodes. Um ſeinen Leichnam bekümmerte ſich Niemand. Man vergaß vielleicht gar den Kerker zu reinigen, wenn man ein neues Opfer hineinbrachte, das dann neben dem faulenden Leichnam leben mußte!

5.

Lans-le-Bourg.

Wenn man Oberitalien verläßt, um nach Frankreich zu gehen, erhebt ſich hinter dem fruchtbaren Po-Becken eine unermeßliche Gebirgskette. Es ſind die weſtlichen Alpen. In der Zeit, in welcher ſie emporſtiegen, erlitt die Erde eine der furchtbarſten Erſchütterungen. Die Alpen, deren Verlängerung die Pyrenäen zu ſein ſcheinen

obgleich sie erst viel später hervortraten, theilen Europa in zwei Abhänge, deren größter, der nördliche und westliche, in jeder Hinsicht, in Klima, Trieben und Sitten, völlig von dem zweiten, dem südlichen und westlichen, abweicht. Diesseits liegt das eigentliche Europa, jenseits finden sich die drei ungeheuern Halbinseln, Griechenland, Italien, Spanien, welche die lateinische und griechische Welt geben. Das ist alles mehr Orient als Europa. Oelbaum, Orange und Palme gehören dem Orient.

Zur Uebersteigung dieser Wand, die man von den Apenninen zwischen Florenz und Bologna sieht, bieten sich zwei Straßen dar, die kunstreich an der Seite der Alpenmassen angelegt worden sind: die Straße über den Mont-Cenis, die nach Savoyen führt und jene über den Simplon, die in die Schweiz leitet. Italien hat noch seine schönen Herbsttage und man kann Orangen pflücken in der Gegend von Molo di Gaëta, am Eingange jener Campania, in der Hannibal umkam, die riesigen Gipfel der Alpen aber bedeckt bereits tiefer Schnee. Und nicht blos einige Stunden lang, wie in den Pyrenäen, hat man mit dem Schnee und der schneidenden Kälte zu kämpfen, sondern einen ganzen langen Tag. Und ein Glück ist es noch, wenn die ungeheuren Zickzackwindungen der Straße unter den Schneemassen nicht ganz verschwinden und die Führer sich nicht verirren.

Trifft man es in allem so gut, so ist nach einer unglaublich anstrengenden Tagereise, bei der die geringste Gefahr die des Erfrierens ist, das erste Städtchen am französischen Abhange Lans-le-Bourg. Ein großes Wirthshaus, in dem riesige Kamine ein wahres Höllenfeuer

unterhalten, erscheint dem Reisenden so prachtvoll wie das Hôtel du Louvre in Paris und er glaubt zu den glücklichen Inseln versetzt zu sein, wenn er aus der Temperatur heraus ist, in welcher, selbst in gut verschlossenem Wagen, der Hauch an den Lippen gefriert.

Wir sind also in Lans-le-Bourg.

In der Mitte des großen Alpendorfs, das wir Stadt genannt haben, steht ein bescheidenes Kirchlein. Ein Priester befindet sich am Altare, ein großer starker Mann mit energischen Zügen und manchen Runzeln, die von Leiden zeugen. Eine kürzlich erst geschlossene Narbe läuft über die Stirn. Man könnte ihn für einen Soldaten aus der Krim halten, der nach Savoyen zurückgekommen ist und nach den Feldzügen Ruhe im geistlichen Amte sucht. Seine Stimme ist männlich und wohlklingend, seine Bewegungen sind lebhaft, ohne daß seine amtliche Handlung etwas von ihrem Ernste verliert. Er geht schnell durch die Ceremonien; er lieset die Messe gleichsam militärisch. Bald giebt er den fünf oder sechs Anwesenden seinen Segen und zieht sich in die Sacristei zurück.

In der Kirche ist es kalt, aber ein Ofen unterhält in der Sacristei eine angemessene Wärme. Der Priester legt seine geistlichen Gewänder ab, kniet an einem Betstuhle nieder, lieset einige Dankgebete, die auf einer starken Pappe vor ihm gedruckt stehen und erhebt sich bald.

Der Sacristan ist dabei.

„Sind heute Kranke zu besuchen?"

„Ich weiß von keinem gefährlichen, Herr Vicar, aber eine Fremde, die aus Italien gekommen ist und seit zwei

Tagen im Hôtel zur Poſt lebt, ſoll ſehr leidend ſein. Sie hat eine ſchreckliche Reiſe über den Mont-Cenis gehabt. Beinahe wäre ſie mit dem Wagen im Schnee ſtecken geblieben."

„Es iſt gut."

Denſelben Tag, einige Stunden ſpäter, begab ſich der Vicar von Lans-le-Bourg in warmer Kleidung nach dem Poſt-Hôtel und ließ fragen, ob die Fremde ihn ſehen wolle. Die Antwort lautete bejahend.

Der Vicar trat mit der theilnehmenden Miene ein, welche den Kranken immer wohlthut. Ein freundliches Geſicht des Arztes oder des Geiſtlichen bringt immer ſofort Erleichterung.

Die Fremde iſt keine andere als Louiſe.

Das Pferd Jacomos hatte ſie weithin auf der Straße von Bolscarcetta getragen und ſie war endlich auf toscaniſchem Gebiete angekommen, in tödtlicher Beſorgniß um ihren Bruder. Jacomo hatte ſich unter ſeinem Wachholderbuſch hervorgearbeitet, nachdem er Julio durch die Häſcher der Inquiſition fortbringen geſehen. Er zweifelte nicht daran, daß der junge Franzos, da er einmal in ſolche Hände gefallen, ſeine That in Forcaſſi durch ewiges Gefängniß büßen müſſen werde. Seine Hauptaufgabe war, ſein Pferd wiederzufinden und das Mädchen, wie er verſprochen, über die römiſche Grenze zu bringen. Er war alſo ſcharf gegangen den Huftritten nach, die andere Augen als die ſeinigen wohl kaum bemerkt hätten, und bald nach Louiſen in dem Gebirgsdorfe angekommen.

Er hatte da der armen Schweſter die Wahrheit ſagen müſſen und endlich auch eingeſehen, daß das arme Paar

das nicht war, was er anfangs geglaubt, aber doch zwei Opfer, die ein unverſöhnlicher Haß verfolgte. Louiſe bezahlte ihn ſehr gut und empfing von ihm allen guten Rath, den ſeine Erfahrung geben konnte.

„Ihre Anweſenheit in den römiſchen Staaten iſt nutzlos, ſogar nachtheilig," ſagte er, „denn man könnte ſich wohl auch Ihrer Perſon bemächtigen, um genau zu erfahren, warum Sie in Forcaſſi waren. In unſerm glückſeligen Lande, ſehen Sie, kann eine Unterſuchung recht wohl zehn Jahre dauern. Oftmals vergißt man ſogar den Gefangenen ganz, wie ſein Verbrechen oder ſein angebliches Verbrechen. Kehren Sie alſo nach Frankreich zurück. Ihr Bruder iſt in den Händen des heiligen Gerichts und das iſt etwas Schreckliches. Es gehört große Macht dazu, da herausgebracht zu werden. Suchen Sie Schutz und Gunſt in Paris. Laſſen Sie Ihren Bruder durch die Regierung reclamiren. Gehen Sie bis an den Kaiſer, wenn es ſein muß."

Louiſe hatte die Weisheit dieſes Rathes erkannt. Sie mußte ihren Bruder zu retten ſuchen, durfte ſich alſo nicht ſelbſt in große Gefahr begeben. So reiſete ſie denn mit ſchwerem Herzen ab, über Florenz und Turin nach dem Mont-Cenis, hoffte bald in Lyon zu ſein und dann Paris zu erreichen, um da für die Befreiung ihres Bruders thätig zu ſein.

Der Uebergang über den Mont-Cenis war äußerſt ſchwierig geweſen. Der Wagen, in dem ſie ſich befand, verſank im Schnee und Louiſe wurde halberfroren von den Mönchen des Hospiz gerettet; der Wagen hatte ſpäter, obgleich halb zerbrochen, weiterfahren und Lans-le-Bourg erreichen können. Aber die große Anſtrengung

und das Gemüthsleiden hatten den zarten Körper Louisens sehr erschüttert. Sie war in einigen Tagen alt geworden. Die Verlassenheit, die Verzweiflung zehrten an ihrer Seele und der schwache Körper vermochte den inneren Leiden keinen Widerstand zu leisten.

Der Vicar von Lans-le-Bourg, der Kranke auch zu beurtheilen gelernt hatte, erkannte auf den ersten Blick, daß der Zustand der Fremden nicht von ernster Bedeutung sei, aber daß ihr Gemüth aufgerichtet werden müsse.

Er sprach mit der Fremden nicht von Beichte und letzten Sacramenten; er redete ihr Muth ein, ihr augenblickliches Leid zu ertragen, sich einige Ruhe zu gönnen und der Vorsehung zu danken, die bei Allem, was sie geschehen läßt, weise Absichten hat.

So gewann er das Vertrauen Louisens, die erkannte, daß sie es mit einem braven Manne zu thun habe.

„Herr Abbé," sagte sie zu ihm, „ich bedarf sehr Ihren Rath, . . ich befinde mich in einer so schlimmen Lage . ."

Sie erzählte ihm kurz die Verhaftung ihres Bruders, ihre eigene Flucht aus dem römischen Gebiet und ihre Absicht, in Paris Schutz zu suchen.

Das Gesicht des Vicars hatte sich während der Erzählung sehr roth gefärbt. Mit fast bebender Stimme fragte er dann:

„Sind Sie wohl gar aus T . . ?"

„Ja."

„Die Schwester des Herrn Julio von La Clavière, des Pfarrers von St. Aventin?"

„Ja. Kennen Sie meinen Bruder?"

„Ich verdanke ihm mein Leben. Ich war ſonſt Pfarrer im Lilienthal. Ihr Bruder iſt mein Wohlthäter. Meine Börſe, mein Herz gehört ihm; verfügen Sie über mich.“

„Ja, Sie haben Recht: die Vorſehung hat ihre weiſen Abſichten — ſie führte mich zu einem Freunde meines Bruders. Sie richten meinen Muth wieder auf; es fehlte mir eine Stütze und ich fühle, daß ich ſie in Ihnen gefunden habe. Sie werden den Bruder und die Schweſter retten.“

„Alle meine Kräfte werde ich aufbieten. Während Sie nach Paris reiſen, um die Regierung anzugehen, werde ich mich ſelbſt nach Rom begeben und zuſehen, ob es kein Mittel giebt, den armen Freund den Klauen des heiligen Gerichts zu entreißen. Die Inquiſition müßte ſehr klug ſein, wenn ich ihr nicht einen Streich ſpielen ſollte. Ich beſitze einige Tauſend Francs, die ich von einem Oheime erbte, der nicht zu gelegenerer Zeit ſterben konnte. Sie verwende ich zu einem goldenen Schlüſſel und dieſer Schlüſſel öffnet in Rom ſelbſt die Pforten des Vaticans.“

Louiſe erhob dankend die Augen gen Himmel und reichte dem edelſinnigen Vicar die Hand.

Einige Tage ſpäter war ſie ſoweit geſtärkt, daß ſie die Reiſe nach Paris unternehmen konnte. Loubère ſeiner Seits ging über die Alpen, reiſete ſchnell durch Turin und Florenz und kam in Rom an.

6.

Loubère im Gesù.

Obgleich Loubère die Offenheit selbst und folglich nicht im Stande war, eine Rolle der Verstellung und Heuchelei zu spielen, so sah er doch ein, daß er äußerst vorsichtig zu Werke gehen müsse, wenn er seinen Zweck erreichen wolle. Seine Aufgabe war eine sehr schwierige. Vor allen Dingen mußte er den Verdacht der Jesuiten ablenken, die durch ihre Polizei alles auskundschaften, was ihnen schaden kann. Die Leute aus den Pyrenäen verbinden nun mit ihrer Energie als Gebirgsbewohner etwas von der Pfiffigkeit der Gascogner, deren Blut sich häufig mit dem ihrigen mischt. Sie können also gelegentlich Gascogner sein. Es ist aber bei ihnen nicht Berechnung, nicht moralischer Verfall, sondern Instinct und die Kunst in Gefahr Rettungsmittel zu finden. Uebrigens entwickelt sich in allen Ländern, wo der Mensch oft mit der Natur zu kämpfen hat, die Verschlagenheit sehr bedeutend, ohne grade der Ehrlichkeit viel zu schaden.

Loubère erdachte sich einen kleinen Plan. Vor allen Dingen nahm er seine Wohnung nicht in dem Hôtel zur Minerva, wo alle Blicke in der Menge der Geistlichen, die sich aus allen Theilen der Welt dahin begaben, sich auf ihn gerichtet haben würden, sondern in einer abgelegenen kleinen Straße, die della Vecchierella heißt, sehr krumm, sehr dunkel und hinter den umfänglichen Gebäuden des Gesù versteckt ist. Hier fand er für einige

Paoli des Monats ein beſſeres Zimmer als er es verlangt haben würde, da er beſcheiden und eingezogen in der ewigen Stadt zu leben gedachte.

Dann begab er ſich zu dem Generalvicar, welcher für den Papſt die Functionen des Biſchofs von Rom beſorgt. Er ließ ſeine geiſtlichen Papiere, die in der beſten Ordnung waren, viſiren. Als er gefragt wurde, in welcher Kirche er die Meſſe zu leſen wünſche, antwortete er:

„Ich bin in Rom ganz unbekannt.“

„Wo wohnen Sie?“ fragte der Secretair Sr. Eminenz.

„Via della Vecchierella.“

„Da ſind Sie nur ein paar Schritte vom Geſù; als Franzoſe werden Sie die Meſſe da leſen wollen.“

„Sehr verbunden; aber die Kirche wird wohl ſehr beſetzt ſein?“

„Für den Augenblick wenig.“

Der Secretair hatte während dieſes kurzen Geſprächs das energiſche und redliche Geſicht des franzöſiſchen Geiſtlichen aufmerkſam gemuſtert. Er fühlte ſich zu dem Manne hingezogen und bot ihm einige empfehlende Zeilen für den Pater Sacriſt vom Geſù an.

„Ich nehme ſie mit großem Dank an.“

Einige italieniſche Zeilen, die Loubère ſehr wohl verſtand, ſehr ſorgſam und lesbar geſchrieben, wurden ihm mit den andern Papieren übergeben und er ging.

Am andern Tage, bei dem erſten Morgengrauen, begab ſich der Pyrenäer, der früh aufzuſtehen gewohnt war, in ſeiner Kleidung als franzöſiſcher Geiſtlicher in das Geſù. Dieſe Tracht fällt in Rom immer auf, weil die gemeinen Geiſtlichen da ſehr

wenig auf ſich halten. Loubère zeigte ſeinen Erlaubniß-ſchein und das Empfehlungsſchreiben des Secretairs Sr. Eminenz vor.

„Willkommen!“ ſagte der Pater Sacriſte.

Alles wurde ihm und zwar mit der anmuthigen Gefälligkeit, welche die Geſellſchaft Jeſu auszeichnet, zur Verfügung geſtellt.

„Ich mache Ihnen, Hochwürdiger, ſo wenig Mühe als möglich während meines Aufenthaltes in Rom. Ich habe Ausflüge in die Umgegend zu machen und in dieſen Tagen werde ich nicht kommen.“

„Sie haben bei uns völlige Freiheit, Herr Abbé!.. Werden Sie aber keinen unſerer Patres beſuchen? Wir freuen uns immer über die Beſuche der franzöſiſchen Geiſtlichen. Mehrere der Unſrigen ſind ſelbſt Franzoſen.“

Da fiel Loubère etwas ein.

„Iſt auch der Pater von Cambiac da?“

„Ja wohl; er iſt Einer der Angeſehenſten in Rom.“

Dieſer Pater von Cambiac gehörte zu der mächtigen Familie der Marquis von Cambiac, einer der reichſten und berühmteſten im ehemaligen Languedoc. Er war ſein Mitſchüler im großen Seminar in T. geweſen. Sie hatten mit einander im vertrauteſten Freundſchafts-verhältniſſe geſtanden. Der gute Abbé von Cambiac hatte den Einfall gehabt Jeſuit zu werden, obgleich er durchaus nichts Jeſuitiſches an ſich hatte. Er war aufgenommen worden und zwar mit Freude, denn die ehrgeizige Geſellſchaft liebt große Namen ſehr. Er hatte auch ſchnell ſeinen Weg gemacht, eben ſeiner Geburt wegen, die in Rom mehr gilt als in Frankreich. Der

neue Jesuit trieb leidenschaftlich das Studium der Numismatik und die Gesellschaft bekämpfte diese Neigung nicht, sie zog ihn vielmehr nach Rom, wo sein sanftes Wesen und sein Benehmen als ächter Gelehrter ihm alle Herzen gewann.

Er war eine der Berühmtheiten unter den Jesuiten und gehörte zu dem großen Rathe des Ordens.

Ob nun in Loubère lebhaft die alte Zuneigung zu seinem lieben „Marquis-Abbé", wie er ihn im Seminar zu nennen pflegte, erwachte; ob es ihm gelegen kam, etwas in das geheime Gesù einzubringen oder ob es zu seinem Plan gehörte, in Rom unverdächtig zu erscheinen, wenn er mit einem hochgestellten Mitgliede der großen Gesellschaft umgehe, genug er antwortete sogleich dem Pater Sacriste:

„Der Pater von Cambiac ist hier? Ei, um so besser. Gewiß werde ich ihn besuchen. Wir waren gute Freunde in dem Seminar. Wie freue ich mich, daß Sie mir das mittheilen. Morgen schon werde ich ihn aufsuchen."

„Ich werde ihm Ihren Besuch anmelden."

„Sie sind sehr gütig."

Am andern Tage erschien Loubère wirklich, mit wichtiger Miene, im großen Sprechzimmer im Gesù und fragte nach dem hochwürdigen Pater von Cambiac. Der Bruder Pförtner ging zu dem Jesuiten und einige Minuten später erinnerten sich die beiden Franzosen der herrlichen Tage, die sie miteinander in einer Zeit verbracht, da die Phantasie Alles verschönert und das Herz Freundschaften für das Leben schließt.

Der Pater, der ganz wie ein ächter Gelehrter war, nahm Loubère mit aufrichtiger Freude auf. Die Erin-

nerungen an die Jahre, die er in ihm weckte, sind für jeden Mann von unvergänglichem Werthe; die Offenheit Loubères hatte sich nicht geändert, der Jesuit nannte ihn wie sonst seinen Pyrenäen-Bär und Beide fühlten sich glücklich.

„Wir wollen aber nicht lange hier bleiben, Freund, sondern in mein Zimmer hinaufgehen."

Sie gingen über einen langen Corridor, stiegen eine breite steinerne Treppe hinan, die in das erste Stock führte und gelangten wieder in einen unendlich langen Corridor mit schmalen Fenstern, die nur von oben Licht gaben. Links zog sich eine Reihe Zimmer hin und unter diesen befand sich auch das des Pater von Cambiac.

Es war für einen Würdenträger des Ordens nichts weniger als kostbar. Ein großes luftiges Gemach führte in ein zweites, das sich ebenfalls auf den Corridor öffnete und als Bibliothek und Schlafzimmer diente. Das war Alles. Uebrigens waren alle Zellen in diesem Stockwerke des Gesù genau ebenso. Jeder Pater hatte sein großes Zimmer und daran seine Bibliothek.

Loubère verließ endlich den Pater von Cambiac ganz entzückt und dieser ließ sich das Versprechen geben, ihn während seines Aufenthalts in Rom oft zu besuchen.

„Uebrigens," sagte er, „werde ich Befehl geben, daß Sie sogleich direct in mein Zimmer in den Stunden kommen können, die ich Ihnen angeben werde und in denen Sie mich sicher treffen. Wir plaudern dann von unserm lieben Frankreich und von unserm schönen Languedoc. Wir reden nur mit einander als Marquis und Bär.

Eines Tages traf Loubère den Jesuiten fast in Thrä-

nen und das Gespräch kam bald auf das, was auf den Pater so tiefen Eindruck gemacht hatte. Die Vertraulichkeit wuchs mehr und mehr zwischen den beiden Freunden und der kleine Marquis sprach, wie er es noch nie gethan, von Herzen.

„Nein, Freund," sagte er, „ich bin nicht glücklich, denn man liebt sich hier nicht untereinander. Nichts ist so vertrocknet als alle diese Herzen, weil alle diese Augen beobachten. Aeußerlich benimmt man sich ungemein zuvorkommend gegen mich, aber man haßt mich, weil ich nicht „den Geist und Sinn des Hauses habe," heißt es. „Sie haben nie etwas über die Andern zu sagen." Glauben Sie, das ist ein großer Vorwurf. Ist es möglich, daß ein Mann, der sich mit seinen Studien in seinen wenigen Freistunden beschäftigt, um sich zu zerstreuen, auf die Schwächen und Unvollkommenheiten der andern Mitglieder achtet? Ein undankbares Geschäft. Ich habe genug mit mir zu thun. Freund, wie sehne ich mich nach dem freien Leben der Weltgeistlichen! Gott ist mein Zeuge, daß ich es nie gemißbraucht haben würde; aber ich befände mich dort auch nicht in dem eisernen Räderwerke, in den Gedanken und Gefühlen, wo alles berechnet ist wie in einem Uhrwerke, dessen ewige Gleichförmigkeit nichts stört. Es ist ein langsamer Selbstmord. Aber, was habe ich da gethan! Das muß ich nun Alles in der Beichte sagen. Mein Gott, welche Qual! Armer Loubère, wie glücklich preise ich Sie, daß Sie Vicar in Lans-le-Bourg sind! So elend ist das Leben hier, daß mir diese Herzensergießung gegen Sie theuer zu stehen kommen wird. Ich muß den nennen, gegen welchen ich sie gethan habe. Ich muß Alles wiederholen, was Sie

gesagt haben, damit man sich überzeuge, ob Sie hierher gekommen sind, um dem Orden zu schaden und mich in meinem Berufe wankend zu machen. . . Ja, Spionirerei und Tyrannei, das ist der Geist des Ordens jetzt . . . Kommen Sie morgen und übermorgen. Ich beichte erst am Sonnabend Abend. Bis dahin bin ich frei."

Loubère hatte nicht den Muth ein Wort hinzuzufügen; er drückte dem armen Pater die Hand und ging fort.

Erst am zweiten Tage darauf konnte er seinen Besuch wiederholen. Die Stunde, welche der Pater Cambiac ihm bezeichnet hatte, war seit zehn Minuten vorüber. Loubère ging rasch in dem langen Corridor hin und kam vor die Zelle, welche er für die des Freundes hielt. Die Thür war verschlossen, aber die der anstoßenden Bibliothek stand halb offen. Loubère konnte wagen, ohne Weiteres einzutreten. Er glaubte, sein Freund werde sogleich wiederkommen. Er trat also in das Bibliothekzimmer, drückte die Thür zu, um von keinem Andern gesehen zu werden und freute sich schon über die Ueberraschung.

Loubère hatte sich aber um zwei oder drei Thüren geirrt und befand sich in der Privatbibliothek des Jesuiten-Generals, dessen Wohnung, aus mehreren anstoßenden Zimmern bestehend, die Mitte des Stockwerks einnahm. Loubère, ein großer Bücherfreund, wie gar viele Geistliche, benutzte die Zeit des Alleinseins und griff nach den ersten besten Bänden. Es waren geistliche Bücher in verschiedenen Sprachen, ziemlich in gleichem Formate, sehr sorgsam, aber ohne Luxus gebunden. Er bewunderte die Schönheit der Ausgaben und die Feinheit des Einbandes. Als er die ersten Bände wieder an Ort

und Stelle ſetzen wollte, fiel ihm eine hinter der erſten verborgene zweite Reihe von eben ſo ſorgfältig, aber um vieles reicher gebundenen Büchern auf. Seine Neugierde regte ſich mächtig. Er befand ſich ja auch bei einem Freunde und glaubte ſeine Neugierde befriedigen zu können. Dieſe Bücher waren eine Sammlung franzöſiſcher Literatur aus unſerer Zeit und der erſte Band den er hervorzog, war ein Roman von Paul de Kock. Loubère war nicht ängſtlich in der Lectüre, wunderlich aber kam es ihm doch vor, den leichtfertigſten franzöſiſchen Romandichter in Luxusband in der Bibliothek eines Würdenträgers der Jeſuiten zu finden.

„Nun," dachte er bei ſich, „da der Papſt Gregor XVI., der feurigſte Abſolutiſt, ſeine Freude an Paul de Kock hatte, wird ſich mein kleiner Marquis dieſen Zeitvertreib wohl auch erlauben dürfen. Nur möchte ich wiſſen, ob er das auch beichtet."

Aber, welche Ueberraſchung! als er das Buch wieder zurückſtellen wollte, um nicht etwa durch den Pater bei ſeiner Neugierde überraſcht zu werden, zeigte ſich dahinter eine dritte Reihe Bücher, die ganz einfach gebunden waren. Auf dem erſten war hinten geſchrieben: Geſtändniſſe der Väter. Die kleinen cartonnirten Handſchriften zeigten Buchſtaben auf dem Schnitt. Loubère ſuchte raſch nach dem Namen ſeines lieben Marquis-Jeſuiten. Gleichzeitig überfiel ihn eine gewiſſe Angſt und er fragte ſich: habe ich mich nicht in der Thür geirrt? Bin ich nicht anderswo als in dem Bibliothekzimmer des Paters von Cambiac? Es war für ihn kein Zweifel mehr, als er bei dem Namen Cambiac alle Bekenntniſſe des jungen Paters im Auszuge fand. Aber

übertreiben wir nicht. Dieſe geheimen Lebensbeſchreibungen waren allerdings nach den Bekenntniſſen eines jeden Pater verfaßt, aber ſie enthielten keine beſondere Sünde, das Geheimniß der Beichte war ſtreng gewahrt. Der Jeſuit Cambiac namentlich war nach dem Leben abconterfeit oder vielmehr photographirt: ſeine Gutmüthigkeit, ſein Mangel an Scharfſinn, ſeine geringe Anhänglichkeit an den Orden, ſein Temperament, was man von ſeinen numismatiſchen Kenntniſſen hielt, das Einzige, um deſſen willen man ihn in der Geſellſchaft behalten mußte, ſeine ächte und tiefe Frömmigkeit, wie ſein fortwährendes Sehnen nach dem Leben der Weltgeiſtlichen, in dem das Joch der Regel nicht auf ihm laſte, alles war treffend geſchildert.

Die Zeit verging.

„Wo bin ich nur?“ fragte ſich Loubère nochmals.

Die tiefſte Stille herrſchte um ihn her; nichts rührte ſich in dem anſtoßenden Gemach, wie auf dem langen Corridor. Der Trieb der Selbſterhaltung, das Gefühl der Schicklichkeit flüſterte ihm zu, ſchnell aus dieſer Bibliothek ſich zu entfernen und einfach in das Sprechzimmer zu gehen, um nach dem Freunde zu fragen. Auf der andern Seite freilich war das Abenteuer doch gar ſehr pikant. Die andern Heftchen dieſer Sammlung ſtanden da und die Aufſchriften der einzelnen Sammlungen derſelben: Geſtändniſſe der Fremden — Feinde der Geſellſchaft zogen ihn mit magnetiſcher Kraft an.

„Ob unter den Feinden der Geſellſchaft der arme Julio auch ſchon erwähnt iſt?“ fragte die Neugierde.

Er ſuchte den Namen Julio und richtig der würdige

Freund Loubères wurde unter den schlimmsten Feinden der Gesellschaft nicht nur erwähnt, sondern ausführlich geschildert. Alle Verbrechen, die man ihm zuschrieb, waren da verzeichnet. Es fanden sich kleine Einzelheiten, wie sie nur die gewandtesten Spione zusammenbringen zu können scheinen, seine Neigungen, seine Lebensweise, sein Entzücken über seine Schwester, sogar das Abenteuer mit dem Mädchen, das er in einer Nacht in sein Pfarrhaus zu St. Aventin aufgenommen.

Loubère vergaß über dieser Lectüre die Zeit. Er war eben in der so pikanten Chronik seines Freundes bis zu dem Unternehmen des sogenannten Abbé Denis gekommen, welcher von den Vätern den Befehl erhalten, Julio nach Rom zu leiten, als plötzlich in dem Nebenzimmer Geräusch entstand. Er stellte rasch die Bücher wieder in Ordnung und erkannte bald die Tritte zahlreicher Personen, welche sich in das Zimmer begaben. Die Gefahr für Loubère wurde jedenfalls groß. Er mußte erwarten, wenn er ertappt werde, als Dieb oder Spion, seine Neugierde mit dem Aufenthalte in einem der Gefängnisse des heiligen Gerichts oder in dem Zuchthause zu Terracina bestraft zu sehen, — eine Aussicht, die ihn keineswegs anlächelte. Aber wie fortkommen? Rasch heraus zu gehen, auf die Gefahr hin die Aufmerksamkeit der im Nebenzimmer Versammelten zu erregen oder draußen einem Andern zu begegnen, schien ihm zu gewagt zu sein.

Gewöhnlich fassen starke Naturen wie Loubère in der Gefahr energische Entschlüsse, hier hielt ihn unerklärlicher Weise eine gewaltige Angst fest; er fühlte sich fast gelähmt, seinen Willen durch eine höhere Kraft gefesselt.

Während dieses seines Zögerns wurden drüben Stühle

gerückt und plötzlich trat gänzliche Stille ein. Loubère hörte auch deutlich die gewöhnliche Anrufung des heiligen Geistes in lateinischer Sprache durch die langsame und schwache Stimme eines alten Mannes. Die Stühle wurden dann noch einmal gerückt und wieder trat Stille ein.

Offenbar hatten sich die Väter gesetzt und Loubère zweifelte nicht mehr daran, daß er das unglaubliche Glück habe, einer Sitzung des hohen Rathes der großen Gesellschaft beizuwohnen, der aus wenigen Personen besteht und doch einen so außerordentlichen Einfluß seit drei Jahrhunderten auf die ganze Christenheit ausgeübt hat.

Die Angst Loubères freilich verringerte sich nicht. Es giebt eine ganz eigenthümliche Furcht. Auf dem Schlachtfelde, den Kanonen gegenüber, sich zu befinden, ist eine nicht gerade angenehme Lage, hat man aber einmal im Pulverrausch das erste Nervenzittern überstanden, so denkt man an die vorhandene Gefahr nicht mehr. Nicht alle Kugeln treffen ja und dies beruhigt einen Jeden. Die schrecklichste, die unbesiegbare Furcht ist die vor dem Unbekannten.

In dieser Angst befand sich Loubère und er konnte zu keinem energischen Entschlusse kommen, der ihn von den möglichen schrecklichen Folgen der Lage befreie, in die ihn ein seltsamer Zufall gebracht.

Er wartete auf das was kommen konnte, halb betäubt die Elnbogen auf ein vorspringendes Bretchen der Bücherſammlung gestützt, unbeweglich, wie ein Bittender und Betender am Fuße des Altars.

Das Gespräch hatte drüben begonnen. Loubère achtete aufmerksam auf jedes Wort und er befand sich in

ſolcher Aufregung, daß jedes dieſer Worte ſich ſeinem Gedächtniſſe tief einprägte.

Der alte Mann, welcher das Anfangsgebet geſprochen hatte, konnte kein anderer ſein als der General des Ordens.

Er faßte jetzt, mit größter Klarheit, in einem Rechenſchaftsbericht, den Loubère mit der Botſchaft des Präſidenten einer Republik an den Congreß verglich, die Lage der Geſellſchaft in allen Gegenden der Erde zuſammen. Die Jeſuiten ſtänden ſehr gut, hieß es, in England, in den Vereinigten Staaten und in Canada, wo ſie allmächtig wären, ebenſo in Belgien, wo die höhere und die Weltgeiſtlichkeit unter ihrer Herrſchaft ſtänden.

Noch beſſer ſei die Lage in Polen, wo die Geſellſchaft in der That wegen der Stellung der Nation herrſche, welche das Joch Rußlands mit Ungeduld trage.

„Meine Inſtructionen an unſere Brüder in Polen — die Sie hoffentlich billigen werden — gehen dahin: alles zu thun, um die nationalen Antipathien zu unterhalten, unter denen die religiöſen ſo ſehr wachſen; die Ruſſen fortwährend als Feinde, als Verfolger des Glaubens und als Tyrannen zu ſchildern, gegen die Alles erlaubt ſei. Ich ſtehe in lebhaftem Briefwechſel mit der polniſchen Emigration in Paris, unter welcher ſich viel Ehrgeiz findet, der immer mehr gereizt wird und den der alte Czartoryski kaum noch im Zügel halten kann. Die ausgewanderten Polen bitten uns inſtändig ſie zu unterſtützen und von unſerer Seite her eine religiöſe Revolution vorzubereiten, während ſie das Land gegen die ruſſiſche Herrſchaft aufſtacheln. Ihr Plan nun, den ſie

ſehr lange ſchon gehegt und in Paris ſelbſt hochgeſtellten Perſonen mitgetheilt haben, die mit dem Kaiſer ſprechen können, iſt folgender: Ueberall in den Kirchen ſollen patriotiſche Lieder geſungen werden. Das wird die Ruſſen beſorgt machen, ſie werden die Polizei aufbieten, ſelbſt die Truppen. Dieſelben Lieder ſollen an den öffentlichen Orten geſungen werden, wo man ſich verſammeln will. Die Parole wird ſein: nie in Waffen zu erſcheinen. Wenn die Truppen den Befehl erhalten, das Volk zu zerſtreuen, wird es auf die Knie fallen und der Lanze der Koſaken nur die Bruſt darbieten. Man hat einige Organe der Preſſe ſondirt, ſelbſt im Lager der Liberalen. Alle ſind Polen günſtig geſtimmt und die Sympathien der Revolutionäre für die ſogenannten Nationalitäten werden unſere Sache mächtig fördern. Die Erfinder des Planes ſind im Voraus überzeugt, daß ein Schrei des Unwillens durch ganz Europa gehen wird über Rußland, das harmloſe Leute verletzt, ein Schrei der Begeiſterung dagegen für eine Märtyrer-Nation. Dann muß ja Europa von Rußland die Wiederherſtellung des Königreichs Polen verlangen."

„Rußland könnte aber wohl nicht nachgeben und einen Vertilgungskrieg gegen das unglückliche Volk beginnen," ſagte ein Pater.

„Das wird Frankreich nicht dulden. Es hat ſich ja zum Don Quichote der Nationalitäten gemacht. Es wird Polen unterſtützen und wir genießen mit ihnen den Sieg oder es zieht ſich einen Coalitionskrieg zu und dann . ."

„Und dann . .?" fragte ein Pater.

„Dann wäre die Revolution auf lange Zeit nieder-

geworfen und das käme uns noch mehr zu Statten. Die Ereigniſſe liegen in Gottes Hand. Beſchäftigen wir uns nur mit der Rolle, die wir in Polen zu ſpielen haben. Ohne Zweifel gewinnt die Unterſtützung, welche die Geiſtlichkeit der nationalen Bewegung leiht, denen, welche bei dem Unabhängigkeitskampfe behilflich waren, mehr und mehr die Dankbarkeit und Liebe Polens. Wenn die ſchlimmen Tage, die wir in naher Zukunft fürchten, für uns eintreten, wenn wir nach der Vertreibung aus den italieniſchen und vielleicht auch bald aus den römiſchen Staaten, in den anderen Ländern, die, wie wir fürchten müſſen, ebenfalls der Revolution verfallen ſind, kein Aſyl mehr finden, würden wir bei dieſem ſo treu am Katholicismus hängenden Volke eine ſichere Zuflucht haben; die Geſellſchaft könnte ſich in Polen neu bilden und da auf beſſere Tage warten."

Nach dieſer Auseinanderſetzung, welche das lebhafteſte Intereſſe Loubères erregte, ſprach der General lange über die Lage der Geſellſchaft in den römiſchen Staaten. Darauf fügte er hinzu:

„Ließe ſich die Möglichkeit einer Reſtauration der Bourbons in Neapel annehmen, ſo müßten wir vor allem die Intereſſen der Königin Mutter unterſtützen. Iſt Franz II. ſich ſelbſt überlaſſen, ſo wird er zu Gunſten des Sohnes der Königin Mutter abdanken und Neapel gehört uns dann.

„Hier, in Rom ſelbſt, lagern wir gewiſſermaßen nur, das dürfen wir uns nicht verheimlichen. Die precäre Lage des weltlichen Papſtthums ſpricht deutlich von unſerem Schickſale. Die ſchändlichen Revolutionäre werden eine Zeit lang die Oberhand haben. Ob der Papſt im

Vatican bleibt oder nicht, wir werden jedenfalls abreisen müssen. Man haßt hier ja weniger das Papstthum als uns. Die Geistlichkeit selbst ist uns nicht günstig und wird sich über unseren Fall freuen wie die Revolutionäre. Sie bleibt doch, denkt sie. Diese Begrabenden und Taufenden haben nichts von dem gutmüthigen Volke zu fürchten. Auch ist die Weltgeistlichkeit italienisch gesinnt und sympathisirt mit dem Volke. Wir Jesuiten haben keine Nationalität; unser Vaterland ist unsere Gesellschaft; wir sind Weltbürger und das ist unsere Stärke, scheidet uns freilich auch von den Bevölkerungen, die in uns nur Fremde sehen."

Es folgte darauf eine Pause, dann, wie es in der parlamentarischen Sprache heißt, eine Conversation über die kritische Lage des Papstthums.

„Alles Menschliche vergeht", wagte einer der Väter zu bemerken, aber erregte damit einen wahren Sturm gegen sich. Der Unglückliche, der so zu sprechen gewagt hatte, war kein Anderer als der Jesuiten-Marquis, der Pater von Cambiac, dessen Stimme Loubère sehr wohl erkannte.

Der Pater General sprach alsdann weiter.

„Ich hatte heute eine Audienz bei Sr. Heiligkeit und er erwähnte im Laufe des Gesprächs das Andringen des französischen Gesandten wegen der Freilassung jenes Julio, des jungen Geistlichen, der uns in Frankreich so viel geschadet hat und der glücklicher Weise in unsere Hände gefallen ist, aus dem Kerker des heiligen Gerichts. Ich machte Gegenvorstellungen und sagte, dieser Julio sei ein zweiter Lamenais, aber vielleicht noch gefährlicher als der erste, der heftig war und selbst seine Freunde ver-

letzte, während dieser ein Wolf in Schafskleidern sei. Gleich darauf begab ich mich zu dem Cardinal-Minister, der uns ganz ergeben ist. Er ist uns ja auch Dank schuldig. Er drückte mir freundlich die Hand und ich erzählte ihm mein Gespräch mit Sr. Heiligkeit wegen des Julio. „O, hochwürdiger Pater", antwortete er mir. „Ihr Schützling ist gut bei Ihnen aufgehoben." Wir können also nach dieser Seite hin unbesorgt sein."

Loubères Neugierde ermüdete nicht, doch schielte er häufig nach der Thür, die er so unvorsichtig geschlossen hatte.

„Da ich einmal da bin", tröstete er sich wieder, „gefährdet mich eine Stunde länger nicht mehr. Es wird doch irgendwo fortzukommen sein."

— „Nun haben wir noch unsere Finanzangelegenheiten", begann der General drüben wieder. „Sie stehen besser als je. Unsere Ausgaben wollen neben den immer noch anwachsenden Einnahmen nichts bedeuten. Die verhaßte moderne Civilisation, das muß man ihr zugeben, versteht sich vortrefflich auf die Vervielfältigung des Capitals. Wir haben auch durch sie viel gewonnen. Unsere kleinen Ersparnisse aus den ersten Jahren unserer Restauration trugen große Summen ein. Auch gab es viele Schenkungen. Die guten Testamente sind in diesem Jahre noch zahlreicher als in dem letzten, so daß unsere Provinz Paris in dem letzten Vierteljahre, nach meiner Weisung 2000 Actien der Sevilla-Xeres-Cadix-Bahn zu 500 Frcs., also für eine Million, nehmen konnte, ferner 2000 Stück zu 500 Frcs der österreichisch-lombardischen, 1000 Prioritäten von Saragossa zu 500 Frcs., im Ganzen zwei und eine halbe Million Frcs.

„Für das nächste Halbjahr haben wir, abgesehen von zufälligen Einnahmen, alle Zinsen, unsere andern Einnahmen von unsern Schiffen in Havre und Bordeaux, von unsern Etablissements in San Francisco, von unsern Handelshäusern ꝛc., so daß ich unsern Gewinn für das Jahr auf mehr als sechs Millionen glaube anschlagen zu können.“

Hier steigerte sich die Unruhe Loubères von neuem, denn er glaubte, nach dem Finanzberichte werde die Sitzung geschlossen werden. Dann kam der kritische Augenblick. Wie sollte er sich retten?

Wenn das Schloß, das er aufmachen mußte, knarrte, wenn Jemand plötzlich dazu käme, wenn man ihn in dem Privatzimmer des Generals überraschte, welches Ereigniß! Und wenn man ihn nicht hörte, konnte man ihn sehen, den Bruder Pförtner aufmerksam machen. Gleichwohl blieb ihm nichts Anderes übrig.

Er faßte den Drücker des Schlosses, öffnete so leise als möglich die Thür, aber er konnte sie kaum so weit aufmachen, daß er durchzuschlüpfen vermochte, so sehr knarrte sie. Man hatte es sicherlich drüben im Sitzungssaale schon gehört, denn der Pater General fragte so eben:

„Wer kann in diesem Augenblicke zu mir gehen? Sehen Sie doch nach“, sagte er zu dem Pater Cambiac, der zunächst an der Bibliothekthür saß.

Dieser stand auf, trat in das Zimmer, sah die halboffene Thür, ging hinaus in den Corridor und bemerkte einen Geistlichen, in dem er, der Figur und Haltung nach, Loubère zu erkennen glaubte und der rasch nach der Treppe zu ging. Verlegen kehrte Pater Cambiac

um und meldete dem Pater General, die Bibliothekthür sei halboffen, aber Niemand da.

In einem Hause, wo alles mathematische Regelmäßigkeit ist, wunderten sich alle Patres über die während der Rathssitzung offene Thür, der General selbst. Man sah selbst nach und ging im Corridor hin. Die Verlegenheit des Pater Cambiac blieb auch nicht unbemerkt. Alles leer. Man untersuchte die einzelnen Zellen. Jeder Jesuit, mit Ausnahme der Rathsmitglieder, saß bei seinen Studien, die Brüder waren bei ihrer Arbeit und der, welcher das Zimmer des Generals zu besorgen hatte, befand sich nicht im Hause.

Es war die Zeit, in welcher man unabläßig auf der Hut sein mußte. Das patriotische Comitte welches die Jesuiten haßte, konnte ein teuflisches Complot angezettelt haben, das Gebäude anzünden und in die Luft sprengen lassen wollen. Man gerieth in wirkliche Angst. Der Bruder Pförtner hatte nichts Ungewöhnliches bemerkt. Als er aber von allen auf das Genaueste befragt wurde, erzählte er, kein einziger Fremder sei hinaufgegangen außer einem französischen Geistlichen, der ein Paar Tage vorher den Pater Cambiac besucht habe und der, auf besonderen Befehl des Paters, direct in das Zimmer desselben gehen dürfe. Dieser Geistliche sei drei Stunden bei dem Pater geblieben. Dieser wurde dann vor den Pater General beschieden, um anzugeben, zu welcher Zeit der fremde Geistliche ihn besucht und wann er ihn wieder verlassen habe.

Der Pater Cambiac versicherte, daß er jenen französischen Geistlichen den ganzen Tag nicht gesehen habe. Der Bruder Pförtner mußte nun genau die Stunde

angeben, in welcher jener Geiſtliche gekommen und dann wieder gegangen ſei.

Seltſames Geheimniß! Ließ ſich Pater Cambiac in ein Complott gegen ſeinen Orden ein? Seine Verlegenheit, als er aus der Bibliothek wieder in dem Sitzungszimmer erſchien, die Gewißheit, die ſich nach der Erklärung des Bruder Pförtner ergab, die offenbare Lüge des Pater Cambiac, der den Geiſtlichen ſicher bei ſich geſehen, alles das war jedenfalls ſehr ſeltſam. Man dachte an den Abfall Paſſaglias.

Der geheime Rath trat ſofort noch einmal zuſammen. Das zweideutige Benehmen des Pater Cambiac wurde ſtrengem Tadel unterzogen. Man mußte ihn jedenfalls zur Buße in ein entferntes Haus des Ordens ſchicken und zwar ſogleich. War er wirklich ſchuldig und hatte etwas angezettelt, ſo wurde es durch ſeine Entfernung vereitelt; war er unſchuldig, ſo legte ihm der Gehorſam ein verdienſtliches Opfer auf.

Am andern Tage erfuhr Loubère in der That, daß der Pater Cambiac Rom verlaſſen habe.

7.

Der kleine Monſignore.

Loubère zweifelte nicht, daß er wohl mit Urſache der Abreiſe des Pater Cambiac ſein möge. Um allen Verdacht von ſich fern zu halten, las er ferner die Meſſe im Geſù.

Er beſaß ein Empfehlungsſchreiben an den Abbé Bertrand, einen der franzöſiſchen Geiſtlichen, welche in Rom Correſpondenten der Biſchöfe ſind und die Angelegenheiten mehrerer Sprengel beſorgen. Der General-Vicar von Chambery hatte ihm einen Brief an dieſen Mann mitgegeben, der ihn auch ſehr freundlich aufnahm und Loubère überhaupt ſehr nützlich war. Durch denſelben machte er in Rom bald werthvolle Bekanntſchaften, deren er ſich zur Ausführung ſeines Planes zu bedienen gedachte.

Er hatte Gelegenheit gehabt, einen jungen Mann aus der päpſtlichen Familie genauer kennen zu lernen, Monſignore Andrea Giuſto, geheimen Camerierer des Papſtes, der ſich ihm ganz zur Verfügung ſtellte, wie es die entarteten Römer in der kriechendſten Weiſe zu thun pflegen. Jedenfalls war der Mann käuflich. Er führte im Geheimen ein ziemlich freies Leben. Die Gehalte der unteren Stellen am Hofe des Vaticans ſind mehr als mittelmäßig. Der Prälat machte denn auch große Augen vor einer Reihe von Goldſtücken, die Loubère, bei dem Beſuche dieſes Herrn, auf den Tiſch zählte.

„Das iſt für den," ſagte Loubère, „welcher mir einen ſehr guten Freund aus einer Unannehmlichkeit herausbringen hilft."

„Das ließe ſich wohl thun," antwortete der Prälat, der ſofort anbiß.

„Wenn Sie ſich der Sache annehmen wollten, würde ſie bald gelingen."

„So will ich mich ihrer annehmen. Was iſt's?"

„Sehr wenig . . Ein leichtſinniger Streich . . Ein

mir befreundeter junger Prieſter hat ſich dummer Weiſe von dem heiligen Gericht fangen laſſen."

„Von der congregazione del santo uffizio? die iſt mächtig, Signor."

„Ach, als ob Sie nicht alles vermöchten, die in die Nähe der Santita di nostro signore kommen! Sagen Sie, paßt es Ihnen? So ſchlagen Sie ein. Fördern Sich mit und all dies Gold gehört Ihnen."

Der Italiener ſah mit begehrlichen Blicken nach den ſo regelmäßig aufgezählten Goldſtücken, die ſo verführeriſch lockten.

„Reden Sie im Ernſt?" fragte er Loubère.

„Ganz im Ernſt."

„Sie wiſſen aber auch, daß die Sache ſchwer iſt, daß man ſich ſeine Zukunft verderben kann?"

„Sie ſind hier viel zu gewandt, als daß Sie etwas verderben ſollten. Sie ſind doch alle unter einander einig und ſtehen in einer Verſicherung auf Gegenſeitigkeit! Und was iſt es denn auch Großes? Zwei oder drei Mitglieder der heiligen Congregation zu gewinnen, vielleicht nur eins, einen Commiſſar, einen einflußreichen Rath. Wenden Sie einmal Ihre Schlauheit an, an der es in Rom nicht fehlt. Brauchen Sie unwiderſtehliche Mittel, ſo drücken Sie den Leuten einige der ſchönen Goldſtücke da in die Hand. Ich habe ſie wahrhaftig nur zu dieſem Zwecke mitgebracht. Nicht eines davon nehme ich mit zurück nach Savoyen und ſollte ich ſie in die Tiber werfen."

In die Tiber werfen! Eine ſolche Rede erſchreckte Monſignore ſehr und er dachte bei ſich:

„Die Franzoſen ſind Tollköpfe. Der Loubère wäre

im Stande, wahr zu machen was er ſagte.“ Laut entgegnete er: „O, Sie ſollen das ſchöne Gold nicht in die Tiber werfen.“

„So nehmen Sie zuerſt was Sie davon brauchen. Das Uebrige erhalten Sie nach der Befreiung meines Freundes.“

„Es müſſen einige andere Prälaten gewonnen werden, die zu Sr. Heiligkeit gelangen.“

„Reichen dieſer vier Reihen Goldſtücke dazu.“

Der habgierige Menſch überrechnete mit feierlichem Ernſte, während Loubère das Lachen kaum zurückhalten konnte, wie viel römiſche Scudi die erſte Reihe betrage.

„Zwei bis drei der Reihen würden wir wohl brauchen, um einen großen Schlag zu führen,“ ſagte er. „Für die Sache bürge ich dann.“

„Darauf ſoll es nicht ankommen. Da ſind noch vier — zwei Drittel alſo von der Summe, die ich an die gute That wende.“

„Ich nehme an der Sache auch nur Theil, weil es eine gute That iſt und berühre dies Geld, von dem mir ſelbſt doch nichts bleibt. Ach, Signor Abbate, es iſt jetzt ſchwer, in Rom etwas durchzuſetzen. Sonſt, ja ſonſt war gute Zeit. Unter Gregor XVI. brauchte man nur zu Gaetanino zu gehen, der ſonſt ſein Barbier geweſen und ſein vertrauteſter Freund geworden war. Der vierte Theil von dem Golde da hätte hingereicht. Aber es ändert ſich Alles; man will Sr. Heiligkeit dem Papſte gefallen, der in gewiſſen Dingen ſehr ſtreng iſt. Aber Sie, Herr Abbate,“ fuhr Monſignore fort, „werden doch Rom nicht verlaſſen wollen, ohne einen der Orden des

Papſtes erhalten zu haben. Sie ſind nicht theuer, einige Studi . . "

„An den Orden liegt mir gar nicht viel."

„Dieſe könnte ich Ihnen ſicher verſprechen. Ich würde mich ſogar verbindlich machen, den Orden Gregors des Großen zu verſchaffen oder den vom goldenen Sporn."

„Wir wollen ſehen, wenn mir einige Goldſtücke bleiben und ich weiß nicht, was ich damit anfangen ſoll."

„Ein ſolcher Orden iſt für die Geiſtlichen in Frankreich recht gut."

„Ich bin bereits verſorgt und aufgehoben."

Während der letzten Worte hatte der kleine Monſignore mit ſeinen langen ſchmalen Fingern nach ſeinem Antheil des Goldes gegriffen, denſelben nach dem Rande des Tiſches geſtrichen und er ließ es nun in ſeine Taſche gleiten.

Er verbeugte ſich und ging.

„Ich höre bald von Ihnen?" fragte Loubère.

„In den nächſten Tagen, Signore Abbate."

7.

Der Cardinal Antonelli.

Man hat in Europa den Cardinal Antonelli viel verleumdet. Er iſt der artigſte, gutmüthigſte Menſch im heiligen Collegium, ſpielt noch den jungen Mann und es ſteht ihm gut. Wenn er aus der Stadt nach dem Vatican kommt, weltlich gekleidet, ſehr zierlich wie ein

Cavalerieoffizier, begreift man wohl, daß er noch Glück bei Frauen haben könnte. In seinem Gewande erscheint er in der Würde eines Premier-Ministers, aber ohne allen Hochmuth. Er ist ein liebenswürdiger Plauderer und verhüllt seine Gedanken in langen diplomatischen Antworten, in denen er doch nur eben das sagt, was er sagen will und zwar, zu seinem Lobe, in vortrefflichem Französisch. Seine Artigkeit ist vollendet. Wenn man von ihm geht, kann man nicht glauben, daß er der Minister einer streng reactionairen Regierung ist. Man reibt sich die Augen, um sich zu überzeugen, daß man wirklich im Vatican und nicht in dem Salon eines constitutionellen Ministers ist. Wir glauben übrigens, daß er mit derselben Gewandtheit auch die Politik eines liberalen Staates leiten würde.

Er ist einer der Männer, die sich mit ausdauernder Treue an ein System anschließen und einer Sache mit dem Eifer, wie einem Freunde, widmen. Der Cardinal vertheidiget im besten Glauben den Absolutismus des hinsterbenden weltlichen Papstthums und er thut dies mit vollkommener Anmuth und ritterlicher Zierlichkeit, welche selbst die strengsten politischen Geister entwaffnet. Er gleicht dem Intendanten eines reichen Hauses, der alle seine persönlichen Interessen abgelegt hat, um denen seines Herrn zu dienen. Es fehlt indeß dem so gewandten Mann an Genie. Von dem was in der Welt draußen vorgeht, in religiöser Hinsicht, weiß er gar nichts. Die religiöse Pariser Presse hat ihn völlig irre geleitet, ja in einem unversöhnlichen Widerstande verhärtet. So schwört er denn auf das Evangelium nach Veuillot, Coquille und Taconnet. Darum ist er überzeugt, daß er

mit seinem unveränderlichen „Nein" die europäische Diplomatie in Schach hält. Ueber dieses „Nein" wird die Nachwelt staunen, meint er.

Doch hat er, der arm zur Cardinalswürde kam, für die Zeit, in der er den Vatican verlassen müßte, einige Millionen in allen Ehren zusammengebracht, so daß er unter allen Umständen gemächlich wird leben können und den Gehalt von 15,000 Frcs. nicht vermißt, den er als Cardinal bezieht.

Das ist der Mann, mit dem Frankreich officiell in Allem verhandelt, was die internationale Politik betrifft.

Die Angelegenheit Julios hatte viel Lärm gemacht. Ein großes Brüsseler Journal, das fast immer sehr gut unterrichtet ist, erzählte das unglaubliche Abenteuer von der Einsperrung des Fräulein von Clavière, die Geschichte, wie ihr Bruder in der Klosterkirche ein Gitter zerbrochen und darum endlich in einen Kerker der Inquisition geworfen worden sei.

Als Louise in Paris ankam, fand sie viele mitleidige Herzen und in den höchsten Kreisen interessirte man sich lebhaft für das Opfer der Jesuiten. Es ging eine diplomatische Depesche an den französischen Gesandten in Rom, die ihn anwies, nichts zu versäumen, um dem jungen französischen Geistlichen die Freiheit zu verschaffen.

Der Gesandte benutzte die erste Gelegenheit, um die Angelegenheit gegen den Cardinal-Minister zur Sprache zu bringen. Er erwähnte die Sympathien, die der unvorsichtige junge Mann in Frankreich gefunden und verschwieg auch nicht, welchen guten Eindruck seine Freilassung machen würde.

Die Rede war so fein, als sie ein Diplomat nur wenden kann.

Der Cardinal hatte ihn ruhig bis zu Ende angehört.

„Unmöglich, Herr Gesandte! Unmöglich! Sie wissen, daß diese Congregation Niemand auf Erden über sich anerkennt, weder einen Minister wie mich, noch einen Gesandten wie Sie, weder einen Kaiser, wie Ihren Gebieter, noch einen Papst wie seine Heiligkeit. Wir haben hier nichts verändern wollen und die heilige Inquisition noch weniger. Nur nichts Neues. Nach der Rückkehr von Gaëta mußte alles umgestaltet oder das Alte wieder aufgenommen werden. Das Letztere entsprach der Sachlage und wir bleiben dabei stehen. Nichts also darf an unseren alten Einrichtungen verändert werden. Unter uns, die heilige Inquisition paßt ganz und gar nicht zu unserer jetzigen Civilisation, aber sie ist eine unserer Stützen und wenn wir an ihr rütteln, bricht Alles zusammen. Wir sind, das dürfen wir nicht vergessen, in einem Priesterreiche. Jedes Vergehen, das heilige Dinge betrifft, muß vorzugsweise bei uns unnachsichtlich bestraft werden. Das heilige Gericht ist auch nur in solchen Dingen schrecklich . ."

„Sie schafft aber doch, wie Sie sehen, Eminenz, Opfer und wegen geringfügiger Dinge."

„Geringfügig, Excellenz? Gewaltthat in einem Kloster? Ein solches Aergerniß an einem heiligen Orte?"

„Es geschah ja aber, um die Schwester zu retten, die man gegen ihren Willen in Forcassi fest hielt . ."

„Er mußte sich an die Behörde wenden, an den Delegaten."

„Und Sie glauben, Eminenz, daß man ihm die Schwester ausgeliefert haben würde?"

„Vielleicht! Ich gestehe indeß," setzte die Eminenz lächelnd hinzu, „daß es wahrscheinlich lange gedauert haben würde."

„So tadeln wir ihn nicht, daß er zu einem schnellen, wenn auch nicht legalen Mittel griff."

„Ich tadele ihn ganz und gar nicht und begreife vollständig, was ihn zu solcher Gewaltthätigkeit trieb. Das heilige Gericht freilich wird nicht so urtheilen. Glauben Sie mir, ohne die Furcht, die es einflößt, würden in jeder Nacht mehrere Tausende von Klöstern in ganz Italien geplündert, die frommen Nonnen gemißhandelt und die heiligen Gefäße gestohlen werden. Die Banditen schonen die bestvertheidigten reichen Wohnungen nicht, aber vor einer Schwester Pförtnerin zittern sie. Wer ein Kloster betritt, wer das Busentuch einer Nonne berührt, begeht ein Sacrilegium. Da steht denn Gott sei Dank! das heilige Gericht drohend vor allen Denen, die weder die Gesetze noch die Vertreter der öffentlichen Gewalt achten. Die Furcht, in dem Kerker zu verfaulen, in dieser und jener Welt verdammt zu sein, hält allein die Banditen ab, schützt die Klöster und bürgt vor alltäglichen Heiligthumsschändungen. Wir thun alles gern, um Ihrer Regierung gefällig zu sein, aber in dieser Sache vermögen wir nichts. Den kleinen Mortara herauszugeben wäre viel leichter gewesen und doch hätten wir, um es thun zu können, zugestehen müssen, unsere kirchliche und bürgerliche Gesetzgebung tauge nichts. Dies kann aber eine Regierung nicht thun."

Der Diplomat konnte nichts weiter thun.

Ein Brief aus Paris von Louiſen hatte Loubère den glücklichen Ausgang ihrer Reiſe mitgetheilt und erwähnte, daß ſie durch die franzöſiſche Geſandſchaft Schutz bei der päpſtlichen Regierung zu finden hoffe.

Loubère bot vergebens ſeiner Seits alles auf, um Julio zu ſehen und ihn wenigſtens Nachricht von dieſem Briefe ſeiner Schweſter zu geben. Es war an ſeinen Kerker nicht hinan zu kommen. Loubère ging zu ſeinem Prälaten, der ſich nicht wieder hatte ſehen laſſen ſeit er das Gold eingeſteckt. Anfangs hatte der Mann aus den Pyrenäen ſich in Geduld gefaßt. Später beſuchte er die Perſon, die ihn faſt ſtolz empfing und immer nur antwortete: „wir werden zuſehen; ich habe gute Hoffnung.“

„So bin ich alſo um mein Geld beſtohlen,“ ſagte er ſich endlich. „Ich ſehe wohl, daß in Rom der goldene Schlüſſel in alle Schlöſſer paßt, aber keines aufſchließt. Aber warte, Burſche!“

Eines Morgens, ſehr früh, als die ganze Stadt noch im Schlummer lag, klopfte er bei dem Prälaten an und ſagte dem Pförtner: „ich habe dem Monſignore Andrea Giuſto etwas ſehr Dringendes zu ſagen.“

Der Monſignore ging in die Falle, ſtand auf, zog den Schlafrock an und empfing Loubère.

„Nun,“ ſagte der kräftige Pyrenäer in einem Tone, über deſſen Bedeutung kein Zweifel ſein konnte, „nun möchte ich zu Ende kommen. Ernſthaft vorwärts oder mein Gold zurück! Verſtanden, Monſignore?“

Der Arme, der an ſolche Sprache durchaus nicht gewöhnt war, zitterte faſt, dachte aber bei ſich: „wenn wir die verdammte Occupationsarmee nicht da hätten,

wollte ich den Menſchen ſehr bald ſo ſicher unterbringen wie ſeinen guten Freund. Jetzt läßt ſich gegen einen Franzoſen leider gar nichts unternehmen.“ Laut ſagte er dann in äußerſt freundlichem Tone:

„Mein lieber Herr Abbé, ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß ich ſehr thätig geweſen bin. Wenn Sie wüßten, welche Mühe ich mir gegeben habe, wie viel Geld ich es mich koſten ließ, weit mehr als Sie mir gaben! Sehen Sie, ich habe — durch Geld natürlich — die Unterredung Sr. Eminenz des Cardinal Antonelli mit Ihrem Geſandten erfahren, als dieſer Ihren Freund reclamirte.“

Und er erzählte ihm ſehr genau das Geſpräch der beiden Diplomaten.

Loubère wurde milder.

„Und Sie glauben nun nicht mehr, daß etwas zu thun ſei?“ fragte er faſt kleinlaut.

„Es bleibt nichts übrig als bei dem Papſte ſich zu verwenden,“ antwortete der Prälat, deſſen Furcht verſchwunden war. „Ich will es verſuchen, aber . . dazu gehört Zeit.“

„Gut. So komme ich nach acht Tagen wieder.

Während Loubère betrübt und entmuthiget fortging, fiel ihm ein, doch dahin zu reiſen, wo die That Julios geſchehen war. Louiſe hatte ſie ihm ſehr pathetiſch beſchrieben. „Dabei vergeht die Zeit,“ ſagte er ſich.

Am andern Tage ſaß er in einem Wagen und begab ſich nach Vetrala.

9.

Der Schmuggler.

Loubère hatte die ſchwarze Madonna in ihrem Wochenanzuge, die ſchönen Gemälde und das Gitter beſehen, das in aller Schnelligkeit wieder ausgebeſſert worden war. Er glaubte den jungen Freund da vor ſich zu ſehen und rufen zu hören: „es iſt meine Schweſter!“ Er wollte dann den See von Bolſena, die großen etruriſchen Städte zwiſchen Viterbo und Corneto beſuchen und auf der Eiſenbahn von Civita Vecchia nach Rom zurückkehren. Von Forcaſſi aus gedachte er indeß zunächſt den braven Jacomo aufzuſuchen, den Retter Louiſens. Es wurde ihm auch nicht ſchwer das weiße Häuschen des Schmugglers zu finden. Jacomo war auch daheim und die Bekanntſchaft mit Loubère bald gemacht. Nichts führt ja die Menſchen ſchneller zuſammen als die Liebe für ein und daſſelbe Weſen, die Hingebung für ein und dieſelbe Sache.

„Jacomo, Sie waren ein Ehrenmann und ich liebe Sie als hätten Sie mich ſelbſt gerettet.“

„Wo iſt der arme junge Mann?“

„Sie wiſſen es nicht?“

„In den Klauen des Teufels?“

„Schlimmer. Den Teufel kann man gewinnen, man braucht ſich ihm nur zu ergeben.“

Loubère erzählte was er für den Freund verſucht und daß Alles vergeblich geweſen.

Jacomo war ernſthaft geworden.

„Alſo iſt der Geſandte Sr. kaiſerlichen Majeſtät

Napoleons III. bei der Regierung seiner Heiligkeit gescheitert?"

„Leider, Jacomo."

„Das ist stark. Und wenn Ihr Franzosen nicht wäret, hätte Se. Heiligkeit schon lange . ."

„So geht es. Mein kleiner Prälat war auch nicht glücklicher als der Gesandte."

„Das versteht sich, der behielt das Gold für sich: Hätte ich das Viertel von dem gehabt, um das er Sie betrog!"

„Jacomo, ich habe noch mehr Gold." Während er dies sagte, nahm er eine Rolle von Zwanzigfrancstücken aus der Tasche, zerbrach sie und ließ tausend Frcs. in Gold auf den Tisch des Schmugglers rollen. Nie hatte sich eine solche ungeheure Summe und in so funkelnden Goldstücken in dem Häuschen Jacomos befunden.

„Nehmen Sie das Gold fort!" sagte er zu Loubère. „Ich bin bezahlt. Das arme Mädchen war sehr freigebig in Volscarcella und doch weiß ich, daß ich nur die Hälfte meiner Aufgabe gelöset habe. Der Bruder muß noch gerettet werden."

„Hätten Sie einige Mittel dazu?"

„Ich werde es versuchen. Jacomo rühmt sich nie, aber da Se. Excellenz, der französische Gesandte, nichts ausgerichtet hat, so muß wohl Jacomo sich entschließen, etwas zu thun. Der liebe Herr kann nicht da bleiben. Ich habe ihn nur ein Paar Stunden gesehen, aber ich liebe ihn wie einen Sohn. Er hätte nicht acht Tage da bleiben sollen wo er ist; leider kann Jacomo nicht allein Alles thun. Ich bitte Sie noch einmal und, wenn es sein muß, befehle ich: stecken Sie das Geld ein. In

Rom werden wir es brauchen. Leb wohl, Frau! bete zur Madonna für Jacomo. Es ist ein gefährliches Unternehmen, aber auch Ehre dabei."

Loubère und Jacomo begaben sich nach Civita Vecchia und Abends waren sie in Rom.

10.

Pius IX. und der Auflauf in Rom.

Eine großartige Gestalt ragt in der Kirchengeschichte unserer Zeit weit hervor — Pius IX. Mastai wird den seltsamen Vorzug gehabt haben, bei seiner Thronbesteigung von den Liberalen Europas freudig begrüßt, von der klerikalen Partei verwünscht, in den letzten Jahren seiner Regierung aber von der liberalen Welt verwünscht und von der ultramontanen Geistlichkeit bejubelt worden zu sein. Dieselben Männer, die jetzt rufen: „es lebe der unsterbliche Pius IX, der König und Papst!" sagten 1847: „in dem Cardinal Mastai hat man eine sehr schlechte Wahl getroffen; wir haben einen revolutionären Papst."

Wie ist diese wunderliche Umstimmung zu erklären? War Mastai ein Absolutist, der nur den liberalen Mantel umhing? Ist er heute noch liberal, läßt aber den Absolutismus walten, um in Frieden unter seinen Cardinälen zu sterben? Weder das Eine noch das Andere.

Pius IX ist ein Mann der rechten Mitte, der vor dem glatten Abhange erschrak, an welchem die Freiheit die reformeifrigen Fürsten hinabzieht und der nun im

Schutze der Reaction ausruht wie der Schiffbrüchige sich an eine Klippe festklammert.

Pius IX hatte das Schicksal Ludwigs XVI, abgerechnet das Schaffot. Wie der unglückliche Bourbon, hatte er die besten Absichten; er suchte das unter Gregor XVI. tief gesunkene Papstthum durch eine bessere, wo möglich freiere Regierung zu heben. Er fand die weltliche Regierung in solcher Unordnung, daß man ihm nicht einmal die Acten über die Gefangenen vorzulegen vermochte, welche die römischen Gefängnisse füllten und um diesen Augiasstall zu reinigen, mußten die Uebelthäter und Banditen wie die politischen Gefangenen sammt und sonders amnestirt werden.

Ein charakteristischer Zug der ersten Zeit seiner Regierung war es, daß Pius IX., dessen Frömmigkeit man kannte, mit eigener Hand das heilige Abendmahl ertheilte.

Pius IX. ist unendlich besser als seine Umgebungen. Man kann sich unmöglich eine richtige Vorstellung von der geistigen Armuth jener römischen Prälatur machen, welche die sogenannte Curie bilden. Unter ihm, dem so sittenreinen, hat die herkömmliche Galanterie der jungen römischen Prälaten aufgehört, wenigstens darf sie sich nicht mehr öffentlich zeigen. Bis zur Occupation durch die Franzosen waren jene Prälaten, die alle den großen Familien angehörten, die Liebhaber der schönen Patrizierinnen; seit der französische Offizier erschienen ist, sieht sich der Monsignore verschmäht und die Epauletten sind in der Mode. Vor diesen glücklichen Eroberern mußten die Prälaten sich zurückziehen.

Welches Schicksal das weltliche Papstthum haben

mag, ob es zu einem der Vergleiche kommt, welche bei den Diplomaten so beliebt sind, weil sie alles Bestimmte und Entschiedene vermeiden, oder ob der sehnlichste Wunsch der Italiener erfüllt wird und Rom als Hauptstadt Italiens seine natürliche Bestimmung erreicht, wir wissen es nicht. Pius IX. aber ist seit vierzehn Jahren eigentlich kein Herrscher mehr, weil seine Herrschaft nur auf napoleonischen Bajonetten ruht. Man versichert immer, die geistliche Unabhängigkeit könne für den Papst nicht bestehen ohne die weltliche Souverainetät und doch übt Pius IX. seine ganze geistliche Gewalt aus, obgleich er politisch unter dem Belieben einer französischen Armee steht.

Das Experiment ist also bereits gemacht. Mag Victor Emmanuel in den Quirinal gelangen, mag Mazzini mit der Republik siegen, gleichviel welche Fahne von der Engelsburg weht, die kirchlichen und geistlichen Werke des Vaticans werden keinem andern Drucke von Seiten der regierenden Macht unterliegen als sie dem langen Protectorate Frankreichs unterlagen. — — —

Loubère, der nicht gerade ein sehr weiches Gemüth besaß, wurde tief ergriffen als er eines Tages zufällig vor der Kirche della Trinita del Monte stand, Pius IX. aus derselben kommen und in den Wagen steigen sah. Einige Carabiniers in abgeschabter blauer Uniform ritten vor dem Wagen, der weder so bescheiden, wie es dem Priester der Religion ziemt, welche die weltliche Eitelkeit verschmäht, noch so wahrhaft kostbar wie der eines Monarchen war. Armer Papst! dachte er bei sich.

Als der Fürst der Kirche auf der Schwelle des Gotteshauses erschien und die so milden Augen aufschlug,

an denen noch Thränen hingen, als er majeſtätiſch die Hand erhob, um die zufällig da Verſammelten zu ſegnen, fühlte ſich der kräftige Mann von den Pyrenäen ſo ergriffen, daß ihm die Füße zitterten. Er ſank auf die Knie, um dieſen Segen zu empfangen, den Segen eines Herzens, das das Schickſal tief und ſchwer verwundet hat.

Es waren mehrere Abbati da, welche Loubère leicht an ihrer Tracht erkannte, Römer aus dem Mittelſtande, aus dem Volke und Kinder. Alle ſahen den weinenden Fürſten ohne alle Leidenſchaft, ohne Liebe wie ohne Haß, an und nahmen gleichgiltig ſeinen Segen hin. Man kniete aus Gewohnheit nieder und ſtand unter Lachen wieder auf.

Loubère war voll Unwillen darüber und ſagte faſt laut: „Die Erbärmlichen!“ Bald aber dachte er reiflicher nach:

„Ja,“ ſagte er ſich, „dieſes Königthum iſt todt. Die Menſchen da haben nichts geſehen als den Wagen und die Reiter. Vor ihren Fürſten ſind ſie ſtumm. Wenn Pius IX. mit ſeiner ſo angenehmen als weithinklingenden Stimme auf den Balcon St. Peters in Rom das Benedicat vos ertönen läßt, dann neigen ſich dieſelben Menſchen tiefer als ich: ſie erkennen den Stellvertreter Chriſti. Hier dagegen ſind ſie eiskalt, denn ihrem letzten Cäſar glauben ſie nichts ſchuldig zu ſein.“

Die Thränen des heiligen Vaters an dieſem Tage hatten ihren guten Grund. Er wußte durch ſeine Privatpolizei, nicht durch die des Cardinal-Miniſters, daß ſich in der Stadt eine große Kundgebung vorbereite, welche von dem römiſchen Comitté nicht blos geſtattet, ſondern faſt hervorgerufen ſei. Der nächſte Tag konnte der letzte

seines weltlichen Glanzes sein, an dem der fromme Greis zwar persönlich nicht sehr hängt, den er aber, nach der Stimme seines Gewissens, auf seinen Nachfolger übertragen möchte.

Die Straßenaufläufe in Rom haben nichts von dem, was an andern Orten diese schrecklichen Ausbrüche des Volkszornes bezeichnet. In Rom versteckt sich der Auflauf unter dem sanften Namen Kundgebung. Bei einem Auflauf in Paris schafft die Kugel und das Bajonnet immer Opfer; in Rom beschränkt sich, von Seiten der Behörde alles auf zahlreiche Verhaftungen, von Seiten des Volkes auf einige Messerstiche in die Seite der päpstlichen Gensdarmen. Wenn in Rom das Committée Vorsicht empfiehlt, so zeigt der glühendste Patriot exemplarische Rücksicht. Will das Committée die öffentliche Meinung etwas mehr heraustreten lassen und sich von der Haltung des französischen Generals dabei überzeugen, so zeigt es an: auf den Corso! Das bedeutet: drängt die Gendarmen, braucht vorsichtig das Messer und schreit: nieder mit dem Papste! Nicht mehr. Die Stunde ist noch nicht gekommen.

Man erinnert sich des Auflaufs am 2. Februar 1861. Man wollte die Stimmung Frankreichs genau kennen. Daß der französische Gesandte der italienischen Einheit günstig sei, wußte man.

„Wir sind Thoren", hatte Eines der thätigsten Mitglieder des Committées gesagt. „Glaubt Ihr, die Rebhühner werden Euch gebraten vom Himmel herunterfallen? Die Politik des Kaisers der Franzosen geht dahin, den Papst äußerlich zu schützen, wenn aber die päpstliche Regierung vor einer unwiderstehlichen Revolu-

tion fällt, so werden sich die französischen Truppen, nach einigen Schüssen, um die Fahnenehre zu sichern, in die Engelsburg zurückziehen und uns die Jagd auf die kleinen Zouaven des Herrn von Merode freigeben. Vor einer vollendeten Thatsache schweigt Europa.

Ein alter Mann, der Frankreich genau kannte, hatte diesen Plan für äußerst gefährlich bezeichnet.

„Hütet Euch vor einem so ungeheuren Fehler", hatte er gesagt. „Der französische Soldat kennt weiter nichts als den Befehl. Er jagt Euch ohne Erbarmen in die Tiber. Dann habt Ihr durch Eure Ungeduld Alles gefährdet. Eine Kundgebung also, keine Revolution!"

Mit dem Letzteren stimmte die Mehrheit.

Das Programm lautete also: auf das Verhalten des Commandanten der französischen Truppen zu achten, zuzusehen, ob er bei einer ernsten Revolution energische und der Nationalpartei entschieden feindselige Maßregeln ergreife oder ob er nur schwachen Widerstand leiste und man ihn für geneigt halten könnte, die Römer handeln und so die Frage mit einem Male lösen zu lassen.

So waren die oben getroffenen Anordnungen. Die gehorsame Menge unten hielt sich bereit zum Handstreiche und zum Gebrauche des Messers.

Jacomo war seit zwei Tagen in Rom, als diese Vorbereitungen zu dem Ausbruche geschahen, welcher der Stimmung nach alles Frühere übertreffen zu müssen schien. Nach dem Augenscheine konnte man sich täuschen und ernstlich an eine Revolution glauben. In diesem Sinne war der Bericht an den Papst abgefaßt.

Loubère hatte die Stadt der sieben Hügel in ihrer gewöhnlichen Ruhe gesehen und ahnete nichts. Ein Mann, der Alles wußte, der eine Rolle bei der „Kundgebung" spielen sollte und mit dem er am Vormittage zwei Stunden verbracht, hatte ihm kein Wort gesagt.

Sie begegneten einander wieder auf dem Spanischen Platze.

„Wissen Sie etwas Neues?" fragte der Mann Loubère.

„Nein," antwortete dieser, „aber ich sah den Papst weinen."

„Daran that er wohl."

Loubère verstand nichts. Wer der Mann war, erräth man wohl.

Jacomo, der ehemalige Soldat Garibaldis, Schmuggler seines Handwerkes, von gewaltigen Muskeln, von energischer und antirömischer Gesinnung, war ein zu vortreffliches Werkzeug für den Auflauf, als daß er denen entgehen konnte, welche den Handstreich in der großen Stadt leiteten. Es begegnete ihm ein Agent des Commitées.

„Jacomo, man braucht Dich morgen."

„Sehr wohl."

Jacomo empfing zunächst einige Paoli, um auf den Sturz des Papstes als weltlicher Fürst zu trinken, dann hörte er die Weisung mit der Kaltblütigkeit und Treue eines Mannes an, der jeden Augenblick bereit ist, unter seine Fahne sich zu stellen.

„Nun Achtung!" sagte Jacomo. „Ich gehöre Euch, aber gebt mir einige Leute und unterstützt mich im Noth-

falle, um brave Freunde aus den Kerkern des heiligen Gerichts heraus zu holen."

„Das kann geschehen", antwortete der Andere. „Es giebt eine gute Diversion."

Um nicht verdächtig zu werden, in diesen beiden Tagen in der ganzen Stadt herumlaufen zu können und seine Leute in den Wirthshäusern aufzusuchen, hatte der Agent die Polizei benachrichtigt, daß etwas vorbereitet werde.

„Wir wissen es schon", erhielt er zur Antwort.

„Ich glaube munkeln gehört zu haben, daß das Volk sich gegen die Gefängnisse wenden will."

„Ich danke für die Anzeige."

Mit dieser der Griechen würdigen kleinen List und dem was vielleicht das Geld that, konnte der Mann unter freiem Himmel thun was er wollte, ohne daß es der päpstlichen Polizei einfiel ihn zu beobachten. Man mißtraute einem Manne nicht, welcher der Regierung solche Nachrichten gab.

Am 2. Februar, genau zu der angegebenen Stunde, erfüllte eine compacte Masse entschlossener Männer, die ihre Mäntel in antiker Weise umgehangen hatten, den Campo vaccino zum großen Theile, die Zugänge zu dem Coliseum, den Navone-Platz, den Corso, den Platz del popolo und alle Punkte, wo die Menschenmenge gewöhnlich bedeutend ist.

Die Polizei hatte schon am Tage vorher im Stillen ihre Vorbereitungen gemacht. Man hat ja immer Freunde in beiden Lagern.

„Wir werden uns morgen sehen", hieß es.

„Ja, ich schleife mein Messer."

11.

Römiſche Bettler.

„Wohin, Pietro?“

„Es iſt Lärm auf dem Corſo; ich gehe hin.“

„Miſcheſt Du Dich auch ein?“

„Ich bin Patriot. Wenn ich auch Lumpen trage, ich weiß doch, daß ich ein Römer bin.“

„Und nachher?“

„Nachher? Ich höre Männer reden, die mehr ſind als ich. Sie ſind unſerer Pfaffenregierung überdrüſſig. Sie wollen die Monſignori los ſein. Jeder an ſeinen Platz! Die Geiſtlichen in die Kirchen und die Weltlichen in die weltliche Regierung.“

„Du ſprichſt da ſchönes Zeug, mein Sohn. So redete man zu meiner Zeit nicht. Ich verſteh's nicht. Sprich klar und deutlich. Ihr wollt Se. Heiligkeit, die Mönche, die Geiſtlichen verjagen?“

„Nicht im Entfernteſten, alter Vater.“

„Siehſt Du denn nicht, daß das der letzte Zweck der Revolution iſt?“

„Ich ſehe es nicht, weil es nicht wahr iſt.“

„Geh doch, madonna mia! Du biſt ſehr dumm, Pietro. Du arbeiteſt zu Deinem Schaden, mein Sohn, zum Schaden der Deinigen, zum Nachtheile Deines alten Vaters.“

„Ich ſehe das nicht ein, denn dann . .“

„Du wirſt doch rufen: „viva el papa re!“

„Gott bewahre mich!“

„Armer Thor! Höre mich an. Wer giebt Dir die Freiheit, die unbeſchränkte Freiheit mit allen ihren Freuden, nicht el papa re?“

„Eine Regel, eine Ordnung gefällt mir doch beſſer. Es macht dem Vaterlande auch mehr Ehre.“

„Der wahre König von Rom iſt nicht Se. Heiligkeit, ſondern — der Arme. Du lachſt? Ja, der Arme, der Bettler, der Mann im grauen, ſchmutzigen, zerlöcherten Mantel, Du und ich, wir ſind Könige in dieſer Stadt, welche die Schöngeiſter die ewige Stadt nennen. Wir ſind Könige auf den öffentlichen Plätzen, in den Straßen, an den Thüren der Paläſte, unter den Hallen der Kirchen. Da leben wir, da liegen wir, da athmen wir die ſchöne friſche Luft, welche die Adeligen in ihren ſchönen Sälen nicht haben. Wer giebt Dir das, wenn hier eine Polizei wie die franzöſiſche iſt?“

„Gebe Gott, daß alles nach franzöſiſcher Art eingerichtet wird!“

„Dummkopf! Man ſieht es, Du biſt noch in keiner großen franzöſiſchen Stadt geweſen. Da duldet man gar keinen Bettler. Ueberall ſteht geſchrieben: Das Betteln iſt verboten.“

„Um ſo beſſer! Man gewöhnt die Jugend zur Arbeit und es giebt, glaube ich, Zufluchtshäuſer für die Kranken und Alten.“

„Man hat Dir, wie ich ſehe, den Kopf verdreht, mein Sohn. Dieſe Häuſer ſind Gefängniſſe!“

„Mährchen!“

„Ja, Gefängniſſe, denn wer — mit Mühe und Noth — hineingekommen iſt, kommt nicht wieder heraus. Dann lebe wohl, Sonne, freie Luft und Alles! Das iſt

da das Leben, mein Sohn! Frei zu ſein, wenn man auch nicht viel zu eſſen hat, iſt immer beſſer als regelmäßige Mahlzeiten hinter eiſernen Stäben. Das ſind ſo meine Gedanken."

„Behalte Deine Gedanken, Vater!"

„Noch etwas!"

„Was?"

„Du willſt alſo anfangen die Arbeit zu lieben?"

„Das nicht, aber ich laſſe ſie mir gefallen; ſie iſt beſſer als die Hand hinzuhalten und ſich Suppe an der Kloſterthür zu holen."

„Sind das Gedanken! Was liegt denn da Erniedrigendes? Sind die Mönche nicht auch Bettler wie wir? Gehen ſie nicht ſammelnd in die Häuſer? Sie löſen uns ab. Mein Sohn, Mönche, viel Mönche ſind Päpſte geworden. Das iſt auch ein Ruhm."

„Ich danke dafür. Heut zu Tage iſt nur der Arbeiter geachtet, der Bettler wird verachtet. Sieht man die Böttelmönche gern? Man giebt ihnen aus Herkommen, oft weil man muß, um nicht ſchlecht angeſchrieben zu werden."

„Ich werde in Trauer ſterben müſſen."

„Wenn ich erſt ein Mann bin, ernähre ich Dich. Nur Geduld. Hier mein Meſſer! Wehe den Carabiniers!"

„Unglücklicher! Pietro, höre mich!"

„Was wollteſt Du noch?"

„Du haſt einen Grund, den Du mir nicht ſagſt, warum Du Dich in dieſe Aufläufe miſcheſt, bei denen Leute wie wir nichts gewinnen können als — Püffe. Pietro, ſage Deinem Vater Alles."

„Nun, wenn Du es wiſſen willſt, ich liebe Giuletta, die Tochter des Bildhauers Marino.“

„So heirathe ſie.“

„Einen Bettler mag ſie nicht.“

„Du biſt ja reich, reicher als ihr Vater. Ich verdiene mit meinem Betteln mehr als er mit ſeinen Statuen, die Niemand kauft, und ich habe in einem Verſteck einige ſchöne Goldſtücke. Die erbſt Du nach mir und Du kannſt leben wie ich.“

„Nein, ich will mit dem Vater Giulettas arbeiten und ſeine Kunſt erlernen, vorher aber mich ſchlagen für die Freiheit des Vaterlandes. Es lebe das eine Italien!“

„Geh zum Teufel!“

12.

Eine Belagerung.

Während die von dem Committée organiſirte „Kundgebung“ Rom in Aufregung erhielt, die päpſtlichen Truppen auf den Plätzen ſich ſammelten, zahlreiche Abtheilungen die Straßen räumten, erſchien die Occupationsarmee ihrer Seits mit bewundernswürdiger Präciſion ebenfalls, um ſich zwiſchen die nach allen Seiten hin fahrenden päpſtlichen Gendarmen und das ſchreiende Volk zu ſtellen. Die Operation nahm zwar einige Zeit in Anſpruch, gelang aber vollkommen. An einigen Stichen fehlte es den guten Päpſtlichen auch nicht. Es gab Tra-

gisches und Komisches bei der Kundgebung, bei der es dem Comitté klar wurde, daß die französische Armee strenge Befehle habe, daß sie zwar schonend zu Werke gehe, so lange die Bewegung nicht sehr ernstlich sei, daß sie aber unnachsichtig sein dürfte, wenn man es einmal mit einer Revolution versuche.

Alles dies geschah auf dem Hauptpunkte, wohin sich die Massen der Neugierigen gedrängt hatten. Ein solcher Auflauf ist ja für Manche eine Art Fest, wenigstens etwas Neues. Viel ist dabei doch nicht zu wagen.

Die französischen Truppen hatten sich in furchtbarer Weise von der Ebene del popolo bis zum Coliseum entwickelt und hielten so die große Straße besetzt, in welcher sich das Volk bewegte und waren sonach Herren des Kampfplatzes.

Für das, was auf einzelnen Punkten geschehen konnte, hatte man nicht gesorgt, doch waren die Posten an den Gefängnissen von der päpstlichen Polizei verdoppelt worden.

Jacomo hatte seine Anordnungen getroffen. Wenn die Leute, die man ihm versprochen hatte, an die ihnen bezeichneten Punkt sich begaben, nahm er sie in Empfang und ging mit ihnen in einige der Kneipen, wo es dem Volke so sehr gefällt, weil es da seine ganze Freiheit findet. Er ließ viel edlen Wein einschenken und bezahlte ihn mit dem Golde Loubères. Als alle seine Leute, etwa dreißig an der Zahl, in der gehörigen Aufregung waren, ohne die man nun einmal keine Schlachten gewinnt, als er sie durch eine Rede noch mehr angefeuert hatte, in der er namentlich die Pfaffen nicht schonte und seine Leute an die Tapferkeit und den Edelmuth erinnerte,

welche die Römer vor vierzehn Jahren, bei der Revolution bewiesen, um die Opfer der Inquisition zu befreien, vertheilte er einige Waffen, die bereit lagen, stellte sich an ihre Spitze und marschirte mit ihnen an das Thor des Gefängnisses der Inquisition.

Der erste Anprall war schrecklich. Die im Voraus gewarnte Polizei hatte den doppelten Posten versteckt gehalten. Es fielen einige Mann auf beiden Seiten unter den ersten Schüssen, aber die Leute Jacomos siegten. Sie hatten in diesem Augenblicke die Mehrzahl, die Kühnheit und die Folgen des Weines für sich. Die kleine Zahl der Vertheidiger verlor bald den Muth. Das erste Thor wurde erbrochen. Die Leute Jacomos hatten die Wache erobert und die Offiziere dachten schon sich und ihren Soldaten unnützes Blutvergießen zu ersparen, als eine starke französische Patrouille in der Straße daher kam. Jacomo hatte seine Wachen und wurde gewarnt. Er sammelte seine Leute und sie zerstreuten sich in mehrere Gäßchen, die den Franzosen nicht bekannt waren, so daß wenige in Gefangenschaft geriethen.

Jacomo verbarg sich einige Tage. Als er wieder ausgehen zu können glaubte, ging er zu Loubère.

„Ich bin in tödtlicher Angst gewesen, mein lieber Jacomo, als ich Sie nach der Kundgebung nicht wieder sah. Ich glaubte, Sie wären den Gensdarmen in die Hände gefallen. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß ein blutiger Kampf bei der Inquisition stattgefunden habe. Da, fürchtete ich, würde mein braver Jocomo geblieben sein und schon wollte ich gegen die Vorsehung klagen, daß sie meinem armen Julio Einen seiner besten Beschützer genommen. Da sind Sie aber doch wieder.

Sie leben, ich freue mich, Sie wieder zu ſehen und hoffe auf die Zukunft.

„Die verteufelten Franzoſen ſind an Allem ſchuld. Das war ein Unternehmen. Ich wäre mein Leben lang darauf ſtolz geweſen. Ein General kann ſeine hunderttauſend Mann nicht beſſer führen. Aber ich habe kein Glück.“

„Es iſt noch nicht Alles vorüber, Jacomo.“

„O nein, noch bin ich da. Ich habe noch Blut im Leibe und Gedanken im Kopfe. Hätten Sie wirklich noch einige von den Gelben?“

„Nicht viel.“

„Wir müſſen Alles wagen. Nur den Muth nicht verloren! Ich habe etwas Neues vor.“

„Jacomo, Sie ſind ein Mann, der das Herz auf dem rechten Flecke hat.“

13.

Osteria della Sabina.

Es war am 10. Febr. 1861. Drei kräftige Männer von martialiſchem und entſchloſſenem Ausſehen in der Kleidung der Bürger aus der römiſchen Campagna verzehrten ihr Abendeſſen bei dem matten Scheine einer übelriechenden Lampe in der Osteria della Sabina, dem Wirthshauſe, das die Hirten beſuchen, wenn ſie in Rom ſind, die Schmuggler, die Bettler von Profeſſion, die Diebe und die Verdächtigen, die zu Allem bereit ſind. Das Haus war war von höchſt ärmlichem Ausſehen und hatte nur eine kleine Eingangsthür von dem kleinen unregelmäßigen Platze her am linken Ufer der Tiber, in der Nähe des prächtigen Miniaturbaues, den man den Tempel der Veſta nennt. Unten befand ſich ein ziemlich großer verräucherter Saal nebſt einigen Zimmern, der Küche und dem Keller. Oben waren ein Dutzend ſchlechter Stuben, die ein dunkler und ſchmutziger Gang trennte. Wenn es viel Zulauf gab, wenn viele Landleute, zu gewiſſen Zeiten des Jahres, von den Bergen herunter gekommen waren, wimmelte es in dieſen Stuben von Menſchen; zehn, zwölf lagen da auf Matrazen und Strohſäcken. Nur zwei ſchlechte Betten gab es, deren Ueberzüge aber ſelten gewechſelt wurden . . Die Wirthin war die Signora Giuſtina, eine alte Frau mit breiten Hüften, einem faſt viereckigen Kopfe, mit derben aber ſchönen Zügen, ein echtes Bild der Frauen von Traſtevere, aber verdorben durch das Alter, durch ſchwere Arbeit und

ein schmerzensreiches Leben. Sie hatte nur einen einzigen Sohn gehabt und diesen zu denen geschickt, welche Rom gegen die französische Armee vertheidigten. Am Tage der Einnahme der Stadt brachte man ihr die Leiche des Sohnes.

Das Haus der Giustina war ein sicheres. Da konnte man alles reden. Verschwörungspläne gegen die päpstliche Regierung, Entführungsentwürfe, Unternehmungen auf der Landstraße, Einbrüche u. dgl., Alles wurde an der langen Tafel verhandelt, auf welche die Gäste, die daran auf Bänken saßen, die Elnbogen stützten, während sie den faden, süßlichen Wein tranken, den man an dem Abhange der Gebirge von Albano und Velletri baut. Giustina war eine Mutter für diese Helden aller Art, die ihre Kundschaft ausmachten. Ein einziger Verrath und Niemand hätte die Osteria wieder besucht. Die Frau stand aber auch gut mit der päpstlichen Polizei, der sie unter der Hand eine kleine jährliche Rente zahlte, welche die Agenten unter sich theilten. Reichlich gab sie allen Kapuzinern und andern Almosensammlern. Eine Madonna in einer Nische, an einer Ecke des Platzes, wurde von ihr regelmäßig mit schönen Kleidern und einer ewig da brennenden Lampe versorgt. Auch verfehlte sie nie ihr Ostern zu halten.

„Ihr seid also Männer, die nicht weichen?" fragte Einer der drei Männer, welcher die beiden andern zu beherrschen schien.

„Ja wohl, Signor."

„Es gilt fünfhundert Scudi."

„Gut!"

„Aber Gefahr ist dabei."

„Gleichviel!“

„Wir haben eine hohe Mauer zu ersteigen.“

„Wir steigen in die Hölle.“

„Wir können Kugeln empfangen.“

„Die kennen uns schon.“

„Also abgemacht?“

„Wir sind die Leute, die Sie suchen.“

„Um Mitternacht hole ich Euch. Ich werde eine Strickleiter und Revolver besorgen, Einen für Jeden. Wenn wir angegriffen werden, gleichviel wo, schießt und trefft so viel als möglich. Es gilt einer Entführung und es ist am Ende der Welt; vier Pferde warten. Die ganze Nacht müssen wir reiten, durch Subiaco und den Entführten jenseits der Grenze, nach Rocca San Stephano bringen. Aber auch fünfhundert Scudi! Morgen und zu derselben Stunde werden sie Euch bezahlt, und ich übergebe sie unserer Wirthin. Signora, kommen Sie her!“

Er warf das Geld auf den Tisch und zählte fünf Reihen vor der Frau auf.

„Heben Sie das bis morgen Abend auf und machen Sie uns ein gutes Essen bereit.“

Die Augen der beiden Männer funkelten unter den schwarzen Wimpern. Sie legten sich zu einem Paar Stunden Schlaf hin. Giustina sollte sie wecken.

Die drei Männer traten, eine halbe Stunde nach Mitternacht, in eine stille Gasse, welche das Ende eines der stillsten Theile von Rom ausmachte. Es war eine grauenhafte Nacht; der Himmel schien in Regen auf die ewige Stadt herabzufallen. Der Wind wehete heftig aus Osten und peitschte den Regen oft ungestüm. Nach-

dem die Männer, die in ihre Mäntel gehüllt waren, einige Schritte gegangen waren, ohne eine Wort zu ſprechen, blieben ſie vor einer langen ziemlich hohen Mauer ſtehen. Es war ganz finſter. Der Führer zündete eine kleine Laterne an, wickelte eine Strickleiter auf und warf ſie mit ihren Haken auf die Mauer. Dann ſtieg er zuerſt hinauf. Ein Anderer folgte. Der Zweite blieb unten; als der Führer auf der andern Seite hinuntergeſtiegen war, tappte er mit den Händen nach einer Thür. Aus dem Gürtel nahm er große Schlüſſel, die er in einem großen Vorlegeſchloß verſuchte.

Der erſte paßte nicht und war mit Mühe wieder heraus zu bringen. Auch andere Schlüſſel wurden nutzlos verſucht. Endlich ſchloß einer. Die ſchwere Thür ging auf. Der Gefangene, den das Geräuſch aus tiefem Schlafe weckte, ſprang auf.

„Folgen Sie mir", ſagte Jacomo, „Sie ſind befreit. An der Mauer, zu der ich Sie führe, ſteigen Sie auf einer Strickleiter hinauf. Ich folge. Ein Mann erwartet Sie unten auf der Straße. Aber ſtill! Still!"

Julio faßte die Hand ſeines Retters und trat heraus. Bald war er an der befreienden Leiter. Er ſtieg hinauf, dann ließ der Führer den Mann folgen, den er mit ſich genommen hatte. Erſt als er ſich überzeugt hatte, daß ſie außer Gefahr, begann er ſelbſt hinaufzuſteigen. Schon war er einige Fuß über dem Boden, als eine ſchreckliche Stimme ſich hören ließ. Eine Eiſenfauſt faßte ihn und zog ihn herunter. Es war der Kerkermeiſter, der nach Hilfe ſchrie. Die Wache hörte den Lärm und ſchoß. Die Soldaten kamen von der Wache mit Lichtern herbei. Unterdeß hatten die beiden Mäner mit einander gerungen

im Dunkel. Der Kerkermeiſter war an der Kehle gepackt. Da zog er einen breiten Dolch im Gürtel und ſtreckte ſeinen Gegner todt zu ſeinen Füßen nieder.

Als die Wache kam und Lichter erſchienen, betrachtete der Kerkermeiſter den daliegenden Mann; es war ſein Nachbar von Betrala, ſein Freund, der Schmuggler Jacomo.

Julio, den eine kräftige Hand gehalten hatte, war, mehr todt als lebendig, an der andern Seite der Mauer hinunter auf die Straße gekommen.

Siebentes Buch.

Der große Schauplatz. Der große Kampf.

1.

Louise in Paris.

Das Entkommen Louisens aus Forcassi hatte die Jesuiten sehr überrascht. Wer konnte daran denken, in dem wegen seiner Schmuggler und Banditen übel berüchtigten Gebirgslande ein Mädchen zu suchen und hinwegzuholen? Wie war es zugegangen, daß der gewandte Denis seinen Mann verfehlt und warum hatte er nicht mit Hilfe des Delegaten Julio schon an dem Tage festnehmen lassen, da er in Viterbo erschien und man also vermuthen konnte, er wisse wo seine Schwester verborgen sei? Das gehörte doch zu den Anfangsgründen der Polizei und wer hätte in einem Lande, wo es keine persönliche Freiheit giebt, um die Ungesetzlichkeit der Verhaftung sich gekümmert?

Die Jesuiten waren höchlich erzürnt. Sie fühlten, welche schweren Folgen für sie in der öffentlichen Meinung Europas der Glaube haben könnte, daß sie bei der Einsperrung der Schwester Julios betheiligt gewesen, namentlich, da in den französischen Gerichtshöfen ähnliche Freiheitsberaubungen zur Anzeige und Bestrafung gekommen.

Ganz besonders fürchteten die Jesuiten den Eindruck,

welchen die Erzählung von der Einsperrung und Befreiung des Fräuleins von Clavière in den den Jesuiten bereits feindlich gesinnten Kreisen machen mußte. Die liberalen Zeitungen, die ja immer nach solchen Neuigkeiten suchten, welche die heiligen Väter compromittirten, obgleich sie sich seit einigen Jahren alle erdenkliche Mühe gaben, sich eben nicht zu compromittiren, erzählten sicherlich das romanhafte Abenteuer, das man für unmöglich im neunzehnten Jahrhunderte hätte halten sollen. Dann wurde es eine wirkliche Gefahr und es war sonach ernstlich darüber nachzudenken.

Als Louise, nachdem sie sich von Loubère getrennt hatte, der seinerseits nach Rom reiste, noch nicht ganz genesen in Lyon ankam, um sich nach Paris zu begeben, wunderte sie sich nicht wenig, in dem Gasthause, in dem sie abstieg, von einem Fremden angeredet zu werden, der ihr, Fräulein Louise Julio von La Clavière, eine höchst wichtige Mittheilung zu machen haben wollte. Sie dachte zunächst an ihren Bruder. Hatte er Jemand gefunden, der seiner unglücklichen Schwester Nachricht von ihm geben könnte? Vielleicht gar, daß er frei geworden? Sie ließ den Mann zu sich kommen.

„Ich will aufrichtig gegen Sie sein, Fräulein," sagte er, „ich komme im Auftrage der Väter Jesuiten, aber nicht in feindlicher Absicht, im Gegentheil, ich bringe Ihnen Friedensvorschläge."

„Sprechen Sie."

„Zuerst muß ich Ihnen eine Frage vorlegen. Glauben Sie, daß die hochwürdigen Väter allem dem fremd gewesen sind, was die Gräfin ... in übertriebenem Eifer gegen Sie gethan hat?"

„Ich weiß es nicht.“

„Nun, Fräulein, ich kann Ihnen die Versicherung bei meiner und der Gesellschaft Ehre geben, daß sie von dem Geschehenen erst acht Tage nach Ihrer Entfernung von St. Aventin Nachricht erhalten haben.“

„Aus welchem Grunde sagen Sie mir das?“

„Weil es im Interesse des Guten, und um weitere ärgerliche Dinge zu vermeiden, von der höchsten Wichtigkeit wäre, einen Schleier über das Vergangene zu decken. Die heiligen Väter sind sehr mächtig, wie Sie wissen, ihnen Schaden zu thun ist schwer; Lärm machen, führt zu nicht viel. Höchst wahrscheinlich liegt Rachsucht nicht in Ihrem Herzen, Fräulein. Sie sind ja auch Christin und ich würde Sie zu beleidigen glauben, wenn ich Sie darauf aufmerksam machen wollte, daß man Kränkungen zu verzeihen habe. Wenn Sie von Seiten der Väter eine Kränkung betroffen hat, so ist sie, ich rufe Gott zum Zeugen an, nicht beabsichtiget worden. Ich bin also beauftragt, Ihnen einen Vergleich vorzuschlagen. Darnach verpflichteten Sie sich einfach mündlich, so großes Vertrauen hat man auf Ihr Wort, sich still in irgend eine kleine Stadt zu begeben, gleichviel welche, oder noch lieber auf das Land, und da den Schleier ewigen Schweigens über das Geschehene zu breiten. Die heiligen Väter sind minder hart als man glaubt. Sie würden dafür der Rente, welche Ihre Tante Ihnen hinterlassen hat, recht gern jährlich noch tausend Francs zufügen.“

„Sie haben mir nur dies vorzuschlagen?“

„Nein, mein Fräulein, das Wesentlichste vergaß ich. Die Väter, die in Rom sehr mächtig sind, übernehmen

die Verpflichtung, die Entlassung Ihres Bruders aus den Gefängnissen des heiligen Gerichts zu bewirken, in denen man wohl — denn es soll ein sehr strenges Gericht sein — lange Jahre verbringen kann, wenn er sich in eins der zahlreichen Klöster der Stadt zurückziehen will, in dem er ruhig sein Leben beschließen könnte."

„Ich vermag keine Verpflichtung im Namen meines Bruders zu übernehmen und ich persönlich habe von den Jesuiten nichts anzunehmen; lieber Armuth und Tod, als denen etwas zu verdanken, die mich beraubten. Die Frau Gräfin von . . . schützt eine Erinnerung. Der Name derjenigen, welche die Freundin meiner Mutter war, wird nie über meine Lippen gehen."

„Mein Fräulein, Sie könnten einmal bereuen, die Vermittelung der Jesuiten zu Gunsten Ihres Bruders von sich gewiesen zu haben."

„Das überlasse ich Gott . . Leben Sie wohl, mein Herr."

Sie sprach dies in einem Tone, welcher keine Fortsetzung der Unterredung zuließ.

Der Abgeordnete der Jesuiten entfernte sich. Denis war es, der, mit geheimer Vollmacht von dem Pater General versehen, aus Italien gekommen war und den Aufenthalt Louisens in Lans-le-Bourg ermittelt hatte. Diese wußte bereits genug von der Polizeigewandtheit der Jesuiten und bemerkte mit Besorgniß, daß jener Mann sie nicht mehr aus den Augen ließ. Er befand sich auf dem Bahnhofe als sie nach Paris abreisete und stieg gleichzeitig mit ihr in den Wagen, war indeß doch nicht so frech, in demselben Coupé wie sie Platz zu nehmen.

Als Louise dann in Paris einen Wagen nahm, um

ſich in ein Gaſthaus der Straße Grenelle Sanct Germain fahren zu laſſen, in dem ſie abſtieg, folgte ihr Denis in einem Fiacre. Am Tage darauf ſuchte ſie ſich eine Privatwohnung und bezog ſie. Eine halbe Stunde ſpäter wußte man bei den Jeſuiten, daß Fräulein von La Clavière in der Straße Barouillère Nr. 5 wohnte.

Dieſes Haus war ruhig und ſtill; es fährt bisweilen in vierundzwanzig Stunden nicht ein Wagen durch die Straße Barouillère, die aber nett, luftig, ziemlich breit und mit Trottoirs verſehen iſt, aber wenige Häuſer hat, die auf die Straße gehen. Es iſt eine wahre Einöde mitten in der geräuſchvollen Stadt, eine Zufluchtsſtätte für wunde Herzen, welche ſich von der Welt abſondern wollen, für Denker, die der Sammlung bedürfen und für Liebende, welche nicht geſehen werden wollen.

Das Haus Nr. 5 beſteht aus zwei Gebäuden, von denen das eine auf die Straße geht und ein Einfahrthor hat; das zweite ſteht hinter einem kleinen gepflaſterten Hofe, iſt traurig und anmuthslos und nicht einmal mit kleinen beſcheidenen Blumen geſchmückt.

Die Wohnung Louiſens war einfach wie ſie ſelbſt und ihr beſcheidenes Vermögen: ein ganz kleiner Vorſaal, ein größeres und zwei kleinere Zimmer — eines für den abweſenden Bruder — und ein Plätzchen, das Küche genannt wurde, alles im vierten Stock, aber ungemein reinlich. Wäre der Bruder dageweſen, würde die Wohnung, im Vergleich zu dem Pfarrhauſe in St. Aventin, ein Palaſt geweſen ſein.

Louiſe kam dahin Abends zurück, glücklich oder traurig, je nachdem es ihr gelungen war oder nicht, die

Theilnahme der französischen Regierung für den theuren Gefangenen zu erregen. An dem Tage, da sie amtlich erfahren hatte, daß eine diplomatische Depesche dem Gesandten in Rom auftrage, Julio zu reclamiren, war sie auf ihre Knie gefallen und die kleine Wohnung ihr feenhaft wie ein Saal in der Alhambra erschienen.

Unter den Personen in der großen Welt, bei denen Louise Schritte that, um Gönner und Beschützer zu gewinnen, befand sich die Baronin von Tourabel. Sie gehörte zu der vertrauten Umgebung der Kaiserin und stand am Hofe in ganz besonderer Gunst, obgleich sie kein eigentliches Amt da hatte. Sie gehörte durch ihre Mutter der höchsten Aristokratie des Faubourg St. Germain an und hatte also auch in dieser Gesellschaft zahlreiche Verbindungen.

Der Name Louisens war ihr nicht unbekannt. Die Baronin von Tourabel hatte, als Tochter eines Artilleriegenerals, ihre erste Jugend in T. verbracht und sogar in freundschaftlichen Verhältnissen zu der Familie Clavière gestanden. Sie vereinigte zwei selten verbundene Eigenschaften: Klugheit und Gutherzigkeit. Sie interessirte sich lebhaft für Louise und gab ihr sehr warme Empfehlungen für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Louise mißbrauchte den Zutritt nicht, den ihr die vortreffliche Frau gewährt hatte. Einige Besuche, welche die vornehme Frau immer zu kurz fand trotz dem Wirbel von Vergnügungen und Geschäften, in dem sie lebte, knüpften zwischen den beiden Frauen, die einander ganz verstanden, ein Band der Freundschaft, die für Louisen in ihrer Einsamkeit mitten in der großen Stadt ein

großer Troſt wurde. Auf dem Anſehen der Baronin beruheten hauptſächlich die Hoffnungen Louiſens für ihren Bruder und die Baronin, die in ihrer jungen Freundin das Ideal der Seelen- und Körperſchönheit fand, von der die Dichter und Künſtler träumen, ſchloß ſich ihr mehr und mehr an und verſäumte nichts im Intereſſe Julios.

Frau von Tourabel erzählte am Hofe und in den Geſellſchaften, mit den pikanteſten Einzelnheiten, den Roman von der Einſperrung Louiſens und ihrer Befreiung durch den Bruder aus dem Kloſter der Benedictinerinnen in Forcaſſi.

So wurden Louiſe und Julio die Helden des Augenblicks in jenen Kreiſen, die ſo ſehr nach Neuigkeiten haſchen.

2.

In der Freiheit.

Wie war Jacomo zu dem Schlüſſel gekommen, mit dem er die Zelle Julios geöffnet hatte? Dies dürfte außerhalb Roms überall ſehr ſchwierig ſein. In Rom iſt nichts unmöglich. Hat man nicht vor kurzem dort, vor den Augen der Behörde, die Acten eines berühmten Prozeſſes entwendet? Sich den Schlüſſel zu einem Gefängniſſe zu verſchaffen, war keine eben ſehr ſchwere Aufgabe.

Es war in folgender Weiſe zugegangen.

Bei dem Auflaufe am 2. Februar war der erſte Ker-

kermeister des heiligen Gerichts geblieben. Der, welcher an seine Stelle kam, war ein ehemaliger Schmuggler von Montalto, der kein Glück bei diesem ehrenwerthen Geschäfte gehabt und sich vorgenommen hatte, in einem Dienstverhältnisse in Rom sein tägliches Brot zu suchen. Er hatte eine Empfehlung von dem Delegaten in Viterbo gehabt und wegen des guten Zeugnisses dieses Mannes, dem er bisweilen Gefälligkeiten erzeigte, von welchen man nicht gern spricht und die man am besten vergißt, erlangte Nicolo die hohe Stelle eines Kerkermeisters des heiligen Gerichts. Er war übrigens ein wahrer Hercules, ein Mann mit einem Löwenblicke und um vieles schrecklicher als nöthig, um harmlose Wesen zu bewachen wie die Catarinella, die Verzückte von Viterbo, und den sanften Julio.

Als Jacomo sich einmal überzeugt hatte, daß die römische Polizei ihn nicht in Verdacht habe, daß er bei dem Angriffe auf das Gefängniß betheiligt gewesen, denn er hatte sich durch einen ungeheuren falschen Bart und gefärbte Augenbrauen ein seiner Rolle entsprechendes Gesicht gegeben — schlich er um das Gefängniß herum. Der Anblick der hohen Mauer und der Thür, wo der Kampf gewüthet hatte, half ihm nichts; er mußte hineinzukommen versuchen.

Eines Morgens bot Jacomo alle seine Kühnheit auf, klopfte stark an die Pforte und sagte mit fester Stimme, er wünsche mit dem ersten Kerkermeister zu sprechen. Er nannte sich auch und sagte, er sei von Viterbo, wie ein wenn auch etwas entfernter Verwandter der Signora Laura Doni, die sich, wie er wisse, in den Gefängnissen des heiligen Gerichts befinde.

Der Kerkermeiſter erſchien an der Schwelle der Pforte und maß ihn von oben bis unten mit ſeinem Adlerblicke.

„Die Signora Laura Doni ſieht Niemanden,“ antwortete er. Bald aber ſetzte er hinzu: „aber, per Dio Baccho!“ — ſo ſchwur Benedict XIV. und wir dürfen uns alſo nicht wundern, daß es ein Kerkermeiſter des heiligen Gerichts ebenfalls that — „ich ſollte Dich kennen.“

Jacomo glaubte verloren zu ſein, aber er ſah, ohne ſeine Unruhe irgendwie zu verrathen, den Mann aufmerkſam an.

„Du biſt Jacomo.“

„Und wer biſt Du? Ich habe Dich ſonſt auch geſehen.“

„Nicolo.“

„Die Hand her! Wir gehören ja zu den Großen von Petrala.“

Sie hatten in der That ihre Jugend mit einander verbracht und die ſchwere Lehrzeit in der Schmuggelei beſtanden. Dann hatte jeder auf eigne Rechnung ſein Talent geübt und ſeit mehreren Jahren waren ſie einander aus den Augen gekommen. Jetzt ſahen ſie einander wieder wie alte Freunde und Jacomo, der ganz beruhigt war, nahm einen Gönnerton an.

„Nicolo, Du treibſt da ein ſchlechtes Geſchäft. Pfui Teufel, hältſt die Andern eingeſperrt! Biſt ja ſelbſt mit im Gefängniß! Man gelangt ſo ſchwer zu Dir wie zu einem Cardinal. Und in unſern Bergen iſt's ſo ſchön! Komm etwas mit mir in die Freiheit; Du ſiehſt gelb aus und biſt hager.“

„Ich verdiene aber Geld.“

„Bah! Laß das im Stich. Ich verſchaffe Dir eine Frau, eine gute, dicke Frau, die Dir ein hübſches Heirathsgut zubringt. Dann haſt Du ein Haus wie ich. Ich muß Dich von hier fortbringen.“

„Das iſt nicht leicht; ich habe da mein gutes Auskommen. In den erſten Tagen kam mir freilich das Kerkermeiſterhandwerk hart an und es war mir wunderlich, daß ich arme Teufel, die keiner Fliege etwas zu Leide thun können, hier bewachen muß, während ich früher zwanzig Mal ſelbſt hätte eingeſperrt werden können. Jetzt habe ich mich daran gewöhnt. Was macht man denn auch mit der Luft draußen?“

„Man iſt da frei.“

„Ja, ſiehſt Du, Jacomo, der Menſch iſt ein dummes Thier, ich befinde mich wohl in meiner Sclaverei.“

„Nun, Du biſt doch mein Freund, erzähle mir von der armen Laura, die in unſern Bergen ſoviel Lärm gemacht hat. Sie hatte eine eigene Begleitung als ich ſie abfahren ſah.“

„Ich habe die Ehre, die liebe Donna zu bedienen. Sie prophezeiht mir ſchreckliche Dinge. Sie leidet an der Prophezeihungsſucht, mußt Du wiſſen. Es iſt Dir wohl bekannt, da Du ja ihr Vetter biſt. Wenn ich ihr das Bischen Eſſen bringe, ſchwatzt ſie mir jedes Mal eine Menge Dinge vor, auf die ich aber nicht höre. Unter uns, ich glaube, ſie iſt etwas verrückt.“

„Es war ein Franzoſe bei ihr. Iſt der auch da?“

„Ja wohl, ein Geiſtlicher. Der iſt aber ſanft wie ein Lamm.“

„Was hat er verbrochen?“

„Verbrochen! Wegen Verbrechen iſt man nicht hier,

Jacomo. Der arme Junge scheint ein ganz braver Kerl zu sein. Freilich, in Rom sind wir in manchen Dingen streng."

„Es ist noch kein Urtel über ihn gesprochen?

„I ja, ein Urtel! Damit hats nirgends große Eile und hier noch weniger." Sehr ernst setzte er dann hinzu: „dort unten, Jacomo, ist sein Kerker, der erste in der Ecke. In der zweiten steckt die Dona."

Jacomo besah sich die Lage des Gefängnisses genau und berechnete die Höhe der Mauer nach der Straße zu.

„Die Mauer könnte man leicht übersteigen, sollte ich meinen."

„Uebersteigen! Du bist ein Narr. Erst müßte Einer doch aus dem Kerker herauskommen. Und heraus gelassen wird bei uns Niemand, niemals."

„Auch nicht, um einmal etwas frische Luft zu schöpfen?"

„Nein, die scheint man entbehren zu können. Das Gefängniß da ist nicht wie jenes, das das heilige Gericht sonst hatte. Ich habe das 1848 gesehen und wers sah, konnte dann gewiß ein halbes Jahr nicht schlafen. Hier ist alles nur vorläufig. Wenn wir die verfluchten Franzosen los sind, ziehen wir wieder in unsern Palast und haben dann auch unsere unterirdischen Kerker wieder. Hier wollte man keine großen Ausgaben machen, eben weil wir nicht lange da bleiben. Wir brauchten nichts als neue Thüren und starke Schlösser. Und tüchtige Schlösser sinds, wie Du siehst."

„An den Schlüsseln da, ja."

Jacomo betrachtete dabei die starken Schlüssel, welche

in dem niedrigen Stübchen Nicolos an einem Haken hingen.

„Sind das Schlüssel!“ fuhr er fort. „Giebts da für jede Zelle einen besonderen Schlüssel?“

„Ach nein. Das da ist der Schlüssel der Gefängnisse im ersten Hofe; er schließt zwölf.“

Und Nicolo zeigte dem Freunde die Schlüssel jeden Hofes.

Dabei betrachtete Jacomo, der ein scharfes Auge hatte wie alle Schmuggler, den Schlüssel vom ersten Hofe sehr genau und drückte ihn mit bewundernswerther Geschicklichkeit auf etwas Wachs, das er in der Hand hatte. Er schwatzte dann noch eine Zeit lang mit dem Freunde, forderte ihn nochmals, aber vergebens auf — was ihn auch nicht sehr tief betrübte — ein anderes Geschäft zu betreiben und ging endlich mit den Worten fort:

„Leb wohl, Nicolo, ich rede schon noch einmal mit Dir, ehe ich nach Petrala zurück gehe. Auf Wiedersehen!“

Sogleich von dem Gefängnisse hinweg ging Jacomo zu einem Schlosser. Er hatte sich seine Geschichte schon ausgedacht, nannte sich Hausmeister des Herzogs von San Claro und berichtete, er habe den Schlüssel zum Keller verloren, in dem der beste Wein des Herzogs sei, der seine Nachlässigkeit nicht merken dürfe. Er beschrieb den Schlüssel und sagte, er habe zum Glück einen Abdruck davon in Wachs genommen, was er aus Vorsicht mit allen seinen Schlüsseln thue. Da er sehr gut zu bezahlen versprach, so zweifelte der Schlosser an der Wahrheit der Geschichte nicht im mindesten. Am andern

Tage kam er, um den Schlüssel abzuholen. Er hatte ihn schon bezahlt und wollte eben gehen, kehrte aber noch einmal um, als habe er etwas vergessen, und sagte dem Schlosser:

„Vertrauten Sie mir wohl einige Dietriche an für den Fall, daß der Schlüssel doch nicht schließen wollte?"

Anfangs schlug das der Schlosser ab, aber Jacomo nahm einige Scudi aus der Tasche und die Bedenklichkeiten des Handwerksmannes schwanden. Jacomo bekam Schlüssel und starke Dietriche und begann dann sein Unternehmen, dessen Ausgang wir kennen.

Julio war wie im Traume unten auf der Straße angekommen und tüchtig von den beiden Freunden Jacomos geschüttelt worden, um ihn zum Bewußtsein zu bringen. Sie liefen dann mit ihm rasch in einem Gäßchen hin und entkamen glücklich der Patrouille. Sie mußten Julio freilich mehr schleppen als führen und zwar bis vor das Stadtthor, wo Pferde bereit standen. Hier gab es noch einen Augenblick schwerer Unentschlossenheit. Wo war Jacomo? Sollten sie auf ihn warten? Er war nicht auf der Strickleiter herab gekommen. Hatte man ihn drinnen festgehalten? War er in anderer Weise fortgekommen? Hatte er gar das Leben eingebüßt? Julio wollte durchaus auf seinen Befreier warten, die beiden Männer aber, die mehr Erfahrung hatten, entschlossen sich für schnelle Weiterreise. Die ganze römische Polizei konnte ihnen nachsetzen. Es würde die größte Unklugheit gewesen sein, lange sich da aufzuhalten.

Die beiden Männer und Julio schlugen mit einem Führer den Weg nach Rocca-San-Stephano ein, dem ersten Flecken in den Apenninnen, jenseits Subiaco, an

der neapolitaniſchen Grenze. Dort konnten die päpſtlichen Sbirren ſie nicht mehr erreichen.

Loubère, der ſich ſchon den Tag vorher nach Rocca-San-Stephano begeben hatte, wartete in fieberhafter Ungeduld auf den Ausgang dieſes neuen Verſuchs, des letzten, zu dem ſeine Mittel hingereicht hatten.

Wie staunte Julio, als die erſte Stimme, welche er bei der Ankunft in dem neapolitaniſchen Flecken hörte, die eines Franzoſen war, welche ihm zurief: „Herr Julio!“ Unterwegs hatten ihm ſeine beiden Begleiter keine andere Auskunft geben können, als was ſie in der Oſteria della Sabina gehört hatten. Anfangs hatten die Beiden geglaubt, nachdem Jacomo ſie in Dienſt genommen, es handele ſich um die Entführung eines Mädchens. Sie waren an ſolche Unternehmungen ſchon gewöhnt; viel ſchwerer freilich wurde es, da es die Entführung eines Gefangenen aus dem heiligen Gericht galt und ſie hätten ſich das Unternehmen gewiß zweimal überlegt, wenn Jacomo, der recht wohl wußte, wie ſehr die Römer ſchon bei dieſem Namen erſchrecken, nicht klüglicher Weiſe darüber geſchwiegen hätte. Sie wußten nichts von dem was vorher gegangen war.

Das Ganze blieb demnach ein Räthſel für Julio.

Loubère kam ihm entgegen und drückte ihm mit wahrer Freude die Hand. Das Dunkel erlaubte Julio nicht, die Züge deſſen zu ſehen, der mit ihm ſprach, und des Tones der Stimme erinnerte er ſich nicht.

„Ich bin Loubère,“ ſagte dieſer endlich, „der, welchen Sie in St. Aventin retteten. Jetzt habe ich dieſe Schuld in Rom quitt gemacht. Aber wo iſt Jacomo?“

Nun erſt verſtand Julio alles. Loubère war ſein Retter.

3.

Noch ein Mord.

Julio, der so lange jedes Verkehrs mit Menschen beraubt gewesen war, wartete mit größter Spannung darauf, daß ihm Loubère die seltsamen Ereignisse erkläre, die stattgefunden und in denen er eine so bedeutende Rolle gespielt. Vor allen Dingen wünschte er das Schicksal seiner Schwester zu erfahren.

Loubère erzählte ihm das glückliche Entkommen Louisens über die Grenze, ihre Ankunft in Savoyen, seine Begegnung mit ihr in Lans-le-Bourg, die Schritte, die er in Rom gethan und die nutzlosen Bemühungen der französischen Gesandtschaft bei der päpstlichen Regierung.

Das Schießen am 2. Februar wurde ihm auch erklärt. Jacomo sei zwei Mal sein Retter gewesen, leider aber könne man nicht daran zweifeln, daß er jetzt im Kampfe mit dem Kerkermeister ein Opfer seiner Hingebung geworden sei.

Die beiden französischen Geistlichen fanden die gastlichste Aufnahme bei dem Pater Villeta, Superior der Theatiner in Rocca-San-Stephano, einem der Priester mit liberalen Ansichten, welche den Muth gehabt haben, den in der hohen Geistlichkeit herrschenden reactionären Leidenschaften zu widerstehen. Ein schleichendes Fieber zehrte schon lange an Julio. Er, der an ein freies Leben, an die reine Gebirgsluft, an tägliche Bewegung gewöhnt gewesen, hatte sich ja plötzlich wie ein wildes Thier in einen Ort eingesperrt gesehen, in dem die Luft

Bayerische Staatsbibliothek München

nie erneuert wurde und ein Menſch kaum drei Schritte thun konnte. Der Unglückliche war auch kaum wieder zu erkennen. Das Haar war ergraut und der Körper abgemagert. Das heilige Gericht hatte Julio in der Kraft des Mannes ergriffen und jetzt war er faſt ein Greis, als ihn der edelſinnige Schmuggler aus dem Kerker befreite.

Ehe Loubère Lans-le-Bourg verlaſſen und den Mont-Cenis überſchritten hatte, um ſich nach Rom zu begeben, war er mit Louiſen übereingekommen, ihr regelmäßig jede Woche zu ſchreiben, auch ſeinem Verſprechen treu geblieben. Donnerſtags kamen immer die Briefe von dem Freunde Julios aus Rom an. Sie wurden poste restante in Paris abgegeben. Mit welcher Freude ging Louiſe ſie zu holen, mit welcher Freude empfing ſie einen Brief, der ihr wenigſtens die fortdauernde Thätigkeit meldete, wenn er auch noch nicht von unmittelbarer Hoffnung auf Befreiung ſprechen konnte. Ausgezeichnet war der Styl Loubères nicht. Es ſprach ſich immer etwas von dem Bauer, von dem Soldaten und dem Manne der Kirche darin aus. Der Ton im Allgemeinen hatte etwas Militairiſches, die Gedanken aber waren im Ganzen gut. Darin zeigte ſich der Gebirgsbewohner.

Daß alle ſeine Briefe von der päpſtlichen Polizei geleſen wurden, hatte er in Rom nicht gewußt. Louiſe erkannte es an gewiſſen Riſſen in den Couverts, die man nicht ganz hatte vermeiden können, und leicht war zu ſehen, daß ſtatt des Siegels des Abſenders ein anderes den Brief wieder geſchloſſen hatte. Unter der angeblich ſo milden und väterlichen päpſtlichen Regierung ſind die Familiengeheimniſſe, die Herzensgeheimniſſe und die noch

heiligeren Gewissensgeheimnisse der Profanation einer brutalen Polizei ausgesetzt, die dafür von der Regierung bezahlt wird. Niemand kann sich dem entziehen und seit der französischen Occupation, bis in die neueste Zeit, müssen selbst die Briefe der Frauen der höheren da commandirenden Officiere unbedeutend sein, wenn man nicht will, daß der Cardinal Antonelli erfährt, was man im geheimsten Vertrauen von Rom aus schrieb. Es ist dies auch ein Stück der Zeitgeschichte, das nicht verloren gehen darf, damit man wisse, in welchem Grade der Civilisation die Macht sich hält, welche man in dem modernen Rom so gern für immer erhalten möchte.

Loubère ahnte nicht, daß Abschriften seiner Briefe an den Erzbischof von Chambery gesandt wurden und später als schwere Anklage gegen ihn dienen sollten. Man erräth leicht, daß bei seiner Schreibweise ein weniger verdächtiger Mann sich aufs Aeußerste compromittiren mußte.

Hier ist einer seiner Briefe über Rom, der auch von der päpstlichen Polizei gelesen worden war:

„Wissen Sie, mein lieber erster Vicar von Lans-le-Bourg, daß ich trotz der Achtung, welche ein zweiter Vicar vor seinem Vorgesetzten haben muß, über Ihren Brief laut aufgelacht habe. Liebes Kind, man sieht wohl, daß Sie über die Illusionen noch nicht hinaus sind, welche schnell nach einander schwinden müssen, denn Sie haben das Herz auf dem rechten Flecke und einen klaren Kopf. Ich wünsche nur, daß Ihr Glaube nicht auch mit schwinden möge.

„Sie werden mir wohl glauben, daß ich nach Rom nicht blos in der Absicht ging, dem Papst den Pantoffel

zu küſſen. Ich hatte einen andern Zweck (von dem ſpäter) und ich glaube ihn beinahe erreicht zu haben. Noch einige Tage müſſen vergehen, in denen ich nicht thätig ſein kann. Die Unthätigkeit aber iſt für einen ſo ungeduldigen Charakter wie der meinige eine Strafe. Um dieſe Strafe zu mildern und die Stunden hinzubringen, kann ich nichts Beſſeres thun als einem Freunde zu ſchreiben.

„Sie legen mir ſo viele Fragen vor, daß ich ein Buch ſchreiben müßte, wenn ich auf alle ausführlich antworten wollte. Ich will es indeß in beſcheidenem Maßſtabe zu thun verſuchen.“

„Sie wünſchen mir Glück, daß ich in einem Lande ſei, in welchem die öffentliche Sitte, nach dem erhabnen Beiſpiele des Oberhauptes der Kirche, dem göttlichen Ideale des Evangeliums näher komme.“ Ich weiß woher ſie die ſchöne Phraſe haben, von Herrn Veuillot. Sie iſt leider nur nicht richtig.

„Allerdings hat hier die Geiſtlichkeit die Geſetze gegeben und die Geiſtlichkeit leitet die Erziehung. Der Menſch gehört ihr von ſeiner Geburt an (ſehr oft in verſchiedenem Sinne, ganz leiſe ſei es geſagt), ſie tauft ihn und verläßt ihn nicht bis zu ſeinem Tode. Es giebt keine Familie, von der nicht mehrere Mitglieder Geiſtliche oder Frati wären und wenn man die Menge der Mönche und Abbés ſieht, von denen es in den Straßen Roms wimmelt, ſollte man allerdings glauben, die chriſtliche Religion könne nirgends beſſer gelehrt und folglich auch geübt werden. Aber, mein ſehr werther Abbé, es iſt unbeſtritten, daß in den römiſchen Staaten, vor ihrer Zerreißung, täglich vier bis fünf Mordthaten vorkamen und daß damals die Einwohnerzahl noch vier Millionen be-

trug. In Frankreich mit 35 Millionen Einwohnern kam nicht täglich ein Mord vor. Und Frankreich hat, nach römiſchen Begriffen, das Unglück, nach dem Code Napoleon gerichtet zu werden, überdies eine Univerſität und weltliche Lehrer zu haben.“

„Ich muß hinzuſetzen, daß, während in Frankreich der Mörder ein Gegenſtand des Abſcheues iſt, er in Italien — er müßte denn den Dolch gegen einen Geiſtlichen oder Mönch gebraucht haben — für einen Menſchen angeſehen wird, der einen heftigen Augenblick hatte, weiter nichts. Von hundert Dolchſtichen ermittelt die Polizei nicht zwanzig. Zeugen giebt es nie. Niemand mag einem braven Manne um einer ſolchen Kleinigkeit willen Unannehmlichkeiten bereiten. Man mordet ja nicht, um zu ſtehlen, ſondern um ſich zu rächen.“

„Ich möchte faſt behaupten, daß die Diebe in Italien ſeltener ſind als die Mörder. Das Volk hat kein maßloſes Verlangen nach dem Beſitz des Andern. Nur auf den Straßen ſtiehlt man und in allen Zweigen der Verwaltung.

„Sie werden große Augen machen, mein lieber erſter Vicar und vielleicht finden, daß die Bewohner der römiſchen Staaten, trotzdem ſie unter der unmittelbaren Leitung der Kirche ſtehen und die verpönten liberalen franzöſiſchen Zeitungen nicht leſen, nicht gerade Heilige ſind. Glauben Sie mir, daß die übrigen Gebote Gottes ebenſo wenig beachtet werden wie das: Du ſollſt nicht tödten und jenes: Du ſollſt nicht ſtehlen. Wiſſen Sie, woher das kommt? Weil es Katholiken giebt, die nicht nur an die Unfehlbarkeit des Papſtes in kirchlichen und weltlichen Dingen, ſondern ſogar an die der Frati

glauben. Damit haben Sie genug. Glauben Sie z. B., man predige hier das Evangelium? Davon ist gar nicht die Rede. Man hat soviel von Wundern zu erzählen, soviele wunderthätige Madonnen, und so viel alte und neue Heilige zu feiern, daß sich zu dem Uebrigen keine Zeit findet.

„Was die Gebote der Kirche, den äußern Cultus, betrifft, so befolgen die Römer dieselben allerdings mehr als die Franzosen. Drei Viertheile der Unterthanen des Papstes würden viel mehr außer sich gerathen, wenn Einer unsrer Nachbarn an einem Fasttage einen Hühnerflügel äße als wenn er einem Feinde einen Dolchstich versetzt. Im letztern Falle würden sie ihm behilflich sein, der Polizei zu entkommen, im erstern ihn dagegen bei dem heiligen Gericht anzeigen, denn sie wissen recht gut, daß die hohe Geistlichkeit der römischen Staaten, im Concil zu Loretto 1856, eine Verordnung erlassen hat, durch welche Verbrechen der Bestrafung durch die Inquisition überwiesen sind, z. B. Nichtbeachtung der Feste, Unehrerbietigkeit gegen die Kirche, Verletzung der Vorschriften für die Fasttage. Die Strafen aber für diese schrecklichen Verbrechen sind nach jener Verordnung Excommunication, Gefängniß, Landesverweisung, körperliche Züchtigung, sogar Todesstrafe. Wer aber Kenntniß von solchen Verbrechen hat und sie nicht anzeigt, verfällt in die gleiche Strafe.

„Ja, mein lieber Abbé, das ist im Jahre 1856 in den römischen Staaten bekannt gemacht worden, ich weiß nicht, ob dem Anrathen der Cabinette entsprechend, die auf Reformen drangen.

„Gewiß ist auch, daß kein Volk soviel Gesetze besitzt

als das römiſche. Es giebt die canoniſchen Geſetze, die Breven und Bullen der Päpſte, die ſich einander ſehr oft widerſprechen. Ein Papſt ſpricht ſo, ſein Nachfolger anders, und da ſie Beide unfehlbar ſind, ſo müſſen ſie natürlich Beide Recht haben und demnach ſtehen noch immer alle Breven und Bullen in Kraft. Um ein Beiſpiel anzuführen, ſo hat man in der bekannten Mortara-Angelegenheit die Breven und Bullen für und gegen das Recht angeführt, Aeltern die Kinder zu nehmen. Ein Papſt, Pius VI. verbot nicht nur, die Kinder der Juden gegen ihren Willen zu taufen, ſondern auch ſie ihnen wegzunehmen, unter dem Vorwande, ſie wären getauft. Das war der Fall des kleinen Mortara. Die Entſcheidungen des heiligen Gerichts befahlen gerade das Gegentheil und ſie ſind nicht minder unfehlbar als die Decrete Pius VI., weil ſie die Genehmigung der Päpſte erhalten haben und Staatsgeſetze ſind. Man mußte wählen und entſchied ſich für die Decrete der Inquiſition. In Rom iſt niemals ein Geſetz aufgehoben worden. Jedes beliebige kann zu jeder beliebigen Zeit wieder hervor geſucht werden, wie man es gerade brauchen zu können glaubt. Da ich einmal von den Juden geſprochen habe, was meinen Sie, mein lieber Abbé, zu dem Decret der heiligen Inquiſition, das jedem Arzte, welcher zu einem Juden gerufen wird, bei ſtrenger Strafe befiehlt, vorher den Kranken zu belehren zu ſuchen, ihn dagegen ohne Hilfe zu laſſen, wenn ſeine Ermahnungen nutzlos bleiben. Den Juden aber iſt es verboten, die Arzneikunſt zu ſtudiren und auszuüben. Haben wohl die Inquiſitoren, welche dieſe Verordnung und noch viel grauſamere erließen, haben die Päpſte, welche ſolche Ver-

ordnungen billigten und genehmigten, an den guten Samariter gedacht?

„Schon ehe ich nach Rom kam, hatte ich eine heilige Scheu vor der Inquisition. Sie hat sich sehr gesteigert seit ich hier bin, seit ich sehe, welches Unheil sie anrichtet und anrichten könnte, wenn einmal ein Fanatiker den päpstlichen Stuhl bestiege und dem halbgefesselten Ungethüme volle Freiheit ließe. Ehe es ganz unterliegt, muß die weltliche Macht der Päpste fallen. Jetzt sind die Kerker, sind die Gesetze noch da. Und in denen, welche, wie erwähnt, erst 1856 erlassen wurden, sieht man ja, daß die Inquisition noch Todesurtheile fällen kann.

„Die Cultus-Ceremonien, von denen Sie sprechen, sind in der That in Rom sehr schön, aber auch da, wie überall, finden sich Dinge, die man nicht wohl begreift. Der Pomp ist ein mehr theatralischer als kirchlicher. Der Papst, der auf Menschenschultern auf die sedia gestatoria unter einem Baldachin getragen wird und unter Golddraperien fast verschwindet, erregt die Neugierde, das christliche Gefühl schweigt dabei ganz.

„Wahrhaft großartig ist der Papst, wenn er auf dem Balcon der St. Peterskirche in Rom steht und die Stadt und die Welt segnet. Da ist er wirklich und wahrhaftig der geistliche König der katholischen Welt und vor dieser hohen Würde schwinden alle übrigen.

„Und, lieber Abbé, in der sixtinischen Kapelle giebt es etwas äußerst Verletzendes, die Musik oder vielmehr die Sänger, die soprani. Nach den alten Begriffen,

welche den Frauen nicht gestatten im Heiligthume zu singen, ersetzt man in Rom ihre wunderbare Stimme durch die der Castraten und dieser entwürdigten Classe von Menschen verdankt man die Vollendung des Gesanges in der Sixtinischen Kapelle. Freilich duldet und begünstiget man ein Verbrechen, um diese Vollendung zu erreichen. Aber in Rom ist eben Alles erlaubt und der Papst kann von Allem dispensiren, selbst von dem Naturrechte.

„Sie haben sich überzeugen können," schreiben Sie mir, „daß die meisten Aemter in Besitz der Laien sind." Das ist allerdings richtig, die Laien haben die Aemter, aber keine Macht. Vor den neuesten Ereignissen gab es in den römischen Staaten sechs- bis siebentausend Beamte und eine Armee, in welcher nur die Prälaten und Vorsteher der Congregationen Offizierstellen haben konnten. So ist es noch. Zwar sind nicht alle Monsignori Geistliche, sie können, wenn sie wollen, die Soutane ablegen, die violetten Strümpfe ausziehen und eine Frau nehmen, aber dann müssen sie ihrer Stellung entsagen und die Regierung hat einen solchen Abscheu vor dem Laien-Element als dirigirendem Element, daß der Mann, dem sie einmal ein höheres Amt giebt, sofort die geistliche Kleidung anlegen und im Cölibat leben muß. Gott weiß es, welche Skandale die Folge davon sind!

„Als Pius IX. den Stuhl bestieg, konnte man einen Augenblick glauben, die herkömmlichen Mißbräuche der päpstlichen Regierung würden aufhören. Es war ein Irrthum. Selbst wenn Pius IX. die Charakterfestigkeit besessen hätte, die er nicht hatte, würde jenes Unternehmen nicht durchzuführen gewesen sein. Und ein aufge-

klärter Papſt, der den Geiſt ſeiner Zeit begreift, hätte in Allem von vorn anfangen müſſen. Gott befohlen!

„Loubère.“

Glücklicherweiſe trieb Loubère die Unvorſichtigkeit nicht ſo weit, Louiſen Genaueres über die Unternehmung mitzutheilen, welche er zu Gunſten Julios beabſichtigte. Gewiſſe Redensarten, über die ſie ſich vereinigt hatten, deuteten ihr an, was ſie zu fürchten oder zu hoffen habe. Dagegen ſagte er unumwunden, was er von den Menſchen und Dingen in Rom dachte. Ueber ſeine Ausdrücke lächelte Louiſe bisweilen, aber ſie ſtürzten auch den unvorſichtigen Prieſter, der ſich dieſelben erlaubt, in das Verderben.

Der letzte Brief Loubères war der nachſtehende:

„Ich verlaſſe Rom binnen zwei Stunden. Heute Abend ſchon werde ich auf freiem Boden ſein und wohl gar mit vielen Andern ſagen: Roma veduta, fede perduta (Rom geſehen und den Glauben verloren). In Rom ganz beſonders, wenn man nicht die Ehre hat, Cardinal, Monſignor, Dieb oder Bettler zu ſein, verliebt man ſich in die Freiheit und hofft gern, daß ſie bald die Königin der Welt werde.“

Zwei Tage darauf meldete eine telegraphiſche Depeſche aus Ancona:

„Rocca-San-Stephano.

„Ich bin frei, durch Loubère und Jacomo. Das Schickſal des Letzteren ängſtiget mich. Loubère kehrt nach Lans-le-Bourg zurück. Nach einigen Tagen der Ruhe reiſe ich nach Paris ab.“

Loubère trennte ſich wirklich nach zwei Tagen von Julio und reiſete durch die Marken nach Turin. Sein

Urlaub war längſt abgelaufen. Er mußte ſich ſo ſchnell als möglich auf ſeinen Poſten begeben.

Julio brauchte einen ganzen Monat, um ſich etwas von den ſchmerzlichen Leiden ſeines Gefängniſſes zu erholen. Der Pater Villeta war der aufmerkſamſte Arzt, ſo wie der aufopferndſte Freund gegen ihn. Zerſtreuungen, kleine Spaziergänge und eine paſſende Nahrung führten allmälig die Kraft in den erſchöpften Körper zurück.

Julio glaubte, Loubère befinde ſich ruhig in ſeinem Amte zu Lans-le-Bourg und erwartete einen Brief von ihm, ſeinem Befreier, der ihm die glückliche Reiſe über die Alpen melde, als er aus Paris ein Couvert mit zwei Briefen, einem von Louiſe, dem andern von Loubère erhielt.

Louiſe bat in ihrer Herzensunruhe den Bruder die Reiſe zu beſchleunigen, der Brief Loubères theilte ihm eine neue Neuigkeit mit.

„Mein werther Freund,

„Sie erwarten ſicherlich keinen Brief von mir aus Paris. Sie werden glauben, ich ſitze in meinen Bergen und thue in meinem kleinen Amte was zu thun iſt. Nichts da! Hören Sie!

„Als ich in Lans-le-Bourg ankam, fand ich meinen Pfarrer ganz beſtürzt. Sie ſind zu dem Erzbiſchof beſchieden, ſagte er mir. Reiſen Sie ſogleich nach Chambery. Sie ſind nicht mehr Vicar. Sie haben ſchon einen Nachfolger.

„Ich wollte die Meſſe leſen, aber der Pfarrer antwortete:

— „Sie haben nicht mehr die Befugniß.“

„Wie so nicht mehr die Befugniß? — wiederholte ich. Bin ich suspendirt? Hat mich das Interdict getroffen?"

— „Ich weiß es nicht," sagte der Pfarrer, „aber ein Brief des Erzbischofs theilt mir mit, daß Sie nicht mehr zu der Geistlichkeit des Sprengels gehören. Sie werden das Nähere wohl hören."

„Ich reisete nach Chambery und da gab es einen Kampf, einen heftigen Kampf. Sie kennen meinen Charakter, ahnen aber nicht, wie schrecklich ich werden kann. Ich wurde in dem kleinen Saale empfangen und man zeigte mir an, daß man mir sofort meine Entlassung zufertigen werde.

„Was habe ich denn verbrochen?" fragte ich den Erzbischof.

— „Ich habe Ihnen keine Rechenschaft von meinem Thun abzulegen. Es steht mir frei, Sie anzunehmen oder fortzuschicken."

„Doch nicht ohne Grund?"

— „Ich habe tausend Gründe; wir brauchen gar nicht von Ihrem frühern Verhalten in T. zu sprechen, Ihr Verhalten in Rom reicht schon hin."

„Mein Verhalten? Es ist würdig und ich wage zu sagen muthig gewesen."

— „Das ist nicht die Meinung der Regierung Sr. Heiligkeit. Wir haben eine heftige Anklage gegen Sie erhalten."

„Die Sie mir mittheilen werden."

— „Keineswegs. Welche Kühnheit von einem Untergeordneten, die Correspondenz seines Vorgesetzten mit Rom lesen zu wollen."

„Jetzt ſchwoll mir die Ader und ich ſagte:

„Wie? Sie haben eine Klage gegen mich und wollen ſie mir nicht mittheilen? Mir die Beſchwerden nicht ſagen? Mich verurtheilen, ohne mich gehört zu haben? Das iſt nicht möglich.“

— „Es iſt möglich. Beſchwerden gegen Sie ſind übrigens: Sie haben eine eines Geiſtlichen unwürdige Rolle geſpielt; Sie verkehrten mit Leuten von ſchlechtem Lebenswandel; Sie redeten Böſes von dem Papſt, den Cardinälen, den Jeſuiten; Sie zettelten ſogar Verſchwörungen in Rom gegen die weltliche Macht des Papſtes an; Sie verbanden ſich mit den Feinden der Kirche; Sie ſchenkten der Kundgebung vom 2. Februar Beifall. Man kannte Alles was Sie thaten. Sie wollten ſogar einen Hausprälaten Sr. Heiligkeit mit Geld beſtechen, er aber wies Ihre Anträge mit Unwillen zurück.“

„Das iſt falſch!“ fiel ich ein. „Der Monſignor hat ſich ſehr gern beſtechen laſſen und er thut dies öfter. Er wies meine Anträge nicht zurück, aber — um mein Geld betrog er mich.“

— „Sie verleumden einen heiligen Mann! Er that Recht daran, daß er Sie der Polizei anzeigte.“

„Daß ein Dieb ein Spion geworden, iſt ſchon öfters da geweſen,“ antwortete ich und da ich ſah, daß ich einmal verloren ſei, redete ich von der Leber weg und ſchenkte meinem Erzbiſchofe gar nichts. Der Zorn ſolcher Leute hat immer etwas Lächerliches und ich wollte mir einen Spaß machen. Mein Savoyard wurde denn auch wüthend.

— „Da ſind die Abſchriften aller Ihrer Briefe an

eine Louise von Clavière. Darin liegen die schwersten Anklagen."

„In den Briefen," sagte ich ganz ernsthaft, „steht nicht ein Wort, das sich von der Achtung gegen eine Dame entfernt, welche der Verehrung der ganzen Welt würdig ist."

— „Das mag sein, aber in den Briefen liegen so viele Beweise Ihrer schlechten Gesinnung, daß Sie, statt heftig gegen mich zu werden, dankbar für die Nachsicht sein sollten, die ich gegen Sie zeige, indem ich Ihnen nur eine Entlassung gebe."

„Ich sah es kommen, daß mich der Zorn so überwältigen würde, — denn ich lachte nicht mehr — daß ich über den Mann herfiel, der so ungerecht gegen mich war.

„Ihr Entlassungsschein ist, wie Sie wohl wissen, nur ein Stück Papier. Kein Bischof wird mich darauf hin ohne eine Empfehlung aufnehmen. Geben Sie mir eine solche."

— „Ich werde meine Pflicht thun."

„Keine Ausflüchte! Ich frage Sie, ob ich einem andern Bischofe, zu dem ich komme, sagen kann, Sie würden ihm schreiben, um mich zu empfehlen. Das ist doch klar. Ich will darauf eine Antwort haben, denn Sie sehen ein, daß ich sehr thöricht handelte, wenn ich bei zehn Bischöfen anklopfte, um immer dieselbe Antwort zu hören: „bürgt Ihr Erzbischof für Sie?"

— „Ich soll offen gegen Sie sein? Nein, ich werde Sie nicht empfehlen. Sie haben Rom zu sehr beleidigt und damit uns Alle. Erinnern Sie sich, daß die römische Polizei sehr genau weiß, was Sie in den letzten Tagen Ihres Aufenthaltes in Rom thaten."

„Sie ſprechen alſo ein Todesurtheil über mich aus?"

— „Nehmen Sie es wie Sie wollen."

„Darauf grüßte er ſehr unhöflich und deutete mir damit an, daß ich mich zu entfernen hätte.

„Ich grüßte ihn gar nicht.

„Ein Secretair brachte mir den Entlaſſungsſchein, den ich als Document jener Verwaltungsart annahm, die einem Geiſtlichen ein Document giebt, um in einem andern Sprengel aufgenommen zu werden, bei dem es ſich aber von ſelbſt verſteht, daß der Ueberbringer nirgends aufgenommen wird. Ich ſagte das dem Secretair in ſehr deutlichen, meinetwegen in derben Worten.

„Dann lief ich wie toll aus dem Hauſe und weil ich recht wohl überzeugt war, daß kein Biſchof in Frankreich den Muth haben werde, einen Geiſtlichen aufzunehmen, der ſich gegen die Jeſuiten vergangen hat und ſich aus der weltlichen Macht der Päpſte nicht viel macht, ſo nahm ich meine prieſterlichen Habſeligkeiten und verkaufte ſie für einige Francs, damit ich nach Paris reiſen könnte.

„So bin ich denn nun ausgeſchieden aus dem geiſtlichen Stande, wage mich nicht mehr Prieſter zu nennen und kann mich nirgends als ſolcher vorſtellen, ohne mich der Gefahr auszuſetzen eben ſo abgewieſen zu werden, wie ein Sträfling, der den ihm angewieſenen Aufenthaltsort verlaſſen hat. Alles dies wegen Uebertreibungen der römiſchen Polizei und wegen der Denunciation des Schuftes, der ſich mir verkaufen wollte und mich um mein Geld brachte. Ich habe meine Pflichten als Geiſtlicher niemals verletzt und welche Gelegenheiten findet man in Rom, wenn man unordentlich leben will! Wenn auch die Freudenhäuſer nicht geduldet werden, ſo giebt

es doch sehr gefällige Abbati. Man braucht ihnen nur zu folgen und wird, je nach Wunsch, nach Sodom oder Cythere geführt. Aber ich hütete mich wohl. Und ohne eine Untersuchung über meinen Lebenswandel seit man mich in Chambery angenommen, ohne mir Gelegenheit zu geben mich zu vertheidigen, jagt man mich aus der Kirche!

„Nun kann ich gehen und Lastträger werden oder Steine klopfen oder betteln und endlich im Hospital sterben.

„Aber, lieber Freund, so weit ist es mit mir noch nicht. Ich erinnerte mich, daß die Arbeit eine Ehre ist und daß ich aus einem gebrandmarkten Geistlichen einen ehrlichen Arbeiter machen müsse. So bin ich denn in eine Buchdruckerei gegangen, verdiene da mein Brot im Schweiße meines Angesichts und will der hohen Geistlichkeit die Freude nicht machen, in Verzweiflung zu sterben oder in Schande mich herum zu schleppen.

„Ueber Ihre Schwester sage ich nichts; sie schreibt Ihnen selbst. Sie nahm mich Ihrer würdig auf, aber ich mußte ihre freundlichen Anerbietungen ausschlagen. Sie sind beide jetzt auch arm; wie sollte ich mir einen Dienst bezahlen lassen, der nur eine kleine Abzahlung meiner Schuld gegen Sie war?

„Ich erwarte Sie fast eben so ungeduldig wie Ihre Schwester. Die Zeit ist für Sie gekommen, wo Sie, gereift durch Denken und Leiden, Ihre Fahne hoch erheben müssen. Ich weiß, wie nach Ihren Ansichten der christlichen Kirche aufzuhelfen ist. Ich habe allen Glauben daran verloren.

„Leben Sie wohl, Freund! Für uns wird Ihr

Wiederſehen eine geſegnete Stunde ſein. Kommen Sie bald nach Paris, da iſt der Sitz des Gedankens, des Glücks und der Freiheit.

„Ihr Freund,

„Loubère.“

4.

Katholicismus und Freiheit.

Am Tage nach dem Empfange dieſer Briefe entſchloß ſich Julio, trotz ſeiner noch immer großen Schwäche das gaſtliche Aſyl in Rocca San-Stephano zu verlaſſen und er gelangte glücklich auf franzöſiſchem Boden an, wo die Inquiſition keine Häſcher hat, obgleich ſie Rechte über die ganze Welt beanſprucht und wo Geſetze den Menſchen ſchützen, wenn ſie auch einen Prieſter vor den Folgen ſeiner früheren Verpflichtungen nicht wahren können. So war er denn wieder bei der Schweſter, die er aus der Kloſterhaft befreit hatte. Die kleine Wohnung in der Straße Baroullière wurde das Heiligthum der beiden ſchönen Naturen, welche die Verfolgung erhoben hatte.

Wie Loubère vermuthet hatte, ſollte das Nachdenken Julios in der Einſamkeit nicht ohne Reſultat bleiben. Er ſammelte eine Anzahl Denker und Schriftſteller um ſich, die ſich durch den ultramontanen Journalismus verletzt fühlten. Einige hatten bereits zu den Mitarbeitern der Ere nouvelle von Lacordaire gehört. Ihre

Deviſe war noch immer die Verbindung des Katholicismus mit der Freiheit. So wurde Le Catholique libéral gegründet als neues Organ der Kämpfer einer heut zu Tage von der hohen Geiſtlichkeit faſt aufgegebenen Sache, deren alleinige Stützen einige muthige Männer ſind, die noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben haben.

Die erſten Nummern der neuen Zeitung wurden von der europäiſchen Preſſe freudig aufgenommen. Der Namen Julios, welcher das Programm unterzeichnet hatte, die ſchwere Gefangenſchaft, welche er in den Kerkern der Inquiſition erduldet, ſeine wunderbare Befreiung, ſein unbeſtreitbares Talent und der Muth, mit welchem er die Fahne der Freiheit im Katholicismus erhob, erwarb dem neuen Blatte ſchnell einen beiſpielloſen Beifall und große Verbreitung.

Julio hatte als Redner das Talent, ſeine Gedanken ſehr klar und eindringlich zu entwickeln und auszuſprechen und ſo machten denn die Leitartikel, welche ſeine Zeitung brachte und die meiſt von ihm geſchrieben waren, großes Aufſehen. Er hatte zu gleicher Zeit eine gewandte und polemiſche Feder und mehr als ein Mal züchtigte er empfindlich dieſes oder jenes ultramontane Blatt.

Der Plan Julios war ein großer aber ſehr einfacher: Trennung der Kirche vom Staate im Intereſſe der Kirche ſowohl als des Staates; die Gewiſſensfreiheit, wie ſie ja auch die Bibel deutlich ausgeſprochen hat; das Papſtthum ohne die Sorgen des irdiſchen Königthums; das Epiſcopat feſt an ſeinen Rechten haltend den Uebergriffen des Papſtthums gegenüber und endlich die niedere

Geiſtlichkeit durch Unabſetzbarkeit befreit von dem, was ſie bis jetzt bedrückt hat, kurz — die freie gallicaniſche Kirche und die Rückkehr zu den Lehren der Kirche in den erſten Jahrhunderten, weil die traurige Abweichung von denſelben das Schisma im Orient und ſpäter die proteſtantiſche Reformation in Europa hervorgerufen hat.

Darnach kann man ſich vorſtellen, welche Wirkung das Erſcheinen der Zeitung Julios in der religiöſen Welt hervorbringen mußte.

5.

Die angeblichen und gefallenen Geiſtlichen.

Zu den Würdenträgern bei dem erzbiſchöflichen Stuhle von Paris gehört der Herr Promotor, welcher der Bedeutung des Wortes nach die Geiſtlichen zu befördern, zu heben, in der That aber die Aufgabe hat ſie zu beaufſichtigen, gelegentlich ſie zu quälen und herunterzubringen. Man kann ſogar den Promotor bei dem Erzbiſchofe die Rolle eines Aſſiſengerichtspräſidenten ſpielen ſehen. Für den Einen wie für den Andern iſt der Angeklagte ſchuldig; der Eine ſpricht das Todesurtheil aus, der Andere die Entziehung des Rechts Meſſe zu leſen, die Suspenſion oder das Interdict. Zum Glück kann der Erzbiſchof nachſichtig ſein, wenn der Promotor zu ſtreng iſt und es tritt ein Ausgleichung ein. Im Ganzen bewahre Gott jeden armen Geiſtlichen bei irgend einem Promotor ſchlecht zu ſtehen.

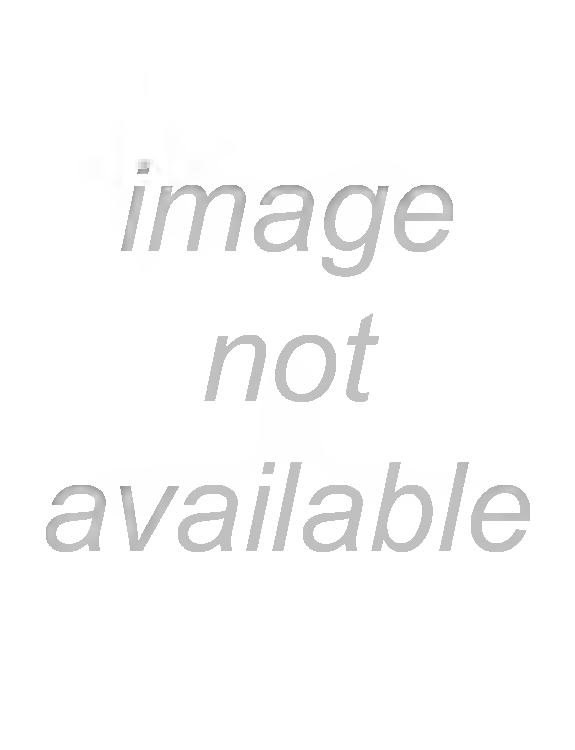


image
not
available

morgenländiſchen Biſchofs, die Kapuze des angeblichen Mönchs, den langen Mantel des angeblichen Abbé aufheben und das Gekritzel und ſchlechte Schreiben aus allen Ländern leſen, mit der Loupe alle Siegel muſtern und den Schurken ſagen können: ich muß es mir überlegen.

Das iſt eine beſchwerliche, eine harte Arbeit.

Im Jahre 1861 nun, in welchem die Ereigniſſe geſchahen, welche wir erzählen, war der Promotor im Erzbisthum Paris der Abbé von Baraminos, den die leichtfertigen jungen Vicare ſpottweiſe Wahr-dich-vor Minos nannten. Er war groß und dürr, mit einem faſt ſpitzen Kopfe, erſt von mittlerem Alter, obgleich er ſchon einzelne graue Haare beſaß, im Ganzen ein gutmüthiger Mann, wenn man ihn recht zu behandeln verſtand und er nicht früh ſchon einen Zank mit ſeiner alten Haushälterin gehabt hatte.

Die Jeſuiten nahmen ihre Maßregeln als ſie durch die römiſche Polizei erfahren hatten, Julio, der durch das kühne Unternehmen befreit worden, ſei über die italieniſche Grenze entronnen und werde ohne Zweifel nach Paris gehen, um da ſeine Schweſter aufzuſuchen.

In ihrem Rathe wurde beſchloſſen, Alles zu verſuchen, damit Julio von der geiſtlichen Behörde nicht approbirt werde, weil ſonſt zu fürchten war, Julio werde durch ſeine wirklichen Talente und durch das Aufſehen, das die Geſchichte ſeiner Abenteuer ſicherlich unter der Geiſtlichkeit mache, eine wichtige Perſon.

Wenn man den Erzbiſchof vermögen konnte, daß ihm keine Kirche geöffnet werde, ſo wurde ſeine Berührung mit den Geiſtlichen ſicherlich ſehr beſchränkt oder gar

unmöglich. Mit den Geiſtlichen, die unter dem Interdict ſtehen, geht Niemand gern um. Dann war jedenfalls die Ehre der Geſellſchaft gerettet. Was lag an dem Aufſehen, das Julio und deſſen Schweſter vielleicht in der ungläubigen und gottloſen Welt machten?

Vor allen Dingen mußte verhindert werden, daß Julio, ein ſo bedeutender Redner, der die ganze Stadt T. mit fortgeriſſen hatte, keine Kanzel beſteige. Er war wohl der Mann, nach den beſtandenen Prüfungen, welcher die Pariſer, die für die improviſirten Reden Lacordaires ſo ſehr geſchwärmt hatten, daran mahnen konnte, daß dieſer keineswegs erſetzt ſei, wenn auch die Jeſuiten ſehr viel Rühmens von ihrem Pater Felix machten.

Direct konnten ſie Se. Eminenz nicht auffordern, einen Geiſtlichen zurückzuweiſen, der ihnen läſtig war. Obgleich die Jeſuiten vor ſolchen kühnen Schritten nicht immer zurückſchrecken, giebt es doch Grenzen, die ſie nicht gern überſchreiten und es ſind auch nicht alle Biſchöfe, namentlich nicht alle Cardinäle, geneigt in ihrem Sprengel ſich Vorſchriften machen zu laſſen. Und konnte Julio ſich nicht ſelbſt unmittelbar an Se. Eminenz wenden?

Man hielt es alſo für gerathener, den Abbé von Baraminos wo möglich gegen Julio einzunehmen.

Der feinſte, der ſchmiegſamſte und ſüßeſte ihrer Patres wurde deshalb zu dem Promotor geſchickt, der Pater Fichet. Er ſah den Abbé Baraminos bisweilen in dem Faubourg St. Germain bei der Herzogin von Chantenay, die ihm beichtete, während Baraminos der Beichtvater ihrer Tochter, der Gräfin von Bézère, war.

Der große Palaſt der Herzogin von Chantenay war

von der Wohnung des Promotors nicht weit entfernt; da trafen die Beiden gelegentlich einander, denn es war ein Sammelpunkt der Frommen.

„Ich werde die Ehre haben, Sie diese Woche einmal zu besuchen," hatte der Pater Fichet zu dem Promotor gesagt.

„Sie werden liebenswürdig gegen den guten Pater sein," sagte die junge Gräfin von Bézère heimlich zu dem Abbé von Baraminos, „er will Sie um etwas bitten."

Man sieht, man ging sehr vorsichtig zu Werke, wie es einem Jesuiten ziemte, und kein Anderer hatte so ganz den Geist des Ordens in sich aufgenommen als der Pater Fichet.

Mit der sanftesten und freundlichsten Miene, mit einem ansehnlichen Vorrathe einschmeichelnder Redensarten begab er sich denn zu dem Abbé Baraminos. Nach langen Präliminarien, wie ein ächter Diplomat, um den eigentlichen Zweck seines Besuches zu verdecken, und nachdem er den Promotor um einige Schritte ersucht hatte zur Sicherung des Gedeihens milder Unternehmungen, was der Abbé bereitwillig versprach, weil er glaubte, das eben sei der Wunsch seiner Beichttochter, brachte der Pater das Gespräch auf die italienischen Angelegenheiten, auf die Revolutionaire, welche der Papst in den Bann gethan hatte, Victor Emmanuel an der Spitze, auf die Verschwörungen und die Demonstrationen am 2. Febr. in Rom. Sie hätten, sagte er, Briefe aus Rom erhalten, welche die genauesten Nachrichten darüber enthielten. Ein französischer Geistlicher, den Se. Eminenz, der Cardinal Erzbischof von Chambery sogleich mit dem Inter-

dict belegt, habe eine hervorragende Rolle dabei gespielt. Endlich erzählte er auch, ein anderer französischer Geistlicher, der durch das heilige Gericht zum Gefängniß verurtheilt worden sei, weil er ein Kloster geschändet, sei aus dem Gefängniß entkommen. Er fügte dann hinzu, dieser Geistliche, der schon in dem Sprengel T. wegen seiner verderblichen Schriften und Angriffe auf die Gesellschaft Jesu weggewiesen worden, sei zunächst von schlechten Geistlichen im Königreich Neapel aufgenommen worden und befinde sich jetzt in Paris, wo er gegen die weltliche Macht des Papstes conspirire und ein Journal herausgeben wolle, um darin die schon oft verdammten Lehren von der Gewissensfreiheit, von der Preßfreiheit und von der Lostrennung des Staats von der Kirche zu vertheidigen und zu verbreiten. Dieser Geistliche, Julio von La Clavière, werde sicherlich, meinte er, durch die erzbischöfliche Gewalt aus der Geistlichkeit ausgestoßen. Es sei doch ein Aergerniß, daß ein solcher Mensch in Paris die Messe lesen oder predigen könne.

„Ich habe ihn noch nicht bei dem Erzbischofe gesehen, es freut mich aber, von Ihnen solche Nachweisungen zu erhalten."

Der Jesuit setzte zunächst nichts weiter hinzu, sprach noch einige Gemeinplätze und entfernte sich unter verschiedenen Complimenten. Er wußte, daß er genug gethan hatte.

Der Abbé Julio hatte bereits zu viel Erfahrung, als daß er sich irgendwie Illusionen über die Aufnahme hätte machen sollen, die er in Paris finden würde. Er wußte, daß seine mächtigen Feinde hier wie überall das Episcopat beherrschten. Das Schicksal Loubères in Cham-

bery ſagte ihm deutlich genug, wie das ſeinige ſein werde. Er überließ ſich indeß der Vorſehung, die das Herz der Mächtigen in ihrer Hand hat, und da er ſein ganzes Leben lang kein bitteres Wort gegen die natürlichen Häupter der Kirche ſich vorzuwerfen, da er mit keiner Zeile ſeiner Feder ſie verletzt hatte, ſo glaubte er es ſich ſelbſt, ſeiner perſönlichen Würde und der Ehre ſeines Standes ſchuldig zu ſein, Alles zu thun, um bis an das Ende in der chriſtlichen Geſellſchaft das heilige Amt zu verrichten, das ihm übertragen worden. Er nahm mit dem Muthe eines Märtyrers die Folgen der über ihn verbreiteten Meinungen hin, die für viele in der Geiſtlichkeit verletzend erſchienen. Irgendwo fand er doch Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, hoffte er.

Aus Vorſicht zunächſt ſchrieb er an den gutmüthigen Biſchof von A..., um ihn um ein Empfehlungsſchreiben zu erſuchen.

Der Erzbiſchof hatte etwas von ſeiner Geſchichte mit der Inquiſition, wie von der Gewaltthat in der Kirche erfahren und das ſehr vernünftige Urtheil darüber gefällt, daß er keinen Grund habe, den Streit der heiligen Inquiſition und der Jeſuiten aufzunehmen. Er erkannte die Jurisdiction der römiſchen Congregation nicht an und lehnte ſich bei jeder Gelegenheit gegen die übertriebenen Anmaßungen des römiſchen Hofes auf, wenn er auch nicht öffentlich davon ſprach. Er wußte recht wohl, daß die Spitzen der Regierung und die ganze intelligente Welt ſich für Julio intereſſirten. Das, was vorher in Aventin geſchehen, war in ſeinen Augen von keiner Bedeutung. Er nahm deshalb den Abbé Julio von La Clavière mit herzlichem Wohlwollen auf und gab ihm

die Ermächtigung Meſſe zu leſen. Er ſagte ferner freundlich:

„Das Gymnaſium St. Louis hat ſeinen zweiten Geiſtlichen verloren. Ich ernenne Sie zu dieſem Amte.“

So hatten die Jeſuiten noch einmal die Partie verloren. Durch ein viertelſtündiges Geſpräch brachte Se. Eminenz auch den Promotor ganz auf ſeine Seite.

6.

Nur verleumdet.

Die Jeſuiten hielten ſich noch nicht für geſchlagen und ſie ſparten nichts, um Julio zu hindern, ſich einen Namen als Publiciſt zu machen, auf der Kanzel zu glänzen und von der Geiſtlichkeit in Paris als ausgezeichneter Mann anerkannt und geliebt zu werden. Wenn ſie dieſen Zweck erreichten, ſo erniedrigten ſie einen Feind ihres Ordens und trugen alſo nach ihrer Meinung zum größeren Ruhme Gottes bei. Wer nie die Subtilitäten der Mönchsſcholaſtik kennen gelernt hat, findet manche Dinge geradezu ungeheuerlich und ſie ſind doch leicht zu erklären. Böſes zu thun und zwar wiſſentlich, mit glühendem Haſſe einen Mann zu verfolgen und ihn in jeder Weiſe anzuſchwärzen, weil er gegen uns auftritt, iſt gegen die Lehre des Evangeliums, das Vergebung der Kränkungen und ſelbſt die Liebe eines Feindes vorſchreibt. Zu verachten iſt erlaubt, denn darin zeigt ſich eine gewiſſe Würde; ſich zu rächen iſt nie erlaubt und

zu verleumden vielleicht noch weniger, das ist gemein und das Gemeine duldet die Welt nicht. Und doch ist es dahin gekommen, daß Männer, welche sich der Unterdrückung aller schlimmen Triebe ganz widmen, einen sanften, gutmüthigen Mann, der Niemanden haßt, wie ein Ungeheuer, einen Feind Gottes und der Menschen verfolgen. Nicht blos Einzelne thun dies, sondern ganze Corporationen spielen, nach einer armseligen Sophisterei, die Verfolger, Verleumder und Mörder. Sie morden mit dem Schwerte der Zunge, mit dem Gifte der Angeberei, und zwar ohne Reue, ohne Gewissensbiß.

Treten wir dem Räthsel näher.

Wenn Julio nicht ein wahrer Engel, sondern ein Mörder, ein Dumolard gewesen wäre, der einen Jesuiten überfiel, so würde der Jesuit für den Elenden gebetet und ihm verziehen haben. Erlaubte aber die weltliche Macht wiederum Scheiterhaufen zur Strafe für die im Glauben Irrenden, so würde derselbe Jesuit mit Freuden den Scheiterhaufen mit eigener Hand bereiten.

Man nennt dies schrecklich. Es ist leicht erklärlich.

Der Mönch verzeiht seinem Feinde; er weiß recht wohl, daß er auch die andere Wange hinhalten muß. Zu seinem Lobe muß es gesagt werden, daß er ganz aufrichtig verzeiht. Aber der von der Inquisition Verurtheilte ist in seinen Augen ein Feind Gottes und der Mönch übernimmt es Gott zu rächen. Er glaubt zu diesem Zwecke auf der Erde zu sein. Je ungläubiger die Welt ist, je mehr der Mönch die Ceremonien unbeachtet sieht, um so mehr fühlt er, daß die Welt sich ihm entziehen möchte, um so feuriger tritt er gegen die kühnen Läugner auf, die sprechen und schreiben.

Würden die Mönche wirklich heute noch, wenn sie könnten, ihre Gegner auf den Scheiterhaufen bringen?

Ja!

Man sieht nicht selten Mönche, Jesuiten, Dominikaner oder Kapuziner in Schlösser kommen und sich, ihrer Macht gewiß, in die Bibliotheken führen lassen, wo die großen Herrn des achtzehnten Jahrhunderts die Schöngeister ihrer Zeit aufgestellt hatten, unbarmherzig die Schriften Molières, Montesquieus, Buffons, J. J. Rousseaus, Voltaires nehmen und sie mit fanatischer Freude vor den staunenden frommen Katholiken verbrennen.

Hätten die Jesuiten, die Kapuziner oder Dominikaner die Macht, sie würden alle Autoren und Schriftsteller unserer Zeit verfolgen. Cousin würde von ihnen auf den Scheiterhaufen des Johann Huß geschleppt werden, Jules Simon, Lamartine, Georges Sand, Victor Hugo, alle müßten in den Flammen für ihre Verbrechen büßen.

Wir schaudern, aber alle diese Mönche mit ihren persönlich tadellosen Sitten würden es noch für ein Gott wohlgefälliges Opfer halten, wenn alle Schriftsteller, die anders zu denken wagen wie die Theologie, in den Flammen des Scheiterhaufens umkämen.

Da sie nun aber die Scheiterhaufen nicht haben, so benutzen sie gegen die welche sie hassen, eine andere mächtige Waffe, die Verleumdung. Als Julio nach Paris kam, fand er sie bereits vollständig organisirt zu seinem Verderben. Es kam ja darauf an, ihm Verlegenheiten zu bereiten, ihn überall in gehässigen Farben zu malen und ihn zunächst in ihrer kleinen Welt zu einem Abscheu zu machen, bei den Kirchendienern, Sängern, Glockenläutern, Leuten die mit heiligen Sachen handeln, Buchhänd-

lern, die Gebetbücher verkaufen und bei denen, welche Heiligenbilder, Roſenkränze und Wundermedaillen verfertigen. Denis war da mit ſeinen Agenten und erzählte überall, Julio werde nächſtens aus der katholiſchen Kirche austreten, in Italien habe er ſich mit dem ehemaligen Pater Paſſaglia verſtändigt, denn die Beiden wollten eine neue Religion aufſtellen, auf welche die rothen Demokraten ſchon warteten.

Selbſt Louiſe zog man in dieſes Geflecht von Verleumdungen mit hinein. Man ſagte, ſie ſei eine ehemalige Nonne, die aus dem Kloſter entlaufen ſei und die Beſuche Loubères bei ihr legte man in der ſchändlichſten Weiſe aus. Das verbreitete ſich dann unter den Arbeitern, unter den Kindermädchen der vornehmen Damen, unter den Obſthändlerinnen u. ſ. w.

Wenn man ſelbſt einen hochgeſtellten Mann verderben will, fängt man damit an, Verleumdungen gegen ihn zuerſt in den untern Schichten der Geſellſchaft auszuſtreuen. Sie kommen bald genug empor.

Für die höheren Kreiſe hatte man ſeine Angebereien und Verleumdungen natürlich anders eingerichtet. Da benutzte man die frommen Weiber, die bei jeder Gelegenheit einem Pfarrer, einem Würdenträger der Kirche im Tone tiefſter Entrüſtung ſagen mußten: ein Geiſtlicher, der gegen die Jeſuiten geſchrieben hat, kann Meſſe leſen? Einen Prieſter, der nicht auf die weltliche Macht des Papſtes hält, läßt man predigen? In der Pariſer Geiſtlichkeit duldet man einen Mann, welcher vom heiligen Gericht zum Gefängniß verurtheilt war?

Daß dieſe Aufgabe gewiſſenhaft ausgeführt wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Wie jammerte man über den

Schaden, welchen die Zeitung des unglückſeligen Prieſters in der Welt anrichte! Für diejenigen, welche ſelbſt zwar lau ſind, aber doch eine Religion für ſehr nöthig halten, hatte man eine andere Form der Verleumdung. Da erzählten die Frauen unter einander einen hübſchen Roman: Julio ſollte in Italien gewaltſam in ein Kloſter gebrochen ſein und ſeine Geliebte daraus entführt haben.

7.

Marion.

Loubère hatte, wie wir wiſſen, in einer Buchdruckerei Arbeit gefunden, die er bald zu voller Zufriedenheit verrichtete.

Ein induſtrieller Mann, den der Zufall zum Geiſtlichen gemacht hatte, der aber lieber Millionair geworden wäre, hatte auf dem Boulevard Pigale einen großen leichten Bau gekauft, in dem einige Setzkäſten und ganz gewöhnliche ſchlechte Handpreſſen ſtanden, der aber eine Druckerei hieß. Er erhielt Alles ſehr billig, weil es wirklich keinen Werth hatte. Er ließ das Haus ſo gut als möglich aufputzen, richtete ſich ein Bureau ein und fing an zu ſchreiben und zu drucken. Er erließ eine Anzeige, in welcher er ſeine Druckerei mit Gießerei, Satinirerei, Buchbinderei die großartigſte Anſtalt in Europa nannte. Er unterzeichnete dieſe Ankündigung mit ſeinem Namen Abbé Laviale und forderte mit unerhörter Frechheit die Herrn Cardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, kurz die ge-

ſammte hohe Geiſtlichkeit auf, ja dieſe wunderbare Anſtalt zu beſuchen, wenn ſie nach Paris kämen.

Der Abbé Laviale rechnete auf die Dummheit der Menſchen, die Million zu verdienen. Das erſte Mal lachte man ſeinen Proſpect aus. Als er das zweite Mal verbeſſert und verſchönert erſchien, ſagten die hohen geiſtlichen Herren, es müſſe doch alles wahr ſein, da ein Menſch doch nicht die Unverſchämtheit haben könne, es drucken zu laſſen, wenn es eine Lüge ſei. Es fanden ſich wirklich gelegentlich ein Paar Biſchöfe ein und ſie wurden pomphaft aufgenommen. Anweiſungen waren ſchon in voraus für ſolche Fälle ertheilt. Man kam ihnen nach. Alle fielen auf die Knie; die Bogenfängerinnen und Broſchirerinnen bekreuzigten ſich. Bei ſolcher Frömmigkeit ſahen die Biſchöfe nicht ſo genau nach dem Uebrigen und gingen höchſt befriedigt von Laviale hinweg, der ihnen ſeine Anhänglichkeit an den Lehren Roms betheuerte. Zu Hauſe ſprachen ſie natürlich nicht davon wie ſie getäuſcht worden.

Sehr bald begann der Drucker Laviale eine Zeitung „die geiſtliche Schildwache" und ſie erzählte mit den pomphafteſten Worten von dem Beſuche dieſes oder jenes Biſchofs in der großen Druckanſtalt. Kurz die katholiſche Welt glaubte fort und fort, daß auf der Welt ſich mit der Anſtalt Laviales nichts vergleichen laſſe.

Ein großes Local zu haben, Preſſen und Schrift war nicht genug; es mußten auch Mittel und Wege gefunden werden, um die Arbeiter nicht ſo zu bezahlen wie in andern Druckereien. Laviale fand ſie. Er eröffnete eine Freiſtatt allen Geiſtlichen, die vom Interdict betroffen waren und deren jeden Tag Einige in der gro-

ßen Stadt ankommen. Zu ihnen ſagte er: hier iſt Arbeit, aber Ihr verſteht nichts von der Sache und ich kann Euch natürlich nicht ſo bezahlen wie gute Arbeiter. Damit war das Problem gelöſet. Die Arbeit war für die armen Teufel eine Hilfe in der höchſten Noth. Der Arbeitgeber war zwar hart und rückſichtslos und hielt ſtreng darauf, daß Einer auch nicht eine Minute verſäumte, aber man hatte doch ſicheres Brot und das iſt ſchon viel, wenn man ſonſt mit dem Hunger zu kämpfen hatte.

So brachte ſich unſer Abbé Laviale allmälig mehr und mehr empor. Da fiel ihm ein, ſich zum Bankier der Geiſtlichkeit zu machen: er nahm die kleinen Erſparniſſe der Pfarrer an, bezahlte pünktlich geringe Zinſen und bediente ſich des Capitals zu weiterer Werbung für ſich.

Als er faſt Millionair war, dachte Abbé Laviale auch an die Ehre. Da der Herr Staatsminiſter des Innern einem Manne, der ſo ſinnreich hübſche Geſchäfte zu machen wußte, das Kreuz der Ehrenlegion nicht gegeben und ſelbſt das undankbare Rom ihn nicht zum Ritter vom goldenen Sporn gemacht hatte, glaubte er geiſtliche Ehren ſuchen zu müſſen. Er klopfte bei vielen Biſchöfen an, um Ehrenmitglied des Kapitels irgendwo zu werden. Endlich gelang es ihm. Es war ein großer Tag in ſeinem Leben und er zeigte ſich an demſelben weniger habgierig als ſonſt gegen ſeine Setzer. Aber es erwarteten ihn noch andere Ehren. Es kam ein guter Biſchof von den Sandwich-Inſeln nach Paris und er beſuchte, des berühmten Proſpectes wegen, die „großartige Druckerei.“ Aus Bewunderung über die daſtehenden

großen Papierhaufen und über die vielen Centner Schrift und Clichés ernannte er den Herrn Abbé zum Generalvicar von Honolulu, seiner Bischofsstadt.

Von diesem Tage an, da er nun auf seinen Lorbeeren ruhen konnte, wurde dieser Alexander oder Napoleon der Buchdrucker sehr gutmüthig und sah mit weit weniger Strenge auf seine zahlreichen Setzer, die alle removirte und suspendirte Geistliche waren.

Loubère war in dieser schönsten Zeit Laviales bei ihm angekommen.

„Sie sind ein schöner Mann," hatte Laviale zu ihm gesagt, denn er war gerade in seiner rosigsten Laune. „Potz Tausend, hätten Sie einen prächtigen Grenadier abgegeben! Und Pfarrer waren Sie? Mein hochwürdiger Confrater, da waren Sie nicht in Ihrem Berufe. Nun, ich kanns nicht ändern. Die Buchstaben kennen Sie, werden also bald genug ein guter Setzer werden. Muth also und Glück!"

Vor der Druckerei Laviales und von derselben nur durch ein schmales und schmutziges Gäßchen getrennt, befand sich eine Waschanstalt. Die Arbeiterinnen konnten zu jeder Zeit von den Setzern gesehen werden und diese gefallenen Engel ließen es an Blicken hinüber, gelegentlich auch an galanten Redensarten nicht fehlen. Die natürliche Folge davon war gewesen, daß viele jener ehemaligen Pfarrer sich unter den Wäscherinnen — Gefährtinnen suchten, da das Gesetz ihnen nicht gestattete sich Frauen zu suchen.

Loubère jammerte häufig über das traurige Schicksal dieser Männer, welche das Gelübde des Cölibats zu den Leiden der unbezähmbarsten aller Leidenschaften verur-

theilte, ohne ihnen jemals ein rechtmäßiges Mittel zu gewähren, demselben sich zu entziehen. Auch er in seiner Riesenkraft und in seinen besten Jahren fühlte sehr, daß er Mann sei und oftmals hatte ihn der Anblick der derben Liebesverhältnisse, welche sich unter seinen Augen schlossen, gleichsam berauscht.

Eines Abends, nach anstrengender Arbeit, verließ er die Druckerei und fühlte sehr dringend das Bedürfniß nach frischer Luft und Zerstreuung. Da sah er an einem Prellsteine des großen Thores, das gleichzeitig in die Druckerei und in die Waschanstalt führte, ein weibliches Wesen unbeweglich kauern. Anfangs meinte er, es sei eine der Arbeiterinnen, die eine Freundin oder auch einen Freund erwarte. Er sah sie genau an und erkannte eine gewisse Marion. Die Menschen spotten und necken gern und immer wie überall müssen sie ein Opfer haben. Als solche dienen gewöhnlich die Kleinen, die Schwachen und Leidenden. In jedem Arbeitssaale, in jeder Schule ist so ein Stichblatt für Alle, ein Sündenbock und wie es sonst heißt. Marion war dies unter den Wäscherinnen. Diese waren meist jung, gesund und kräftig; sie selbst dagegen war über die erste Jugend bereits hinaus, schwächlich, kränklich und häßlich. Sie konnte sich also nicht vertheidigen. Unter allen Schwachen haben bekanntlich nur die Buckeligen zur Vertheidigung Geist und eine scharfe Zunge. Marion mußte also Alles über sich ergehen lassen. Oftmals drang das ausgelassenste Gelächter von den Wäscherinnen herüber zu den Setzern und steckte auch diese an. Ach, hieß es dann, sie spielen der Marion wieder einmal arg mit.

An dem Tage, da Loubère die Unglückliche an dem

Prellſteine gleich einer Hagar in der Wüſte fand, hatte man die Marion nicht blos arg gehänſelt, ſie war aus der Waſchanſtalt entlaſſen worden. Man hatte eine kräftigere und thätigere für ſie gefunden. Der Eigennutz kennt kein Mitleid. Die Arme war alſo ohne Dienſt, ohne Brot.

„Marion," redete ſie Loubère an, „was machen Sie hier?"

Er erhielt keine Antwort. Die Arme ſeufzete nur und dieſer Seufzer, in dieſem Augenblicke, ſagte viel.

„Sie ſind wohl fortgeſchickt worden?"

„Ach ja, und es bleibt mir nichts übrig als zu verhungern."

„Wie kann man ſo dumm ſein! Sagen Sie mir, wollen Sie mir haushalten?"

„Ach, ſehr gern."

Und ihre Augen, die recht ſanft waren, erhoben ſich zu dem ſeltſamen Menſchen und drückten ihm ihren tiefſten Dank aus, da ſie keine Worte fand.

„Sie werden bei mir wie eine Prinzeſſin wohnen," fuhr Loubère fort. „Ich habe eine Küche, eine Stube und eine Kammer, in der Sie ſchlafen können. Am Tage arbeiten Sie für ſich, Abends kochen Sie mir mein Eſſen. Wenn Sie einverſtanden ſind, ſo kommen Sie mit mir."

Marion gab keine Antwort, aber ſie ſtand ſogleich auf und wie ein verlaſſener Hund, den man ſtreichelt, folgte ſie dem neuen Herrn in ſeine Wohnung im fünften Stock.

„Da iſt Ihr Reich, Mamſell Marion," ſagte er hier. „Thun Sie was Sie wollen, wenn nur meine

Suppe Abends gut und meine Stube rein ist. Ich verlange weiter nichts. Ich bin etwas bärmäßig und rede nicht viel, da ich Sie aber für ein ordentliches Mädchen, halte, werde ich Sie mit an meinem Tische essen lassen."

Marion glaubte zu träumen. Sie richtete sich in der sehr bescheidenen Wohnung Loubères ein. Sie war musterhaft reinlich, kochte nicht ganz übel, hielt die Wäsche ihres Herrn in gutem Zustande und verstand sich auf den Einkauf der einfachen Lebensmittel, die sie brauchten. Mehr verlangte Loubère nicht und manchmal kam es ihm vor, als habe er die schönste Perle der Frauen gefunden.

Eine Menge seltsamer Ideen hatten sich in dem Kopfe unseres eigenthümlichen Freundes seit seinem Eintritte in die große Druckerei des Herrn Generalvicar von Honoluli herum gewälzt. Es waren in der Anstalt, die etwas von einer Strafanstalt allerdings hatte, mehr als zwei hundert Männer, die meisten davon in der Kraft ihrer Jahre. Sie hatten fast alle Frauen — nicht Ehefrauen und mehrere auch Kinder. Sehr oft hatte er in den Zeitungen gelesen, daß diejenigen, welche ihre Verbindungen mit den Concubinen hatten legitimiren wollen, von den städtischen Behörden stets zurückgewiesen worden waren und auch die Gerichte einem Manne, weil er Geistlicher *gewesen*, das verweigerten, was sie dem schlechtesten der Verbrecher nie versagen, wenn er aus dem Gefängniß entlassen ist. Das empörte sein ehrliches Herz und sein Rechtsgefühl. Auch er war aus dem Priesterstande ausgestoßen und in das Proletariat geworfen. Wenn er eine seiner würdige Frau gefunden

hätte, mußte auch er zur Schande herabsteigen oder dem süßesten und mächtigsten aller Triebe Stillschweigen auferlegen.

Er ging zu Julio.

„Lieber Freund," sagte er, „ich bringe Ihnen eine Neuigkeit, die Sie überraschen wird."

„Welche?"

„Ich heirathe."

„Sie spaßen."

„Ich heirathe, es ist mein Ernst."

„Ich kann es nicht glauben. Wen heirathen Sie denn?"

„Natürlich ein Mädchen."

„Aus welcher Familie?"

„Sie hat gar keine Familie."

„Aus dem Findelhause also?"

„Sehr richtig."

„Und sie heißt?"

„Marion."

„Ein hübscher Name. Und wie alt ist Ihr Schatz?"

„Rathen Sie."

„Zwanzig Jahre?"

„Weiter! höher hinauf!"

„Dreißig Jahre?"

„Sie haben es noch nicht."

„Vierzig Jahre?"

„Immer noch höher hinauf!"

„Funfzig?"

„Legen Sie immer noch etwas hinzu."

„Ich begreife Sie nicht."

„Warum denn nicht?" Alt ist sie, ja, fünf und

funfzig Jahre. Aber sie kocht mir meine Suppe ganz vortrefflich.“

„Loubère, reden wir ernsthaft. Solcher Spaß ziemt sich nicht für Sie. Wie geht es Ihrem Herrn Generalvicar?“

„Er ist ein ganz prächtiger Mensch jetzt, aber ich spaßte ganz und gar nicht, sondern will über eine sehr ernsthafte Sache mit Ihnen reden. Ich will wirklich und wahrhaftig heirathen.“

Der Ton Loubères verrieth in der That einen feststehenden Entschluß.

„Lieber Freund“, entgegnete Julio, „machen Sie diesen Fehler nicht. Keine Stadtbehörde giebt Ihnen die Erlaubniß zur Heirath. Wenn Sie übrigens auch nicht mehr der Geistlichkeit angehören, achten Sie Ihren ehemaligen Stand in Ihnen gewiß so sehr, um kein Skandal zu machen.“

„Eben weil die städtischen Behörden mich abweisen werden, will ich sie zwingen über die Sache sich endlich einmal klar und deutlich auszusprechen. Ich gehe an alle Instanzen, im Nothfall bis zu dem Kaiser selbst. Es ist für Tausende eine Lebensfrage und sie muß angeregt, muß entschieden werden. Sie hängt mit noch einer weit höhern Frage zusammen, mit der menschlichen Freiheit. Sie werden mir ohne Weiteres glauben, daß die schönen Augen der Marion nichts dabei zu schaffen haben; sie ist so häßlich, daß man sich vor ihr fürchten könnte und ich möchte sie nicht mit einer Zange angreifen. Sie wissen es, ich trage eine große und schmerzliche Erinnerung in mir, die Erinnerung an eine Liebe, der niemals eine andere folgen kann und darf, viel

weniger eine gemeine Verbindung, deren ſich ein Mann ſchämen würde, der weit unter mir ſteht. Iſt die arme Marion vor dem Maire meines Viertels meine Ehefrau geworden, ſo bleibt ſie ſicherlich ſo jungfräulich wie ſie iſt; ich kann es Ihnen im Nothfalle zuſchwören. Sie ſoll nur das Recht haben, Frau, Madame genannt zu werden. Das wird für die arme Alte die einzige Folge der Ehe ſein. Sie wird ſich auch durch die Befriedigung ihres Stolzes über die Entbehrung der Liebe und ihrer Freuden tröſten. Es ſoll ihr eine Ehre angethan werden."

„Das iſt eine ſeltſame Idee Ihrer aufgeregten Phantaſie, lieber Freund. Ueber Ihren Lebenswandel habe ich nicht zu urtheilen, aber durch meinen Rath kann ich auf Sie zu wirken ſuchen und da ſage ich Ihnen aufrichtig, daß ich Alles aufbiete, um Sie von dem Skandal abzubringen, welches die Aufmerkſamkeit des Publicums und die Verwünſchungen aller kirchlichen Zeitungen auf Sie ziehen muß."

„Dieſe Blätter haben in meinen Augen nicht mehr Werth als eine zerriſſene Trommel. Wer kümmert ſich, frage ich Sie, um die „katholiſche Welt" und andere Schimpfblätter, die ſchreien müſſen, damit man auf ſie aufmerkſam wird? Seit das Blatt ſeinen Redacteur verloren hat, iſt es todt. Mit ihm hätte ich mich gern gemeſſen, ſein Zorn wäre mir eine Ehre geweſen. Der Zorn der Anderen iſt nicht der Rede werth; ich lache darüber."

„Ich glaube es wohl, daß Sie ſich um alle dieſe Leute nicht im Geringſten kümmern, aber wenn Sie irgendwie auf meinen Rath etwas geben, ſo thun Sie

den kühnen Schritt nicht, von dem Sie eben sprechen. Das Klügste wäre, daß Sie vorher nach Rom schrieben und bei dem Papst einkämen, damit er Sie von Ihrem Gelübde des Cölibats entbinde. Es ist das Ihre Pflicht als Geistlicher."

„Mein lieber Julio, ich bin ja gar nicht mehr Geistlicher. In Rom sah ich so viel Schmutzwinkel, daß ich gar keinen großen Respect, namentlich in Sachen der Kirchenzucht, behalten habe. Mit dem Glauben, nun . . Sie haben sich ihn erhalten, mein lieber Julio und Sie sind glücklich dabei. Ich will nicht gerade sagen, daß ich ihn verloren habe, aber sehr schwach ist er in mir geworden. Im Ganzen bin ich froh, daß ich aus dem geistlichen Stande herauskam. Wissen Sie? Es ist eine sehr schlimme Sache, Andere lehren zu müssen und selbst nicht recht zu wissen, ob man das, was man lehrt, glaubt oder nicht glaubt."

„Wie, Loubère, wenn Sie das Glück noch hätten, den Kleinen und Schwachen die Lehren des Evangeliums vorzutragen, Sie fragten sich, ob Sie an diese Lehren glaubten?"

„Nein, Freund," antwortete Loubère, „über die heilige Lehre Christi werde ich mich nicht so fragen. Aber die Menschen haben ihr sehr viel zugesetzt. Und, Julio, vor einem Manne mit solchen Ueberzeugungen wie Sie tritt mein Unglauben zurück. Vielleicht gelange ich auch noch einmal dahin, das Unkraut von dem Weizen, das Menschliche von dem Göttlichen zu sondern. Sie, Sie allein können mir bei dieser Arbeit behilflich sein. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Ihre Sache ist es, in der Frage, die jetzt vorliegt, an Rom zu appelliren. Sie

ſind Journaliſt; lenken Sie die Aufmerkſamkeit auf dieſe Sackgaſſe, in welche das Gewiſſen der Männer gedrängt wird, welche das Gelübde des Cölibates nicht halten können — wie ſie bewieſen und nicht in einem Zuſtande ſchmachvoller wilden Ehe gehalten werden dürfen, ſondern in das Familienleben eingeführt werden müſſen, damit ſie wieder ehrliche Kerle werden, da ſie nun einmal gute Geiſtliche nicht ſein konnten. Ich habe eine rein bürgerliche Frage zu behandeln. Die Gerichtshöfe müſſen, in einer neuen Unterſuchung, hier in Paris, darüber entſcheiden, damit es durch die ganze Welt ſchalle. Sie werden einſehen, daß ich nur der Sache ſelbſt wegen auftrete und wenn ich etwas Gutes nur für die Zukunft vorbereite, und den Weg zu einer Löſung andeute, welche gleichzeitig die wahren Intereſſen der Humanität und der Tugend wahrt, ſo ſterbe ich mit der Ueberzeugung, etwas Gutes gethan zu haben."

„Sie wiſſen, Loubère, daß ich in dieſer Frage wie Sie denke, aber iſt die Zeit ſchon gekommen ſie anzuregen und löſen zu wollen?"

„Anzuregen, ja, zu löſen, nein. Sie ſäen das Getreide im Herbſt und es vergehen ſieben bis acht Monate bis zur Ernte. Lieber Freund, im Leben der Menſchheit ſind Jahrhunderte nur Monate. So iſt es denn auch Zeit, die Idee in die Furche der Zeit zu ſtreuen; ſie wird keimen in der Zeit, welche Der beſtimmt, welcher Alles leitet und regiert."

Die beiden Freunde trennten ſich und Julio erzählte ſeiner Schweſter von dem Einfalle Loubères.

„Der arme Mann hat den Verſtand verloren," ſagte Louiſe.

„Hatte er auch den Verstand verloren, als er nach Rom kam, sich abmühete und sein letztes Geld dafür ausgab, um mich aus meinem Gefängnisse zu befreien? Alle Befreier haben den — gewöhnlichen — Verstand verloren, aber man muß sie doch lieben und segnen."

8.

Der Gehilfe bei der Messe.

Wer die Geschichte aller Messediener in den Kirchen von Paris nur in den letzten dreißig Jahren schreiben wollte, würde die wunderlichste Sammlung von Biographien zusammenbringen, welche die Phantasie ersinnen könnte. Wenn man bei einer großen Feierlichkeit den messelesenden Pfarrer zwischen zwei Geistlichen in grauem Haar und glänzender Kleidung sieht; wenn dieselben Männer bei einem Begräbnisse erster Classe zur Rechten und Linken des Pfarrers stehen, glaubt Mancher, er erblicke da den ersten Pfarrer einer großen Gemeinde wie St. Roch oder Madeleine bei der Ausübung seines erhabensten Amtes zwischen zwei Würdenträgern seiner Geistlichkeit, die fast seines Gleichen wären. Sie irren sich. Es sind arme Teufel, die, nach der einmal bestehenden Einrichtung, Sonntags erst nach der Messe um ein Uhr und jeden andern Tag nach jener um zwölf Uhr an ihr Frühstück denken dürfen.

O, Sie schöne, fromme Frau, die Sie so spät erst aufstehen, Sie wissen es nicht, daß ein armer Sclave

die Qualen des Hungers aushalten muß, damit Sie Sonntags oder auch an den anderen Tagen die Messe zu einer Stunde hören können, die Ihrer Neigung, Ihrer Trägheit, Ihrem Leben in der Nacht in Gesellschaften paßt. Wenn ich eine Dame wäre, ich würde nie zu dieser Messe der Langschläfer gehen. Mein Herz würde zu sehr leiden bei dem Gedanken an den Unglücklichen, der heftige Hungersschmerzen empfindet.

Die Messediener sind bisweilen arme Priester, die wegen ihrer politischen Meinungen verbannt wurden: Polen, die zu ihren Brüdern nach Frankreich kommen, Spanier, die sich in den Kämpfen der verschiedenen Thronprätendenten compromittirten. Sie verdienen so das bittere Brot der Verbannung.

Oder sie sind Männer, die durch den Haß der mächtigen Gesellschaft Jesu verfolgt wurden. Ein Gelehrter ersten Ranges, der einen europäischen Namen hat und vor mehreren Jahren aus dem Jesuitenorden trat, ist gegenwärtig ein solcher Meßgehilfe in einer der Pfarrkirchen zu Paris. Der College Aragos und Humboldts stirbt sicherlich in dieser ärmlichen Stelle, obgleich er durch seine wissenschaftlichen Leistungen dem geistlichen Stande hohe Ehre macht.

Fast immer sind diese Meßhelfer Männer von hoher geistiger Begabung, die sich aber irgendwie compromittirten, am häufigsten durch Ansichten in kirchlichen Dingen, starre Charaktere, welche vor ihren Oberen nicht die gehörige Rückengeschmeidigkeit und Beugungsfähigkeit besaßen, — Schriftsteller, deren Kühnheit verletzte, oder auch Scribler ohne Geschmack und Geist, welche die Welt mit ihren wunderlichen Ideen langweilten, — Unglück-

liche, welche das Herz fortriß und die ihre Schwächen nicht zu verbergen verſtanden, und Andere, die noch unglücklicher waren, weil ihre Leidenſchaften keine Entſchuldigung in der Liebe fanden. Sie alle ſind gehörig ausgeſcholten, einigermaßen ausgebeſſert worden durch einen längeren oder kürzeren Bußaufenthalt in einem Seminar und kehrten mit dem langen ſchwarzen Gewande die Sacriſteien in Paris, wohnten ſo lange Begräbnißfeierlichkeiten bei und vertraten ſo lange anders beſchäftigte Geiſtliche, daß ſie endlich darüber alt wurden. Sie ſind bei großen Feſtlichkeiten mit Gewändern von Gold und Seide voll Goldſtickereien bedeckt, müſſen aber von der allergeringſten Beſoldung leben, ſo daß ſie kaum dem Hungertode entgehen.

Der Knabe, welcher aus dem Seminar kommt, den der Biſchof ordinirt und als Vicar in eine Gemeinde ſchickt, geht dieſen Veteranen im Kirchendienſte vor und befiehlt ihnen. Er rückt auf, er wird zweiter Vicar, er wird erſter und iſt von dem Tage an ein wichtiger Mann. Der Geiſtliche, der bei der Meſſe dient, kommt immer weiter zurück je älter er wird. Vom Glanze der Kirche Madeleine oder St. Clotilde gelangt er abwärts nach Villette, nach Grenelle, nach Mont-Rouge und eines Tages finden ſchließlich die Gebeine des Armen Ruhe in dem großen gemeinſamen Grabe zu Ivry.

In vielfacher Hinſicht verdienen dieſe Männer Mitleiden. Freilich giebt es unter ihnen auch ganz unbedeutende, die zu gar nichts zu verwenden ſind und nur einige Paraden und Wachpoſten verſehen, Naturen, die ſo gleichgiltig und ungeſchult ſind, daß ſie ſich in ihrem ärmlichen Leben vergeſſen laſſen, um die ſich alſo Nie-

mand kümmert, weil ſie ſich in keiner Weiſe geltend zu machen verſtehen.

Wir haben geſehen, daß der Erzbiſchof Julio zum zweiten Geiſtlichen des Gymnaſiums des heil. Ludwig ernannte. Herr von Baraminos aber, den man von allen Seiten beſtürmte, ſchilderte eines Tages das Murren, welches durch jene Ernennung in der kirchlichen Welt erregt worden ſei, ſo lebhaft, daß der Cardinal erſchüttert wurde. Es iſt ſo ſchwer, der Meinung gewiſſer Leute zu trotzen, die man liebt; es gehört großer Muth dazu.

„Wohin aber mit ihm?“ fragte Se. Eminenz. „Ein ſchlechter Geiſtlicher iſt er doch nicht.“

„Ich glaube,“ entgegnete der Herr Promotor, auf den einige von den Jeſuiten abgeſandte Leute von neuem eingewirkt hatten „es wäre Ehre genug für ihn, wenn er zum Meßhelfer in einer Kirche ernannt würde.“

„Gut! So beſorgen Sie dies. Später werden wir ja ſehen.“

An demſelben Tage erhielt Julio in ſeiner Wohnung ein von dem Herrn Promotor unterzeichnetes Schreiben folgenden Inhalts:

„Herr Abbé,

„Die erzbiſchöfliche Behörde, die über Sie nicht eben günſtige Notizen beſitzt, befindet ſich in der Nothwendigkeit, die Ihnen anfänglich übertragene Stelle zurückzunehmen. Sie wurde Ihnen auf zu wohlwollende Empfehlung des Herrn Biſchofs von . . zugeſagt, deſſen guten Glauben Sie wahrſcheinlich gemißbraucht hatten. Sie werden hiermit zum Meß-Diacon in der Kirche Notre-Dame des Champs

ernannt. Das iſt Alles, was man für Sie thun kann.

„Ich darf Ihnen nicht verheimlichen, daß Sie damit eine Gunſtbezeugung erhalten und daß man Ihnen bei dem geringſten Tadel, welchen Sie ſich zuziehen, die Befugniß im Sprengel ganz entziehen wird.

„Ich grüße Sie,

„von Baraminos, Promotor.“

Julio wunderte ſich über dieſes Schreiben nicht und empfand auch keinen Verdruß darüber. Louiſe freilich weinte in ihrem Schmerze und erkannte wohl, woher der Schlag kam.

„Laſſen wir ſie, Schweſter; auch ſie ſind Werkzeuge der Vorſehung. Die Traube murrt auch nicht in der Kelter.“

„Du biſt ſehr ſtark, wenn Du dieſe Demüthigung ohne Schmerz erträgſt.“

„Die Demüthigung macht bisweilen ſtark, liebe Louiſe. Der Eichenzweig, den man mit Gewalt beugt, ſchnellt mit um ſo größerer Kraft zurück; der geſpannte Bogen ſchleudert den Pfeil weiter.“

„Das iſt alles recht gut. Man muß ſich dergleichen ſagen, um ſich zu tröſten. Ich geſtehe aufrichtig, wenn ich ein Mann, beſonders wenn ich Julio von La Clavière wäre, diente ich nicht bei den Meſſen in der kleinen hölzernen Kirche Notre-Dame des Champs.“

„Das Haus des Heilands in Nazareth war noch weniger ſchön. Was iſt der Papſt, der Erzbiſchof oder Meß-Diacon in den Augen Gottes? Alle erfüllen nur ein kirchliches Amt. Bei dem Einen iſt weniger Gelegenheit zu Stolz als bei den Andern, das iſt der ganze

Unterſchied. Liebe Schweſter, Du biſt ein kleiner Verſucher neben Deinem Bruder.“

Louiſe antwortete nur mit einem Lächeln, das aber der Schmerz zurückdrängte.

„Du haſt Recht,“ ſagte ſie, „ich war ein Weib. Es iſt groß, ich weiß es, ſich klein zu machen.“

9.

Advents-Predigten in St. Euſtach.

Zu den Männern, welche eine beſondere Achtung vor dem Rednertalente Julios hatten, gehörte auch Herr von Leich, Rath am kaiſerlichen Gerichtshofe in T., der in Folge von einflußreichen Freunden raſch ſeinen Weg gemacht hatte und in der Zeit, als Julio in Paris ankam, Rath bei dem Caſſationsgerichte war.

Herr von Leich hatte ſich über den Beſuch gefreut, den ihm Julio gemacht. Es war nicht mehr der junge Geiſtliche, den er in T. gekannt bei der erſten Entfaltung ſeines Talentes; das Unglück hatte ihn getroffen wie die glühende Herbſtſonne, welche in einigen Tagen die Trauben färbt und reift. So hatten die ſchmerzlichen Prüfungen die große Seele gereift. In dem edlen Geſichte lag etwas Strahlendes, etwas Ueberirdiſches. Das Herz war groß und rein aus dem Glühofen der Verfolgung hervorgegangen.

Herr von Leichs Liebe zu dem jungen Freunde wuchs und es entſtand ein Freundſchaftsverhältniß zwi-

ſchen dem Beamten und dem Geiſtlichen. Herr von Leich nahm Julio oftmals mit ſich in eine reizende Villa, die er zwiſchen Courbevoie und Pouteaux ſich hatte bauen laſſen. Es verging kaum ein Sonntag, ohne daß Julio, der noch immer das Land leidenſchaftlich liebte, nachdem er ſeine Schweſter zu der Frau von Tourabel geleitet hatte, auf der Eiſenbahn von Verſailles fuhr, um in dem Landhauſe des Herrn von Leich zu eſſen, von wo er Abends mit dem letzten Zuge zurückkehrte.

Herr von Leich war ein aufrichtiger Chriſt und beſaß eine milde Duldſamkeit, die ihn völlig von der fanatiſchen Coterie ſchied, in welcher man Gott gefällig zu ſein glaubt, wenn man die Nebenmenſchen haßt, welche außerhalb der Kirche ſtehen. Sein Vermögen und ſein Amt machten ihn zu einem angeſehenen Manne und da ſein Haus ſich in der Nähe der Kirche St. Euſtach befand, war er bald genug in den Ausſchuß des Kirchen-Verwaltungsrathes gewählt worden.

Der Advent von 1861 rückte heran. Man weiß, welche hohe Wichtigkeit man in Paris auf die Predigten im Advent und in der Faſtenzeit, beſonders in den großen Kirchen St. Roch, St. Sulpice, Madeleine und St. Euſtach legt. Seit drei oder vier Jahren war der Advent in St. Euſtache einem Dominikaner-Pater zugeſagt, der allerdings Talent beſaß. Herr von Leich wünſchte dagegen ſehr Julio auf einigen der angeſehenſten Kanzeln in Paris auftreten zu laſſen. Er ſprach mit dem Pfarrer von St. Euſtach, der anfangs einige Schwierigkeiten machte. Es war ja in der That ſchwer ſich für einen Geiſtlichen zu erklären, den eine römiſche Congregation verdammt und der Erzbiſchof auf einen ſo untergeordneten

Posten verwiesen hatte. Herr von Leich wußte indeß alle Bedenklichkeiten zu heben und so wurde es denn ausgemacht, daß Julio jeden Donnerstag Abend in der Adventszeit predigen sollte. Der Sonntag blieb dem Dominikaner. Zwischen dem Pfarrer, Herrn von Leich und Julio wurde ferner verabredet, daß Alles Geheimniß bleiben solle bis zum Anfange der Predigten, damit nicht zu lange vorher das Geschrei geweckt würde, das die ultramontane Partei jedenfalls erhob. Man ging in der Vorsicht so weit, daß nicht einmal der Name Julio auf der gedruckten Liste stand, welche man an den Kirchthüren anzuheften pflegt, um die Stunde der Predigten bekannt zu machen. Man las in dem Anschlage an St. Eustach nur:

„Predigten, die besonders für Männer bestimmt sind, werden jeden Donnerstag im Advent um acht Uhr gehalten werden."

Das Geheimniß blieb indeß doch nicht so weit gewahrt, daß nicht der schlaue Denis, dem die Ueberwachung Julios übertragen war, acht bis zehn Tage vor dem Advent erfahren hätte, die Donnerstagsabendpredigten in St. Eustach würden von Julio gehalten werden. Das gab denn einen gewaltigen Aufruhr unter den Jesuiten und deren ganzem Anhange. Die Nachricht verbreitete sich in der ganzem kirchlichen Welt mit unglaublicher Schnelligkeit, daß das Scheusal, der Gegenstand allgemeinen Abscheus, der Sträfling, welcher der Inquisition entlaufen, mit anerkanntem und unbestreitbarem Talente eine der ersten Kanzeln von Paris betreten und den Stern der Jesuiten in der Notre Dame verdunkeln werde. Anfangs zweifelte man an der Wahrheit der Nachricht,

als aber bewieſen war, daß am erſten Donnerſtage im Advent der Abbé Julio, in Beiſein eines auserleſenen Publicums, hoher Beamter, Advokaten, Profeſſoren und Schriftſteller, ſeine Predigten mit einer ganz ungewöhnlichen Beredtſamkeit begonnen und den allgemeinſten Beifall erworben habe, kannte der Zorn in dem ultramontanen Lager keine Grenzen mehr.

Was war zu thun?

Sich wieder an den Erzbiſchof wenden, heftig klagen, laut über Aergerniß ſchreien!

Der erzbiſchöfliche Palaſt hatte einen wahren Sturm auszuhalten. Eine wahre Lawine von troſtloſen und verzweiflungsvollen Leuten, von den Herzoginnen und Marquiſinnen herunter bis zu den Mitgliedern aller Orden und den Laien-Jeſuiten drängte ſich dahin und zu den Generalvicaren.

Alle erhielten eine einzige Antwort, die im hohen Rahte abgefaßt war und alſo lautete:

„Die Herren Pfarrer in Paris hätten ſeit undenklicher Zeit die Wahl unter den Predigern in der Advents- und Faſtenzeit und ſie zeigten dieſelbe dem Biſchofe nur an; der Pfarrer von St. Euſtach habe dieſe Förmlichkeit in Betreff des Dominikaners, der im Advent da predige, erfüllt; der Erzbiſchof habe ſich durchaus nicht mit andern Anordnungen außer der Hauptpredigt zu befaſſen und da der Herr Abbé Julio weder vom Interdict betroffen, noch ſuspendirt ſei, ſo könne ihm von Rechtswegen keine Befugniß ſeines Prieſteramtes entzogen werden.“

Dieſe Gründe fanden die frommen Bittſteller durchaus nicht genügend; man murrte ſogar und wenn die

Denkwürdigkeiten ganz wahr sind, nach denen wir die Geschichte Julios schreiben, sagte man sogar einem der Secretäre des Erzbischofs die insolente Drohung in das Gesicht, daß es in Rom eine Behörde gebe, die über dem Erzbischof stehe und an die man sich wohl wenden könne, um sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Der Secretair antwortete darauf sanft, aber fest: Sie irren sich; der Papst ist nicht Erzbischof von Paris. Er hat sich in die Verwaltung der Sprengel nicht zu mischen außer in Appellationsfällen.

Es war dies nun eine gute Gelegenheit, in der rührendsten Weise das Unglück zu bejammern, daß der größte Theil der Geistlichkeit in Paris noch immer von der gallicanischen Ketzerei angesteckt sei, denn die Schriftsteller und Journalisten der Ultramontanen sind wirklich so weit gekommen, eine Lehre, welche die Bossuets, Luzernes, Frayssinous, Cheverus, d'Affres, Sibours und der Mehrzahl der französischen Bischöfe bis auf unsere Tage war, — Ketzerei zu nennen.

Die Predigten in St. Eustach wurden also fortgesetzt zum großen Verdruße der ultramontanen Secte, welche auf eine Schwäche des Erzbischofs gehofft hatte. Sie machten das allergrößte Aufsehen und erinnerten an die ersten und schönsten Jahre Lacordaires in Notre Dame, in der Zeit als der jugendliche Redner der beklagenswerthen Versuchung noch nicht verfallen war, die Kutte des heiligen Dominicus anzuziehen, welche in der Geschichte durch die traurigen Erinnerungen an die Inquisition befleckt ist.

Allerdings barg sich unter dieser Kutte der Denker und man ließ den Dominikaner sagen, was man von dem Abbé Lacordaire nicht geduldet hätte.

Auf der andern Seite hatte der Catholique libéral einen gewaltigen Sturm in der ultramontanen Partei erregt. Er war mit Talent und wirklicher Kenntniß der Bedürfniſſe der Kirche geſchrieben und vernichtete die ſogenannten Gründe Derer, welche den ausſchweifendſten Ultramontanismus vertheidigten, welcher das Papſtthum dadurch ſtürzen zu wollen ſcheint, daß er es zu extremen Entſchlüſſen treibt. Er war zu gleicher Zeit ſcharf und doch gemeſſen, ſetzte den leidenſchaftlichen Sophismen ſeiner Gegner den kalten Verſtand entgegen, und ertheilte täglich den armen Schmeichlern der ſchrankenloſen Gewalt die derbſten Züchtigungen.

Die Secte erzürnte ſich wüthiger als jemals, um den Journaliſten zu verderben. Sie fühlte, daß ſie Julio keinen Kämpfer entgegenzuſetzen hatte, der ihm gewachſen war. Sie wirkte auf die Biſchöfe und gewann einige wenige im Süden Frankreichs, welche ihrer Geiſtlichkeit in Briefen, welche die ultramontane Preſſe in die Oeffentlichkeit brachte, den Catholique libéral zu leſen verboten. Man bemühte ſich in Rom, das Blatt in den Index zu bringen und die Jeſuiten ſetzten es vorläufig durch, daß es in den römiſchen Staaten verboten wurde, „damit es nicht das Gift des Gallicanismus verbreite.“

Vor allen Dingen ſchlief Denis nicht. Er warb einige arme Teufel und entwarf einen Aufruhrplan, welcher den Erzbiſchof zwingen ſollte, die Donnerſtagspredigten in St. Euſtach einzuſtellen.

Am Donnerstag in der zweiten Adventswoche (die Predigten begannen zu Allerheiligen) fand er ſich zeitig mit den hundert Mann ein, die er geſchickt in Gruppen im Schiffe und an den Seiten vertheilte. Die Rollen waren

alle genau vorgezeichnet. Sie hatten vorher ſtark, auf Koſten des Herrn Denis, getrunken, um ſich Muth zu machen, das ihnen verſprochene Fünffrancſtück zu verdienen und ſo fingen ſie denn gleich nach den erſten Worten Julios ſtark zu huſten, ſo laut zu ſprechen an, daß man den Redner nicht verſtehen konnte, dann wirklichen Tumult zu machen, indem ſie riefen: Herunter mit dem Menſchen! oder auch: es lebe der Redner, um in dieſer Weiſe ſcheinbar einen Kampf der Freunde und Feinde Julios vorzuſtellen. Der Lärm wurde bald entſetzlich. In Frankreich ſchreit bei ſolchen Gelegenheiten Jedermann, die Leute welche ſich ärgern, ſo gut wie die Lärmmacher, und Julio ſah ſich genöthigt, nachdem er vergebens zur Ruhe aufgefordert hatte, die Kanzel zu verlaſſen.

Denis hatte geſiegt.

Der ärgerliche Auftritt wurde in den Kreiſen, die ein Intereſſe daran hatten, in Ungeheuerliche übertrieben. Nach Rom ſchrieb man, Julio habe auf der Kanzel ſo gräßliche Dinge geſprochen, daß alle Anweſende in Unwillen aufgeſtanden wären und ihn gehindert hätten, in ſeinen Läſterungen gegen den Papſt und gegen den Umfang nicht nur ſeiner weltlichen, ſondern ſelbſt ſeiner geiſtlichen Gewalt fortzufahren. Die Julio feindliche Strömung wurde von dieſer Stunde an ſo ſtark, daß der Erzbiſchof bei den andern Predigten ähnliche Auftritte fürchtete, den Pfarrer von St. Euſtach beſchied und ihn, bei aller Anerkennung der Orthodoxie Julios, erſuchte, öffentlich anzukündigen, daß die Donnerſtagsabendpredigten nicht fortgeſetzt würden.

10.

Eine Soirée bei der Frau von Tourabel.

Julio hatte nach seiner Ankunft in Paris an Verdelon geschrieben, um ihm seine und Louisens Befreiung anzuzeigen. Verdelon antwortete in einem Briefe, den er vielleicht für liebevoll hielt, der aber doch nur Gemeinplätze aussprach; kein Wort hatte das Herz dictirt und Louise täuschte sich nicht. Es war, dachte sie, der letzte Schlag gegen ihre Liebe und sie wollte nun kein anderes Lebensziel mehr haben, als das Glück ihres Bruders, sich deshalb mehr und mehr mit ihm identifiziren, ihren Geist immer weiter ausbilden und sich mit ernsten Studien beschäftigen, um ihm bei seinen Arbeiten nützlich zu sein. Eines Tages aber theilte Frau von Tourabel Louise mit, ohne zu ahnen, welche Wichtigkeit die Nachricht für die junge Freundin habe, daß Verdelon verheirathet sei. Louise hatte wirklich geglaubt, keine Illusionen mehr zu hegen, als sie aber die Verheirathung Verdelons erfuhr, erkannte sie wohl, daß doch noch immer eine leise Hoffnung übrig geblieben sei, er werde zu ihr zurückkehren.

Die Verfolgungen und Verleumdungen, deren Gegenstand ihr Bruder war, machten ihr ebenfalls viele Schmerzen. Das Herz der armen Louise mußte alle Qualen erdulden und ihre Gesundheit litt dabei von Tage zu Tage mehr. Die Kabale gegen ihn in der Kirche St. Eustach namentlich wurde ein schwerer Schlag für sie; aber auch der ehrliche und gerade Sinn des jungen

Geiſtlichen fühlte ſich traurig verletzt, weil er erkannte, daß jenes Unternehmen ein teuflicher Plan war.

Am nächſten Sonntage nach dieſem ſchmerzlichen Ereigniſſe, während Julio in Puteaux war, im Hauſe ſeines Freundes Leich, befand ſich ſeine Schweſter bei der Frau von Tourabel. Abends, als erſt wenige Leute da waren, meldete man Herrn und Frau von Verdelon. Der Advokat hatte bei ſeiner Verheirathung ſeinem bürgerlichen Namen das von beifügen laſſen.

Louiſe ſprang auf wie von einem elektriſchen Schlage getroffen. Sie glaubte nicht, daß Verdelon mit ſeiner Frau ſchon in Paris ſei; ſie fühlte, daß ſie zitterte und blaß wurde, dann ſank ſie auf ihren Stuhl und legte beide Hände auf ihr verſtörtes Geſicht.

„Willkommen, liebe Couſine," ſagte Frau von Tourabel zu der jungen Frau.

Es wurden Artigkeiten herüber und hinüber gewechſelt. Die junge Frau gehörte zu der Familie der Frau vom Hauſe. Sie war eine einzige Tochter und hatte dem ehrgeizigen Verdelon, den wir ſonſt als Freund Julios kannten und nach dem Prozeſſe, den er geführt, Einer der wärmſten Anhänger der frommen Väter Jeſuiten geworden war, zwei Millionen in Grundbeſitz zugebracht. Er verdankte dies Vermögen allerdings den Vätern und wenn der Ehrgeiz die Liebe zu vertreiben vermag, iſt er auch im Stande noch andere Veränderungen herbei zu führen.

Frau von Tourabel ſtellte ihre Couſine den Anweſenden vor.

„Fräulein Julio von La Clavière," ſagte ſie auch indem ſie auf Louiſe deutete.

„Ach . . ich habe Sie nennen hören," antwortete die junge Frau verlegen.

Verdelon behielt ſeine Ruhe, ſeine Miene eines glücklichen Ehemannes und verlor Louiſen gegenüber durchaus nichts von der ſchönen Sicherheit, die ein Advokat erlernt. Er läßt ſich in einem Salon ſo wenig einſchüchtern als vor den Aſſiſen.

Louiſe hatte in keiner Schule Verſtellung lernen können, ſie verneigte ſich ſanft vor Frau von Tourabel und ging fort.

„Fräulein von La Clavière ſcheint unwohl zu ſein," ſagte Frau von Tourabel, „ich werde mich morgen nach ihrem Befinden erkundigen. Sie iſt aus Languedoc, eine Landsmännin," ſetzte ſie gegen Verdelon hinzu.

„Ja, ich habe ihren Bruder gekannt," antwortete Verdelon, „ſogar für ihn eine unglückliche Sache geführt, die ich der Jugendfreundſchaft wegen übernahm, aber verlieren mußte. So habe ich ſie denn auch verloren."

„Er iſt ein Mann von großem Talent," ſagte Frau von Tourabel.

„Ja, Talent hat er. Er ſpricht gut . ."

„Er hat einen ſchrecklichen Auftritt in der Kirche St. Euſtach gehabt."

„Davon hörte ich ſchon ſprechen. Es iſt ſehr ſchlimm für ihn."

In dieſem Augenblicke wurde die Gräfin von Pezère, die Beichttochter des Abbé von Baraminos, angemeldet, die von den Jeſuiten gewonnen war.

„Wir ſprachen eben von dem traurigen Vorgange in St. Euſtach," ſagte Frau von Tourabel, um die Converſation im Gange zu erhalten.

„Ach, das ist entsetzlich, unerhört! Niemals kam ein solches Aergerniß in einer Kirche in Paris vor. Warum ist aber auch Se. Eminenz so gutmüthig, um nicht zu sagen so schwach? Man läßt den Pfarrern in Paris zu viel Freiheit; sie spielen die kleinen Paschas und begünstigen die Feinde der Kirche und des heiligen Stuhles. Bald genug werden sie sagen, wenn von dem heiligen Vater die Rede ist: der Herr in Rom, wie ihn schon Einer unserer Erzbischöfe im vorigen Jahrhunderte nannte. Darum steht aber auch, und mit Recht, die Geistlichkeit von Paris in Rom so schlecht angeschrieben.

„Sie setzen mich in Erstaunen, Frau Gräfin; ich glaubte, die französische Geistlichkeit stände in besonderem Ansehen bei dem Papste."

„Die französische Geistlichkeit, ja; sie ist der römischen Sache ergeben. Aber die Geistlichkeit von Paris nicht; sie haben ja den Beweis darin, daß man den elenden Abbé Julio duldet, der in Paris als Gegner Roms und der Jesuiten aufgetreten ist."

„Sehen Sie sich vor, liebe Gräfin, ich habe den Abbé Julio nie von dem heiligen Vater anders als in Worten der tiefsten Ehrfurcht sprechen hören und die übele Lage Pius IX. schien ihn immer schmerzlich zu berühren."

„Er ist nicht für die weltliche Macht, also ist er ein Feind des Papstes, folglich ein schlechter Geistlicher."

„Das kann ich Ihnen nicht zugeben; ich achte den Abbé Julio sehr und ich bin die Freundin seiner Schwester."

„Sie sind sehr gütig, sehr nachsichtig. Man hat Ihren guten Glauben getäuscht. Vor Ihnen werden solche Leute natürlich die Maske nicht abnehmen, aber ich ver-

ſichere, daß Sie in der ganzen vornehmen Welt die Einzige ſind, welche von dieſem Mann ſo ſpricht.“

„Sie kennen ihn nicht und ich werde Sie eines Tages vorſtellen.“

„Wie ſchrecklich! Ich würde dies als einen Verrath anſehen,“ antwortete die Gräfin lachend; in ernſtem Tone fuhr ſie dann fort: „ich kennte ihn nicht, ſagen Sie? Nein, Gott ſei Dank, aber Rom kennt ihn gut. Er hat einen gar bekannten Namen in der Welt. Was ſagen Sie dazu, daß er ein Gitter in einer Kirche zerbrach? Das iſt des Garibaldi würdig. Was ſagen Sie zu ſeinen Verbindungen mit den Revolutionären in Rom, mit den Verſchwörern, die ihn gerettet haben? Was ſagen Sie von ſeinen wüthenden Artikeln gegen die weltliche Macht unſeres heiligen Vaters, des Papſtes? Ich denke, er iſt bekannt genug. Liebe Freundin, Sie führen da eine ſchlechte Sache. Ihr gutes Herz entſchuldiget Sie freilich, aber in unſern Kreiſen darf man ſchlecht denkende Perſonen nicht vertheidigen.“

„Mein Gott, ich vertheidige ihn nicht. Er kam mir ſo gemäßiget, ſo vorſichtig vor; Sie werden mir zugeben, daß man der Regierung jetzt übertriebene Oppoſition macht.“

„Ihre Regierung muß dem Papſte wiedergeben was man ihm geſtohlen hat. Sie kann es thun; ſie muß es thun. Sehen Sie, liebe Baronin, mit Grundſätzen darf man nicht handeln und Ihr Wohlwollen iſt zu groß. Laſſen Sie doch den Herrn Julio und ſeine Schweſter. Sie iſt auch extravagant. Was hat ſie denn in Italien gethan?“

„Sie kennen die Geſchichte der Einſperrung der armen Louiſe nicht?“

„Einſperrung!? Wie thöricht! Das haben Sie geglaubt, liebe Baronin? Sie ſind von den Leuten, wie man hört, ſehr übel berichtet worden.“

„Nun,“ fiel Frau von Tourabel ein, „den Bruder will ich Ihnen opfern; über den mögen Sie Recht haben. Ich finde auch ſeine Ideen etwas weitgehend.“

„Er iſt ein Paſſaglia, ein Gavazzi.“

„Möglich, ich will Ihnen das zugeben, aber ſeine Schweſter vertheidige ich. Wenn Sie die liebe Louiſe kennten! Sie iſt ſo edel, ſo rein, ſo verſtändig.“

„Ja, ſehr verſtändig, ich weiß es. Man ſagt, ſie ſchreibe mit an dem Journal ihres Bruders. Verlaſſen Sie ſich darauf, ſie iſt nicht beſſer als er. Alle ſolche Leute mit neuen Ideen ſind gefährlich. Und überdies weiß ich mancherlei über Fräulein Louiſe. Glauben Sie der Erfahrung der Ordensgeiſtlichkeit, unter der es noch allein ächte Geiſtliche giebt. Jeder andere Weg als der der heiligen Gebräuche aus den alten Zeiten iſt gefährlich. Ich habe das auch lange nicht eingeſehen. Ich neigte mich ebenfalls den neuen Ideen zu. Die guten Jeſuiten aber, die ich bei meiner Mutter ſehe, haben mich darüber völlig aufgeklärt. Jetzt muß man ſich einzig an ſie halten. Sie ſind die einzigen Stützen der wahren Kirche, die auch erſt gerettet wird, wenn ſie alle Macht in den Händen haben. Ich ſage es Ihnen auch im Vertrauen, daß ich nächſtens den Herrn Abbé von Baraminos aufgebe. Er iſt zu gallicaniſch. Ueberhaupt verſteht die Weltgeiſtlichkeit nichts von der Leitung der Seelen und Gewiſſen.“

„Die guten Väter ſollen etwas ehrgeizig ſein.“

„Ehrgeizig, liebe Freundin? Ja, um des Papſtes willen, wegen der Erhaltung ſeiner Rechte. Sonſt kümmern ſie ſich um nichts.“

„Man fürchtet ſie.“

„Die böſen Zungen, die ſchlechte Preſſe, die entartete Literatur haben ſie ſo ſehr angeſchwärzt.“

„Ja, das iſt wahr.“

Die Baronin wendete ſich dann an Verdelon und fragte:

„Herr Couſin, Sie haben Jeſuiten in T.?“

„Ja, Frau Baronin; ſie ſind da zahlreich, haben eine ſehr ſchöne neue Schule.“

„Wie viel Gutes ſtiften ſie! Nicht wahr?“ fiel die Gräfin ein.

„Sehr viel Gutes.“

Als die Gräfin ging, ſagte ſie leiſe zu ihrer Freundin:

„Sie werfen ſich wirklich weg mit dieſen Julios. Ich warne Sie freundſchaftlich. Man wundert ſich über Sie. Sie könnten ſich endlich der Gefahr ausſetzen, Ihre zahlreichen Freunde zu verletzen.“

Der Schlag wirkte. Sie wußte nun, daß ſie ihren Schutz denen zu entziehen habe, welche von den Jeſuiten verfolgt wurden.

11.

Die Prieſterehe.

Der Geiſtliche, der jetzt Setzer in der großen Druckerei des Generalvicars von Honolulu war, hatte ſeinen wunderlichen Einfall nicht aufgegeben, die arme alte Häßliche zu heirathen, welche ihm ſeine Wirthſchaft beſorgte. Er hatte es abſichtlich nicht verſchwiegen, daß er Geiſtlicher ſei, als er ſeine Papiere in der Mairie ſeines Bezirks abgegeben. Der Maire war alſo vorbereitet und als Loubère im Sonntagsputz mit ſeiner Braut und den nöthigen Zeugen, die er unter ſeinen Standesgenoſſen in der Druckerei ſich gewählt, in der Mairie erſchien, weigerte ſich der ſtädtiſche Beamte ganz beſtimmt das vorgeſchriebene Verfahren bei der Civilehe zu beginnen, zum großem Verdruß Marions, welche die Sache ſehr ernſthaft genommen hatte.

Loubère wollte nichts als eben die Weigerung des Maire, ließ ſich eine Beſcheinigung darüber geben und wollte mit derſelben an das Gericht gehen.

Während alles zu dieſem Prozeſſe vorbereitet wurde, für den ſich alle Arbeiter in der Druckerei intereſſirten, ſandte Loubère, welcher keineswegs die Abſicht hatte, eine unfruchtbare Agitation anzufangen, in das Bureau Catholique libéral einen Aufſatz nebſt einem Briefchen an Julio, das wie folgt lautete:

„Lieber Freund, ich ſchicke Ihnen hier einen Artikel in Brieffokm und bitte Sie dringend, denſelben ſogleich in Ihrem Journale abdrucken zu laſſen. Ich übernehme

die Verantwortlichkeit und ſetze meinen Namen darunter. Sie veröffentlichen ihn alſo nur, und werden mir die Aufnahme nicht verſagen.

„Ganz der Ihrige.

„Loubère."

Der Artikel ſelbſt lautet:

„Herr Redacteur des Catholique libéral, ich bin Prieſter der katholiſch apoſtoliſchen römiſchen Kirche und habe das Prieſteramt in den Sprengeln T. und Chambery bekleidet. Wegen mehr politiſcher als kirchlicher Gründe, welche namentlich die Frage über die weltliche Macht des Papſtes betrafen, hat mir der Erzbiſchof meine prieſterlichen Befugniſſe entzogen. So war ich aus dem Prieſterthume verſtoßen und ich mußte Mittel ſuchen meinen Lebensunterhalt zu erwerben. Jeſus begann ſein Leben in einer Werkſtatt und endigte ſie im apoſtoliſchen Amt. Ich begann das meinige im Amte und werde es beſchließen in einer Arbeitsſtätte. Ich beklage mich nicht darüber; meine Arbeit hat nichts Entehrendes, ſie iſt geweiht durch Jeſus und viele Apoſtel, durch Biſchöfe und Prieſter, welche in allen Jahrhunderten Unterhalt und Kleidung durch ihrer Hände Arbeit ſuchten. Ich befinde mich alſo, was die Vergangenheit betrifft, in ſehr guter Geſellſchaft, auch glaube ich, daß die Kirche nur dann wieder Macht über die Welt erlangt, wenn ſie zu den Beiſpielen der Uneigennützigkeit und der Arbeitſamkeit ihrer erſten Pfarrer zurückkehrt.

„Ehe dies eintritt — und ich maße mir nicht an, dies noch zu erleben — habe ich der chriſtlichen Welt eine ungeheure Ungerechtigkeit zu bezeichnen, deren Opfer ich mit vielen Andern bin.

„Ich will nicht unterſuchen, ob die Biſchöfe, die uns unſere geiſtlichen Befugniſſe nahmen, in Recht oder Unrecht waren, ob ſie nicht in Leidenſchaft handelten, ob ſie gegen uns alle Vorſicht brauchten, die ihnen die Klugheit und Milde vorſchrieben, kurz ob ſie die canoniſchen Geſetze beobachteten, welche nach der Weisheit der alten Kirchenzucht die Schwachen gegen die Starken ſchützen ſollten. Jene Kirchenzucht beſteht nicht mehr, ſie ſind allmächtig; ſie haben ihre Allmacht gegen uns gebraucht. Ich nehme an, daß ſie volles Recht dazu hatten und daß ſie uns nach ihrem Gewiſſen und dem Recht uns unſere kirchlichen Befugniſſe entzogen.

„Aber, wenn es bewieſen iſt, daß unter hundert Prieſtern, die vom Interdict betroffen wurden, neunundneunzig ihr Gelübde der Keuſchheit nicht halten konnten, hat die Kirche nicht die ſtrenge Verpflichtung, uns von jenem Gelübde zu entbinden, zu deſſen Beobachtung kein Grund mehr vorliegt, da es uns nur auferlegt wurde wegen der Functionen, deren Ausübung man uns entzogen hat?

„Warum ſollte die Kirche gegen uns, die wir aus dem heiligen Amte entlaſſen ſind, ſtrenger ſein, als ſie es gegen die unirten griechiſch-katholiſchen Geiſtlichen, gegen die katholiſchen Geiſtlichen im Libanon und in verſchiedenen andern orientaliſchen Gemeinden iſt, die ebenfalls unter dem Papſte ſtehen und denen man die Ehe ſelbſt während der Amtsführung geſtattet?

„Ich habe hier nicht zu erörtern, daß der Katholicismus in der fortgeſchrittenen Civiliſation mehr und mehr gewinnen würde, wenn der unglückliche Prieſter nicht ferner außerhalb der heiligen Geſetze der Natur ſtände, durch ein unkluges Gelübde nicht mehr der recht-

mäßigen Familienfreuden beraubt und nicht ferner zu schrecklichen Kämpfen verurtheilt wäre, in denen so viele unterliegen. Ich habe hier kein Verzeichniß aufzustellen, wie viele offenbar gewordene, oder durch Klugheit unterdrückte Aergernisse jedes Jahr von den sämmtlichen Bischöfen der katholischen Welt zu verzeichnen sind. Ich nehme an, daß alle im Amte gebliebenen Geistlichen rein sind außer uns, die man verstoßen hat. Sind wir aber weniger Christen und Kinder der Kirche? Wenn wir auch die Ehren des Priesterthums verloren, wir behalten den Charakter, den unsere Obern für unverlierbar erklären. Es steht der höchsten Behörde in der Kirche nicht zu, den Priestercharakter hinwegzunehmen, der uns durch die Weihe gegeben worden ist, aber sie kann uns, ohne eine Regel der Concilien und Kirchenväter zu verletzen, des Gelübdes entbinden, so daß jeder von seinem Bischofe den geistlichen Befugnissen enthobene Priester rechtmäßig eine Ehe schließen könnte.

„Was jetzt geschieht, ist eine Schmach für den Katholicismus. Die Unglücklichen, welche aus dem Sprengel gewiesen sind, wissen, daß kein Beamter ihre Ehe weiht, weil er sich das Mißfallen Roms dadurch nicht zuziehen will, daß er die Civilehe giltig für den Geistlichen wie für den Laien erklärt, sie leben also gewöhnlich im Concubinat. Wenn sie unter dem wachsamen Auge ihrer Pfarrer und unter den schrecklichen Verpflichtungen ihres Standes nicht keusch bleiben konnten, wie werden sie die heißeste Leidenschaft beherrschen, nachdem sie in die Welt zurückgetreten sind, keinen Zügel mehr kennen, der sie zurückhält und zu jeder Zeit Versuchungen ausgesetzt sind? Aus den Verbindungen, welche das

Civilgesetz nicht anerkennt, gehen Kinder hervor, welche kein Erbrecht an ihren Vater und ihre Mutter, nicht einmal einen Namen haben, in der Welt gebrandmarkt stehen, Parias, Kinder von Parias sind. Ist dies möglich? Ist dies gerecht? Und zu welchem Zwecke?"

„Damit wir denen, die auch fallen könnten, zum warnenden Beispiele dienen?

„Damit würde man beweisen, daß man das menschliche Herz wenig kennt. Fragt nur die Unglücklichen, ob der Anblick der Schande anderer Priester sie von dem Abgrunde zurück hielt.

„Auch muß es ausgesprochen werden, daß unter hundert Geistlichen, auf denen das Interdict wegen unmoralischen Wandels ruht, fünfundneunzig sind, deren Sitten nur den Vorwand zu dem Interdict gaben. Daneben liegt immer ein anderer Grund, der Hauptgrund, — die Insubordination, politische Ansichten, zu freie philosophische Ideen. Die Geistlichen wissen sehr wohl, wenn sie nur in einem Strome mit ihrem Bischofe schwimmen, wenn sie sich recht tief vor seiner Allmacht beugen, wenn sie bei gewissen Gelegenheiten rechten Eifer zeigen, so sieht man nicht so sehr genau nach ihren kleinen Schwächen im Privatleben und es gelangen manche Denunciationen in die Mappe des Bischofs, um da in Frieden zu ruhen. Und soll das Beispiel eines Geistlichen Eindruck machen, den man so schwer gestraft hat, weil er sich nicht unter das Joch beugen wollte? O, sie werden die Rolle des Tartuffe besser studiren und, wenn nicht in Gunst, doch in Frieden bleiben, wenn sie öffentliches Aergerniß zu vermeiden wissen, welches die Behörde strafen muß.

„Es ſollte alſo das Oberhaupt der Kirche, deſſen Heiligkeit und Güte man kennt, erſucht werden, einen Blick der Gerechtigkeit und des Mitleids auf die große Zahl derer zu werfen, die er nicht zu Verworfenen machen darf und die ſo leicht zu braven Menſchen zu machen ſind.

„Wenn eine allgemeine Maßregel vielleicht zu viel Aufſehen machen würde, wäre es dann nicht klug, daß die bedeutendſten Biſchöfe, z. B. der von Paris, wohin ſich ſo viele Geiſtliche unter dem Interdict flüchten, als auf einen gaſtfreien Boden, wo ſie unbekannt bleiben können, die Initiative ergriffen und ins Geheim in Rom Dispenſation für die armen Gebrandmarkten nachſuchten, die durch zwei unverſtändige und barbariſche Maßregeln überall zurückgewieſen werden?

„Die Päpſte haben dieſes Recht jeder Zeit ausgeübt und Dispenſationen ertheilt. Man kann mehrere Beiſpiele in den alten Zeiten finden, daß der jüngere Sohn einer vornehmen Familie, der Geiſtlicher geworden war, in dem Falle, daß ſein älterer Bruder, der einzige Erbe des Namens und des Vermögens, kinderlos ſtarb, in Rom die Säculariſation nachſuchte und erhielt, damit er in rechtmäßiger Ehe eine erlauchte Familie fortpflanze. Wir ſind freilich nur Proletarier, aber unſere Seelen haben vor Gott ſo viel Werth wie die von Fürſten und Patriziern, ſie müſſen deshalb dieſelbe Theilnahme bei dem Episcopat finden, das gleich uns aus dem Proletariat hervorgegangen iſt und das überdies der Theorie nach die Gleichheit aller Menſchen vor Gott predigt. Iſt es denn in den Augen der Religion ein größeres Uebel, daß ein berühmter Name ausſtirbt als daß eine

große Anzahl unglücklicher Kinder den Flecken unehelicher Geburt an sich trägt?

„Ich glaube, in flüchtigen Zügen die Ungerechtigkeit bezeichnet zu haben, deren Opfer wir sind. Es ist hohe Zeit, daß man uns der Schande enthebe, die auf die treugebliebenen Priester zurückfällt. Je mehr es der Priester giebt, die in das bürgerliche Leben zurückgetreten sind und die Pflichten eines braven Menschen als ehrenhafte Familienväter erfüllen, um so höher wird man die Männer achten und ehren, die stark genug sind, Allem in der Welt zu entsagen und freiwillig die Pflichten des Priesters zu übernehmen, der an den Altar tritt.

„Niemand ist besser geeignet als Sie, Herr Redacteur, dessen fleckenloses Leben im Priesterstande man kennt und dessen Milde noch größer ist als seine Treue, rein zu bleiben, Niemand ist besser geeignet, die Sache dieser Unglücklichen aufzunehmen, welche sich nicht mehr Ihre Brüder zu nennen wagen, die Sie aber im Herzen tragen werden, wenn durch Ihre muthige Initiative ihren rechtmäßigen Klagen abgeholfen wird. Ja es ist schon ein Beweis von Ihrer großen Theilnahme, wenn Sie die Spalten Ihres Blattes diesem Briefe öffnen, in dem sie, durch Einen der Ihrigen, die blutenden Wunden ihrer Herzen darlegen. Sie verrichten eine That edler Christenliebe dadurch, daß Sie sich für uns verwenden.

„Loubère,

Geistlicher, dem die priesterlichen Befugnisse entzogen sind."

Dieser Brief Loubères war allerdings mit Feuer, aber auch mit großer Mäßigung geschrieben. Er enthielt keine einzige verletzende Anspielung weder auf Rom, noch auf das Episcopat. Julio schwankte einige Zeit, ob er ihn

abdrucken laſſe. Er hielt die Forderungen Loubères für vollkommen gerecht, aber er glaubte nicht, daß es die rechte Zeit ſei ſie geltend zu machen. War es klug, noch eine neue Frage zu den ſchweren zu bringen, welche die kirchliche Welt bewegten? Und ſollte die Frage über die Prieſterehe nicht gewinnen, wenn ſie von ruhigen Geiſtern behandelt würde und nicht leidenſchaftlichen Leuten zufiele, deren Einige vor allen Dingen vorwärts wollen, wenn auch Trümmer auf ihrem Wege ſich bilden, während Andere rückwärts drängen und ſich an die Lehren Gregors VII. halten.

Offenbar begann man einen nutzloſen Kampf.

Die Verpflichtungen aber, die er gegen Loubère hatte, entſchieden endlich über ſeinen Entſchluß. Der Brief wurde gedruckt.

Er rief einen allgemeinen Lärm hervor. Aller Haß und alles Entſetzen in der kleinen frommen Welt faßte ſich in die Worte zuſammen:

„Der Catholique libéral verlangt die Prieſterehe.“

Die „Katholiſche Welt“ brachte einen perfiden Artikel, in dem ſie andeutete, der Brief Loubères ſei nur ein Redactionskunſtgriff, um unter dem Namen eines mit dem Interdict belegten Geiſtlichen Ideen auszuſprechen, die offenbar zu den liberalen Prinzipien des Redacteurs gehörten. Sie ſtellte ſich dann wie gewöhnlich auf Stelzen, warf mit hochtönenden Worten von der Heiligkeit der Prieſterweihe, von den reinen Lippen des Geiſtlichen, der an den Altar zu treten habe, um ſich und hütete ſich wohl, die Hauptfrage zu berühren, die Ungerechtigkeit nämlich, Männer, die vom Prieſterthume getrennt ſind oder die ſich freiwillig von ihm getrennt haben, weil ſie die Pflichten

nicht zu erfüllen vermochten, trotzdem unter den Banden des Cölibates zu halten, da sie doch als redliche Christen leben könnten, wenn man sie jenes Gelübdes entließe.

Dieser Vorgang wurde denn der Vorwand zu neuem Zorn gegen Julio. Es regnete anonyme Briefe an ihn. Man behandelte ihn darin als Ehrlosen, als Verführer, als liederlichen Menschen und sprach von Dingen, mit denen fromme Federn sich nicht hätten beflecken sollen.

„Nun," sagte Loubère als er diese Briefe mit Julio las, „ich wollte, daß die Geistlichen, welche diese Wische geschrieben haben, zu denen gehören, welche man am schnellsten von ihrem Gelübde entbinden sollte, das sie schwer drückt oder das sie verletzen. Ich habe immer in Gesellschaften von Geistlichen bemerkt, in denen von dem Cölibat die Rede war, daß die, welche das reinste Leben führten, die Nothwendigkeit einer Reform in diesem Theile der Kirchenzucht am ehrlichsten anerkannten. Die Andern erhoben so großes Geschrei von der Nothwendigkeit der Keuschheit der Geistlichen, daß man hätte glauben sollen, sie wären gar nicht fähig zu fallen. Und doch! Wenn die Bischöfe bekannt machen wollten, was in ihren Acten steht!

Der Erzbischof von Paris erhielt von allen Gegenden Frankreichs her die energischesten Reclamationen gegen das Skandal, welches ein Blatt gegeben habe, welches sich katholisch nenne und sich doch nicht schäme, solche Schändlichkeiten in die Welt zu bringen.

12.

Loubères Vertheidigungsrede vor Gericht.

Die große Angelegenheit der Prieſterehe, welche Loubère vor das Civilgericht der Seine gebracht hatte, machte das außerordentlichſte Aufſehen. Einer der erſten Advokaten in Paris lieh dieſer auch für die bürgerliche Freiheit wichtigen Sache ſeine beredte Stimme. Er erinnerte an die Schwierigkeiten, welche Gregor VII. gefunden hatte, die Keuſchheit zur Bedingung der Ausübung der prieſterlichen Functionen zu machen. Die Prieſter, namentlich die in Deutſchland, hätten geantwortet, ſie wären Menſchen und nicht Engel. Der Papſt habe ſie aber gezwungen, ſich von ihren Frauen zu trennen oder nicht an den Altar zu treten. Nichts deſto weniger hätten die geheimen Ehen der Geiſtlichen fortgedauert bis in die Zeiten, welche man als die kirchlichſten des Mittelalters anſieht, ſo daß 1212 durch das Concilium von Paris den Biſchöfen verboten worden ſei, Geld von den Geiſtlichen zu nehmen und ihnen dafür zu erlauben, ins Geheim ihre Frauen zu behalten. In ſolcher Weiſe ſei das Geſetz der Keuſchheit factiſch eine Unmöglichkeit in der Kirche und eine Quelle von Aergerniſſen geweſen.

Loubère ergriff das Wort ebenfalls nach dem Advokaten und behandelte die moraliſche und religiöſe Seite der Frage. Er machte auf den Gerichtshof tiefen Eindruck durch ſeine energiſche Rede.

„Meine Herren," ſagte er, „ich würde mich nicht ſo lächerlich gemacht haben einige Worte vor Ihnen nach

der ſo glänzenden Rede zu ſagen, die Sie eben gehört haben, wenn in dieſer Sache nicht auch eine Seite läge, über die nur der Geiſtliche reden kann, weil er allein das tiefe Unrecht ſtark genug fühlt, das ihm geſchieht.

„Es iſt Ihnen ſchon nachgewieſen worden, daß unter einer Einrichtung, die ſeit 1789 die bürgerliche Freiheit für Alle proclamirt, ein Einziger, nach einer im Geſetz nicht enthaltenen barbariſchen Ausnahme, außer dem gemeinen Recht ſteht. Dieſer Paria iſt der Geiſtliche. Der Sträfling, der zwanzig Jahre im Zuchthauſe verbrachte, hat, ſobald er in die Geſellſchaft zurückkehrt, das Recht ein Familienleben anzufangen und Niemand ſagt ihm, wenn er vor einer ſtädtiſchen Behörde erſcheint: Du biſt Sträfling geweſen; Du kannſt nicht Gatte, nicht Vater ſein. Was die Behörden zu dem Räuber nicht ſagen, der ſein Rauben oder gar den Mord abgebüßt hat, haben ſie traurig genug den Muth, mitten unter einem mit Recht auf ſeine Freiheit ſtolzen Volke, zu einem armen Geiſtlichen, einem gewöhnlich ruhigen und harmloſen Manne, zu ſagen, der keine andere Schuld trägt, als daß er auf ſein Herz hörte.

„Dieſen Vergleich vor dem Gerichte der erſten Stadt der civiliſirten Welt anſtellen zu können, heißt dieſe vernichtende und zerſtörende Rechtsverweigerung auf immer brandmarken.

„Aber ich habe Ihnen noch andere Betrachtungen vorzulegen.

„Wenn die hohen Gerichtshöfe in ihren Entſcheidungen eine Ausnahme von der Freiheit der Civilehe zum Nachtheile der Geiſtlichen aufrecht erhalten wollten, ſo hatten ſie dabei die Abſicht der Sache der Kirche zu dienen.

Sie sagten sich: wenn wir dieses Thor öffnen, giebt es tausendfaches Skandal, der Geistliche mißbraucht sein Amt, wird Verführer und bringt Schande in die Familien.

„Meine Herren, das ist eine Befürchtung, die stark auf die leicht erregbare Phantasie der Franzosen wirkt.

„Bedenken Sie aber, daß es große Länder giebt, in denen der Katholicismus täglich mehr aufblüht und das bürgerliche Gesetz gleichwohl dem katholischen Geistlichen die Ehe nicht verbietet. Ich nenne Ihnen die Vereinigten Staaten von America und die Kirche Europas, in welcher der Protestantismus vorherrscht, England zum Beispiel, wo der Katholicismus täglich rasche Fortschritte macht. Weil der katholische Geistliche in diesen Ländern absoluter Freiheit von der Zulassung des Gesetzes Gebrauch macht, seine Priesterwürde niederzulegen? Keineswegs. Er hat sie freiwillig übernommen, weil er weiß, daß er, sobald er will, in das bürgerliche Leben zurücktreten kann und da frei ist. Und weil er freiwillig doch bei einem frei übernommenen Gelübde verharrt, findet er, selbst bei Nichtkatholiken, tiefe Verehrung. Das sind Thatsachen, die Sie nicht bestreiten werden. Wenn Sie mir einhalten, für Frankreich sei ein Einbruch eines unreinen Stromes zu fürchten, der aus dem Priesterthume ausscheiden möchte, so antworte ich darauf: um so besser. Die katholische Kirche kann dabei nur gewinnen; sie befreit sich von jenen zu schwachen Menschen ohne rechten Beruf, welche die Last ihres Keuschheitsgelübdes nicht ertragen können. Die Achtung in der Welt für die, welche ihre Priesterwürde rein erhalten, wird sich steigern und das Aufhören einer schrei-

enden Ungerechtigkeit für die Geistlichkeit ein Zuwachs von Verehrung und Einfluß werden.

„Ich gehe noch weiter.

„Wir sind in Frankreich daran gewöhnt, durch — erlauben Sie mir den Ausdruck — die Unkenntniß von der vollen Bedeutung der Ehelosigkeit des Geistlichen, diese Ehelosigkeit für eine ganz besondere Bedingung des katholischen Priesterthums anzusehen. Man hört nichts häufiger als: daß die protestantischen Geistlichen verheirathet sind, begreift sich, aber bei den Katholiken, wo man die Beichte hat, geht das nicht an; die Beichte würde unmöglich oder entweiht werden. So sagt man gewöhnlich, denkt aber nicht nach dabei.

„Man weiß also nicht, daß es ansehnliche Theile der katholischen Kirche giebt, wie die griechisch unirte Kirche und der ganze völlig katholische Libanon, wo die Geistlichen verheirathet sind, die sehr glaubenseifrigen, fest an den Ceremonien des Katholicismus hängenden Bewohner bei jenen verheiratheten Geistlichen beichten, ohne den geringsten Widerwillen und zum großen Vortheile der Seelen, die zu ihren Leitern Männer haben, die durch genaue Kenntniß des Lebens fähiger zu der schwierigen Aufgabe des Gewissensleitung geworden sind.

„Wenn es nun so ist, und es ist unbestreitbar so, warum weiset das Gesetz hier in Frankreich, aus übertriebenem Schicklichkeitsgefühle, die Ehe derjenigen zurück, welche, nach einer rechtmäßigen Verbindung mit einer Frau, nicht einmal mehr an den Altar treten, nicht mehr Beichte hören, sondern nur ein ehrenhaftes Familienleben führen und ihren Kindern ihren Namen und ihr Vermögen nach dem Gesetz überlassen wollen?

„Meine Herren, alles dieſes liegt auf der Hand. Sie halten ein unglückſeliges Vorurtheil in der Welt aufrecht und Sie unterſtützen mächtig einen der furchtbarſten Einwürfe, die man in unſern Tagen in der großen Menge des Volkes der Geiſtlichkeit macht: Wenn die Geiſtlichen von dem Gerichte nicht zurückgehalten würden, heiratheten die Meiſten. — Dieſes Vorurtheil iſt allgemein, es iſt bis in die unterſten Schichten gedrungen. Alle möglichen Vorſtellungen werden auch das Volk von ſeiner Ueberzeugung nicht abbringen. Erſt dann, wenn die ſtädtiſchen Behörden auch den Schwur des Geiſtlichen annehmen, welcher ſein Prieſterthum aufgeben und ein Familienleben anfangen will, wird das Volk endlich an die Worte und Ehrenhaftigkeit Derer glauben, welche auf ihrem Poſten bleiben. Wenn es eine Prüfung für den Katholicismus iſt, ſo muß man ihn für ſo ſtark und göttlich halten, um ſich zu unterwerfen. Wenn alle den Altar verlaſſen und ihr Gelübde brechen ſollten, ſo wäre es der ſtärkſte Beweis dafür, daß eine Beſtimmung, welcher der Geiſtliche nicht nachkommen kann und die im Grunde kein Vortheil für die Kirche iſt, nicht länger durch den Schutz des Geſetzes aufrecht erhalten werden darf.

„Wir ſtehen, meine Herrn, in Frankreich, mehr als wir es glauben, unter der Herrſchaft der Ideen des Mittelalters und 89 hat uns nur zum Theil davon freigemacht. Wir haben allerdings die Freiheit des Cultus ausgeſprochen, und die Kirche hat nur geiſtliche Waffen, um ihre Dogmen treu zu erhalten. Der weltliche Arm kommt ihr nicht mehr zu Hilfe und ſagt nicht mehr zu dem, welcher in einem andern Glauben eine größere Summe von Wahrheiten zu finden hofft: glaube oder ſtirb.

Sie läßt ihm seine Freiheit. Für den Geistlichen aber ist diese Freiheit beschränkt; der weltliche Arm bindet ihn nicht an ein Dogma, aber an eine disciplinarische Bestimmung; er sagt allerdings nicht zu ihm: glaube oder stirb, aber er tödtet mehr als den Körper, er tödtet die Seele. Er führt den Geistlichen, welcher die Kraft nicht besitzt, die Pflichten seiner Priesterwürde zu erfüllen, auf keinen Scheiterhaufen, aber er bindet ihn an einen Schandpfahl, an den des Concubinats. Das Gesetz, welches für alle die Gewissensfreiheit zugesteht, versagt sie nur dem Geistlichen.

„Ich habe gesprochen, meine Herrn; fällen Sie Ihr Urtheil. Bedenken Sie, daß keine Bestimmung im Gesetzbuche Sie bindet. Das Schreiben des Cultusministers vom 14. Januar 1806 kann keine Gesetzkraft haben; es ist eine persönliche Ansicht, welche die Zukunft nicht band. Jeder Bürger hat das Recht auf Revision eines Gesetzes anzutragen, dessen Anwendung zu unsern Sitten nicht mehr paßt. Aber, meine Herren, hier handelt es sich gar nicht darum, bürgerliche Gesetze zu revidiren; nur die Kirchendisciplin verbietet die Priesterehe. Wenn Sie ihr Ihre Unterstützung leihen wollen, dann gehen Sie noch weiter: geben Sie der Kirche die Civilregister zurück, zwingen Sie die Katholiken katholisch zu leben, zu beichten und Ostern zu halten, zwingen Sie dieselben wieder unter das Joch oder zerbrechen Sie es ganz.“

Das Gericht hörte weder auf den Verstand, noch auf die Beredtsamkeit. Das Gesuch Loubères wurde einfach abgewiesen.

13.

Eine abgebrochene Freundschaft.

Die perfiden Andeutungen der Gräfin von Bezère hatten einen großen Eindruck auf die Frau von Tourabel gemacht und sie sah ein, daß sie zwischen den Kreisen, denen sie angehörte und deren Lob und Tadel auf ihr ganzes Leben wirkte und zwischen der freilich sehr liebenswürdigen Louise wählen müsse, deren vortreffliche Eigenschaften ihr Herz gewonnen hatten.

Sie liebte Louisen, sie schätzte Julio und deshalb gab es einen harten Kampf. Ihr Frauenstolz lehnte sich auf. Sie besaß richtige und erhabene Ansichten, die nichts mit Partei- und Coteriegeist zu thun hatten. Es kam ihr feig vor, sich gleich einer Sclavin vor die herrschbegierige Gesellschaft schleppen zu lassen, deren Vorurtheilen und Groll sich zu unterwerfen. Sie erkannte auch, daß sie durch ihr Nachgeben den ersten Schritt zu einem moralischen Selbstmorde thue und daß sie für immer Abschied von der Welt frischer Bewegung und Vervollkommnung nehme, um der Unbeweglichkeit, der Verehrung der Vergangenheit und der Verneinung alles Neuen zu verfallen, welches unserer und jeder kommenden Zeit die goldenen Pforten des Fortschrittes erschließt.

Die Frau von Tourabel hatte sich im Umgang mit Louisen und Julio um vieles gehoben, das fühlte sie; es hatten sich ihr weitere Horizonte aufgethan. Sie war mild und freundlich wie alle Frauen ihres Ranges und Vermögens, wenn sie ein empfängliches und mitfühlen-

des Herz beſitzen. Louiſe ſtudirte, ſeit ſie in Paris war, mit ihrem Bruder die große Frage der Mildthätigkeit; auch da gab es ein Geleiſe, in welchem man ſich ſeit Jahrhunderten hinſchleppte und das in keiner Weiſe den neuen Beſtrebungen und neuen Bedürfniſſen der Geſellſchaft entſprach. Julio beſchäftigte ſich mit einer großen Arbeit darüber, die er in ſeiner Zeitung veröffentlichen wollte. Etwas davon hatte Louiſe der Frau von Tourabel vorgeleſen und ſie hatte in ihrem natürlichen geſunden Sinne das wirklich Praktiſche in den Ideen Julios erkannt. So hatte ſie denn auch bereits mit der jungen Freundin Pläne entworfen und das Alles mußte aufgegeben werden, um zu den Anſichten wieder zurückzukehren, die ſie für immer aufgegeben zu haben glaubte.

Der Name des Vaters der Frau von Tourabel war Einer der älteſten und berühmteſten im Lande, ihr Mann aber der Sohn eines Generals des Kaiſerreichs, der ſeinen Ruhm nur ſeinem Degen und der Gunſt Napoleons verdankte. Trotzdem hatte Frau von Tourabel in dem Faubourg St. Germain alle ihre ehemaligen Familienverbindungen beibehalten. Sie ſchmeichelten ihrem Stolze. Stand ſie doch mit einem Fuße am Kaiſerhofe und mit dem andern in den Salons, welche der alten Ordnung der Dinge huldigen. Es war dies eine Ausgleichung der Mesalliance, die ſie ihres nicht ſehr bedeutenden Vermögens wegen geſchloſſen hatte. Sie wollte mit den Kreiſen nicht brechen, denen ſie nach ihrer Geburt angehörte, weil dies ihre Eitelkeit zu ſehr verletzt haben würde. Sie beſaß wohl die Kraft, freiwillig nicht mehr da zu erſcheinen, aber ſie konnte es nicht ertragen, ausgeſchloſſen zu werden. Sie ſagte ſich alles das, ſie er-

kannte die ganze Schmach der Knechtſchaft und die ganze Größe jener Seelenfreiheit, die ſie aufgeben mußte. Sie weinte ſchmerzlich über alles das Große und Schöne, das ſie geahnt hatte, wie man über die erſte Liebe weint, aber ſie brach mit ihren neuen Beſtrebungen und unterwarf ſich den Anforderungen der Gräfin.

Sie wußte, daß Louiſe krank war und ſchrieb ihr ein paar paſſende Zeilen, aber das ganz Gewöhnliche derſelben verrieth Louiſen, daß die erſten Zärtlichkeiten der Frau von Tourabel ſich abgekühlt hätten. Die Freundſchaft iſt wie die Liebe argwöhniſch und ängſtlich beſorgt; auch blickt ſie eben ſo ſcharf in die Zukunft. Zwei oder drei recht kalte andere Zeilen antworteten allein auf die liebevollen Briefe, die ihr Louiſe während ihrer Geneſung ſchrieb. In einem dieſer Billets meldete ſie, daß Herr und Frau Verdelon zurückgekehrt wären, aber in ihren geſellſchaftlichen Zerſtreuungen fand die Dame keine Stunde Zeit zu einem Beſuche bei der kranken Louiſe.

Sobald Louiſe wieder ausgehen konnte, begab ſie ſich zu der, welche ſie gern noch immer für ihre Gönnerin anſah. Die Aufnahme war ſehr kalt. Frau von Tourabel ſprach den Namen Julios nicht aus und dieſes Schweigen verletzte Louiſen ſehr; es ſagte ja Alles. Ueberhaupt hatte Frau von Tourabel keine liebevollen Worte mehr und ſie wiederholte auch die Einladung zu den Sonntagseſſen nicht.

Nach einigen Minuten ſtand Louiſe auf und Frau von Tourabel that nichts, um ſie zum Bleiben zu veranlaſſen.

„Leben Sie wohl!“ ſagte Louiſe, indem ſie ſelbſt

krampfhaft die Hand drückte, welche ihr die ehemalige Freundin als letzte Artigkeit reichte.

Ihre feuchten Augen senkten sich.

„Diese Schwelle betrete ich nimmer mehr," dachte die Schwester Julios.

Sie kam mit tiefem Seelenschmerze in ihre bescheidene Wohnung zurück.

14.

Eine Scene bei dem Promotor.

Es hatte dem Hasse der Partei gegen den unglücklichen Julio nicht genügt, ihm alles Predigen unmöglich gemacht zu haben, da von nun an kein Pfarrer in Paris sich der Gefahr aussetzen konnte, eine Wiederholung der Störungen in St. Eustach in seiner Kirche zu erleben.

Briefe, die in die Provinz abgegangen waren, hatten auch die Bischöfe aufgefordert, alles zu thun, um die Geistlichen zu verhindern, sich auf ein schändliches Blatt zu abonniren, das seine Sympathie für die italienische Einheit nicht verhehlte und laut erklärte, die Kirche könne dabei nur gewinnen, wenn ihrem Oberhaupte die unfruchtbare Last der weltlichen Herrschaft abgenommen werde. In Folge dieses Drucks des Episcopats gaben viele Geistliche in der Provinz ihr Abonnement auf; ja Einige, welche die Zeitung Julios auf Umwegen bezogen, wurden den Bischöfen denuncirt und

bald hatte sie nur noch Abonnenten unter den freisinnigen Laien.

Gleichzeitig wurden die Bischöfe dringend ersucht, bei dem Erzbischofe sich über das Bestehen dieses Schandblattes zu beschweren, welches das Gift seiner schlechten Lehren in ihren Sprengeln verbreite.

Niemals war die Lage der Bischöfe in Frankreich schwieriger als in dieser für die Kirche so traurigen Zeit. Ohne Zweifel sahen viele von ihnen deutlich ein, daß das weltliche Papstthum seine Zeit gehabt habe, daß es an Erschöpfung sterbe und daß alle Bemühungen, dasselbe zu erhalten, nur den Todeskampf verlängerten. Aber ist nicht die Sache dieses Beherrschers der römischen Staaten, jenes vor allen achtbarsten Herrschers (wie ein erklärter Gegner der weltlichen Macht sagt), auch die seiner Brüder im Episcopat? Ist es für diese nicht eine Pflicht, sich um ihn zu schaaren und ihn zu unterstützen? Daran zweifelt Niemand. Und die, welche diese Pflicht mit Mäßigung erfüllen — es ist die Mehrzahl — ohne öffentlich zu schmähen, verdienen alle Achtung und alles Lob.

Mehrere hatten den Catholique libéral gelesen und ließen der Haltung, welche Julio in den zartesten Dingen bewahrt hatte, alle Gerechtigkeit widerfahren. Sie wußten gar wohl, daß die Pflichten der Bischöfe andere wären als die des Journalisten. Sie sahen ein, daß das Journal Julios eine glückliche Umwandlung in den Ansichten der extremen Parteien bewirke, die schlimmen Fragen, welche angeregt waren, auf ihr wirkliches Gebiet leite und eine Wiederaussöhnung zwischen der in ihren geistlichen Rechten befestigten Kirche und denen anbahnen

sollte, welche ihr die weltlichen Güter bestritten hatten, deren Besitz ihr so verderblich gewesen war.

Aber den Bischöfen war es auch vor allen Dingen geboten, einig zu bleiben. Diese Nothwendigkeit übertrieb man freilich wohl; man glaubte, ihr alle Detailfragen opfern zu müssen und die Mehrheit ließ sich oftmals von einer ungestümen Minderheit fortreißen, die ihr ihre Vorschriften aufdrang und der man nicht zu widerstehen wagte, sowohl aus Rücksicht auf das Oberhaupt der Kirche, in dem man das letzte Bollwerk der eigenen Interessen sah, als um nicht neuen Gährungsstoff in die Kirche zu werfen.

Ferner geht von allen großen socialen, politischen und religiösen Krisen etwas Rausch- oder Schwindelerregendes aus, vor dem man sich nicht wohl wahren kann. Man darf sich deshalb nicht wundern, wenn Julio vor dem Geschrei der Jesuiten und Ultramontanen, die bei dem Erscheinen dieser neuen gallicanischen Fahne erschraken, unterliegen und geopfert werden mußte selbst von denen, die seinen Charakter und seine Lehren achteten.

Julio fragte sich auch bereits, ob er die großen unternommenen Arbeiten nicht aufgeben sollte und ob er vor dem Hasse der ihm feindlichen Secten nicht selbst genöthiget sein werde, sich aus dem Mittelpunkte der Bewegung der Ideen zu entfernen und in eine Provinz zurückzuziehen, um da etwas äußerliches Wohlergehen zu suchen, freilich aber vielleicht eine noch erbittertere Verfolgung zu finden. Oder wäre es besser bis an das Ende auf diesem großen Schauplatze zu kämpfen, wo der Kampf eigentlich nur allein möglich sei?

Es war gegen das Ende Januars 1862.

Eines Tages empfing er folgendes Schreiben:

„Erzbiſchöflicher Palaſt zu Paris.

„Der Herr Abbé Julio wird aufgefordert, nächſten Dienſtag, Nachmittags zwei Uhr, hier zu erſcheinen. Ich habe ihm eine wichtige Mittheilung zu machen.

„v. Baraminos, Promotor.“

Pünklich zur angegebenen Zeit erſchien Julio in dem Palaſte und er traf im Vorzimmer einen Geiſtlichen, der gleich ihm beſchieden worden war, — den Pfarrer Einer der Kirchen in der Umgegend von Paris.

Bald öffnete ſich die Thür des Zimmers des Promotors und der Pfarrer ging hinein.

Der Auftritt in dem Zimmer währte lange und war ein ergreifender.

Der Pfarrer war eines verbrecheriſchen Liebesverhältniſſes beſchuldiget. Man hatte ſich im Geheimen erkundigt und der Erzbiſchof konnte der Abläugnung, zu welcher der Schuldige immer greift, ſchlagende Beweiſe entgegenſetzen.

In der Erörterung, die nun ſtattfand, ſtellte er ſich fortwährend als ungerecht verleumdet, als von Neidern verfolgt dar und er ſchlug mit bewundernswürdiger Gewandtheit die ſchwerſten Gründe und Beweiſe ab.

Es trat indeß ein Augenblick ein, als er, durch den Augenſchein überwieſen, nur noch im Mitleiden des Promotors Rettung finden zu können glaubte, deshalb auf die Knie ſank und ſagte:

„Nun ja, ich bin ſchuldig, ich bin unglücklich, aber laſſen Sie mich nicht ganz ſinken.“

Er fügte dem Geſtändniſſe Alles hinzu, was ihm ſeine Rednerkunſt eingab, ſeinen Richter zu rühren.

„Sie sind so gütig!“ rief er endlich aus und damit glaubte er das Herz des Herrn von Baraminos getroffen zu haben.

„Lieber Freund, wir wollen Sie allerdings nicht verderben und es wird von der Untersuchung nichts in die Oeffentlichkeit kommen; es soll Alles unterdrückt werden. Schützen Sie eine Reise von einigen Wochen vor und es wird wieder still werden in Ihrer Gemeinde. Also Muth! Widerstehen Sie dem Versucher und beten Sie! Jetzt gehen Sie in Frieden. Ich werde die Sache ausgleichen.“

Der Mann erschöpfte sich in tausend Danksagungen, dachte aber bei sich:

„Es sind prächtige Leute. Wenn man ihnen nur zu schmeicheln versteht. Ich behalte meine Pfarre.“

Nach ihm trat Julio ein.

Der Herr Promotor empfing ihn sehr kalt. Er bereute wahrscheinlich, sich zu leicht haben rühren zu lassen und er war gegen Julio deshalb starrer und ernster als er sonst gewesen sein würde.

„Herr Abbé, es ist Ihnen die Befugniß Messe zu lesen entzogen. Wir haben uns ungern zu dieser Maßregel entschlossen; aber es kamen uns so viele Beschwerden und Klagen von verschiedenen Bischöfen in Frankreich zu, selbst Briefe aus Rom, immer wegen des peinlichen Eindrucks Ihrer Lehren, daß wir es nicht über uns gewinnen konnten, Ihnen die Befugniß zu lassen. Sie werden ohne Zweifel sagen, daß Sie in Ihrer Zeitung Fragen über das Dogma nicht behandelt haben und es ist dies wahr, aber in diesem Augenblicke hat sich das Episcopat eine Verhaltungslinie vorgezeichnet

und wir dürfen nicht zugeben, daß ein Geiſtlicher ſich davon entfernt. Wenn einige Biſchöfe die Anſichten ihrer Brüder auch nicht ganz theilen, ſo ſind ſie doch nichts deſto weniger entſchloſſen, dieſe Anſichten, ſo lange es in ihren Kräften ſteht, nicht angreifen zu laſſen. Es giebt Augenblicke, in denen das Schweigen das Gerathenſte iſt, Herr Abbé. Es thut mir leid, daß Sie das nicht eingeſehen haben, obgleich Sie mancherlei Warnungen erhalten haben. Uebrigens gehören Sie ja auch nicht zu dem Sprengel Paris. Verſtändigen Sie ſich mit Ihrem Biſchofe. Es wird nicht das Interdict gegen Sie ausgeſprochen. Wir behandeln Sie als fremden Geiſtlichen. Wir brauchen nicht alle Prieſter aufzunehmen, denen es einfällt, ihren Sprengel zu verlaſſen. Sie werden die Maßregel ſtreng finden, aber ſie wird uns durch Ihre unglückſelige Stellung zu der Geiſtlichkeit aufgedrungen."

Es ließ ſich auf dieſe Rede nichts antworten und Julio antwortete auch nicht. Er ſtand auf und empfahl ſich.

Als er durch das Vorzimmer ging, erkannte ihn ein Geiſtlicher, der einen Beſuch bei dem Promotor machen wollte, ein ehemaliger Vicar von La Dalcade in T., welcher 1848 von den republicaniſchen Ideen angeſteckt worden und nach Paris gekommen war. Er hatte Antheil an der Polemik jener Zeit genommen. Dieſer Landsmann Julios, dem es gar nicht an Talent fehlte, hatte damals eine politiſche und kirchliche Zeitſchrift, „der Reformator", gegründet, in welcher er ſehr radicale Anſichten vertrat. Die Zeitſchrift hatte Lärm gemacht und einige Aufſätze darin, in welchen der Herausgeber die rothe Fahne im Namen des Katholicismus begrüßte,

brachten ihn zu den äußerſten Grenzen, an denen man den Geiſtlichen nicht gern ſieht.

Er hielt Julio an und ſprach einige Augenblicke mit ihm, bis die Reihe der Audienz an ihn komme. Er hatte einige Nummern des Catholique libéral geſehen.

„Ich bin Einer Ihrer Vorgänger", ſagte er, „auf dem rauhen und beſchwerlichen Wege des kirchlichen Journalismus. Ich war damals etwa ſo alt wie Sie jetzt ſind. Wie habe ich dafür leiden müſſen! Sie gehen zwar nicht ſo weit wie ich, Sie werden aber wahrſcheinlich auch nicht glücklich ſein. Werden Sie nicht von allen Seiten verfolgt?

„Allerdings", antwortete Julio.

„Mein lieber Abbé, verlaſſen Sie dieſe dornenreiche Laufbahn ſo ſchnell als möglich. Sie müſſen Alles gegen ſich haben, ſelbſt Ihre Freunde, wenn ſie zu den Furchtſamen gehören."

„Ich habe für mich mein Gewiſſen und die Wahrheit, die Achtung der Gutdenkenden und ſelbſt die Achtung meiner Gegner!

„Ich glaube es gern, aber das iſt ſehr wenig. Ich habe mich wie Sie eine Zeitlang in ſolchen Illuſionen gewiegt. Ich ſtemmte mich, ich kämpfte gegen die jeſuitiſchen und ultramontanen Verfolgungen. Als ich endlich mich von Allen, die mich unterſtützt hatten, verlaſſen ſah und allein ſtand, ganz allein, ſah ich endlich ein, daß ich den Kampf nicht länger fortführen konnte."

„Was thaten Sie dann?"

„Ich ergab mich auf Gnade und Ungnade. Man behandelte mich recht gut, aber ich mußte manche Schande hinunterſchlucken. Jämmerlich widerrufen mußte ich; ich

mußte das ſchwarz nennen, was ich bisher weiß geſehen hatte und vor einigen Monaten, um der Partei ein Pfand zu geben, ein dickes Buch zu Gunſten der ultramontanen Anſicht ſchreiben. Es iſt ſehr langweilig, ſchwerfällig und ſchlecht geſchrieben, wie Alles was man gezwungen und ohne Ueberzeugungen thut, aber ich habe es nicht an Uebertreibungen fehlen laſſen. Wenn man nach dieſem meinem Buche den Papſt nicht für alles möglich hält, iſt es meine Schuld nicht. Die „katholiſche Welt“ hat denn auch, auf die Gefahr hin, ihre Leſer noch mehr als ſonſt zu langweilen, lange Auszüge daraus mit Bemerkungen des Herrn La Rivière über die Freude der Kirche wegen der Rück- und Umkehr eines ihrer verirrten Söhne gegeben. Das Journal conſtatirt ſogar, daß die glückliche Umwandlung meines Geiſtes ſich in meinem Style ſpiegele, der tief.r, breiter u. ſ. w. geworden ſei und ſchloß mit einem Gebete an die unbefleckte Maria, welche mich aus dem Abgrunde gerettet zu haben ſcheint. Man gab mir eine kleine Pfarre bei Fontenay-aux-Roſes. Da habe ich mein Brot und ich kann höher ſteigen.“

„Das Brot wird Ihnen aber ſehr bitter ſchmecken. Es giebt ja Steine an der Straße zu klopfen.“

„Ein angenehmer Rath! Meine Hände aber dürften ſich zu dieſer Beſchäftigung nicht gut eignen. Ich habe viel gelitten, ich geſtehe es. Es giebt viel Augenblicke, in denen ich keine zu große Achtung vor mir ſelbſt habe. Aber ich habe einmal den Muth nicht, Märtyrer zu werden.“

„Leben Sie wohl, Herr Pfarrer, ich bedaure Sie.“

Julio verließ den Palaſt.

Am andern Tage las man in der „katholiſchen Welt“:

„Wir wiſſen aus ſicherer Quelle, daß die geiſtliche Behörde dem Abbé Julio, Herausgeber des Catholique libéral, Meſſe zu leſen verboten hat. Auch beſteht das Gerücht, jenes Blatt werde bald nicht weiter erſcheinen.“

Herr von Leich eilte zu Julio, als er dieſe übelwollenden Zeilen geleſen hatte.

„Bleiben Sie“, ſagte er zu ihm; „Sie haben nichts gethan, was eine Brandmarkung verdiente. Man verbietet Ihnen die Meſſe zu leſen, aber man bedroht Sie nicht mit dem Interdicte. Sie bleiben was Sie waren, rein in den Augen Ihrer Freunde. Setzen Sie Ihre Arbeit fort. Sie haben unter uns ein eben ſo heiliges Prieſterthum zu erfüllen. Die Preſſe iſt heut zu Tage das große Band der Menſchen unter einander. Als die Menſchheit noch in der alten Civiliſation ſtand, war das gemeinſame Mahl die Vereinigung Gleichgeſinnter. Je weiter wir fortſchreiten, wird es auch damit anders werden. Bleiben Sie alſo Prieſter der neuen Zeit und wenn unſere Zeit ſich bei Beſtrebungen überraſcht, welche zum Materialismus führen, ſo iſt es gut, daß es Apoſtel von Ihrem Talent und Ihrem Glauben giebt, welche die chriſtliche Vergangenheit mit all ihrem Wahren, Großen und Ruhmreichen vertreten, um ſie mit dem Edlen und Reinen der modernen Zeit zu verbinden. Wenn Sie jetzt aus der journaliſtiſchen Thätigkeit treten, ſo zerbrechen Sie die Reihe der muthigen Beſtrebungen, die ſeit etwa funfzig Jahren ſich geltend machten, um die Geiſtlichkeit vom Rande des Formalismus und Myſticismus zurückzuhalten, in dem ſie ſich verlieren muß,

während ſie den materiellen Einfluß wieder zu gewinnen hofft, den ſie ſonſt, im Mittelalter, auf die Welt hatte. Sie können nicht wiſſen, ob Sie nicht in zehn Jahren einen muthigen Schüler und Nachfolger haben, der Ihre ſchmerzliche Aufgabe wieder aufnimmt und weiter führt. Mir iſt es, wenn ich Sie in der letzten Prüfung nachgeben ſehe, als verließe ein Soldat ſeine Fahne."

Julio antwortete:

„Sie können Recht haben, mein vortrefflicher Herr von Leich, Sie ſehen auch den Schimmer der aufſteigenden Zukunft. Ich hatte die Größe des Apoſtelthums der Preſſe recht wohl erkannt, jene täglich ſich erneuernde Gemeinſchaft der Geiſter von einem Ende das Erde bis zum andern, die nicht mehr räthſelhaft iſt wie die der alten Orakel, nicht mehr ſymboliſch wie die Liebesmahle der erſten Chriſten, ſondern leuchtend wie es der ausgebildete Verſtand der Menſchheit verlangt. Es freut mich, mit Ihnen in dieſem Anblicke der Herrlichkeit der Zukunft, nach unſern Streitigkeiten, Kriſen und Kämpfen mich zuſammenzufinden, in denen wir ſo viel koſtbare Kräfte verſchwenden. Aber ich fühle, daß meine Aufgabe beendiget iſt. Ich war eine Zeit lang die vorgeſchobene Wache der gläubigen Menſchheit. Die Führer, unter die mich Gott geſtellt hat, wollen mich nicht mehr haben und ich ehre in dieſem Willen, deſſen geheimnißvolle Bedeutung ſie ſelbſt wahrſcheinlich nicht begreifen, einen höhern Willen, der mir befiehlt mich in die Einſamkeit zurückzuziehen. Ich werde gehorchen. Statt einer Zeitung bleibt mir das Buch, das die innige Verbrüderung der Einzelnen unter einander vermittelt. Glauben Sie mir, was ich gethan habe, geht nicht unter, aber

ich trete gern jetzt zurück, damit mein Name nicht durch eine Anklage wegen Empörung befleckt werde. Der Name Julio von La Clavière wird hoffentlich bis ans Ende rein bleiben. Der gewaltthätige Geist des Absolutismus, welcher den jetzigen Katholicismus zu beflecken sucht, hat gesiegt über mich. Wohl! Es kann keine Wahrheit auf der Erde ausgestreut werden, ohne daß, durch das Märtyrerthum, das lebendige Gefäß zerbricht, das sie enthält. Darum ist auch der Heiland am Galgen, am Kreuze, gestorben. Aber dieser Sieg der Pharisäer des Katholicismus führt sie nur zu ihrer eigenen Schande und so mag auch unter den Brandmalen, die ihnen die Geschichte aufdrückt, die Rache gehören, welche sie gegen mich übten. Ueber meine Lippen kann kein Laut des Murrens gegen die Verblendeten kommen, die so rücksichtslos über mein Schicksal verfügen. Ich gehöre ihnen an wie eine Waare, die man von einer Niederlage in die andere sendet, wie der Sclave, der von einem Herrn zum andern übergeht. Es muß solche offenbare, geschichtliche Thatsachen geben, damit die Reaction zu Gunsten des armen Geistlichen, der in unserer Zeit eine Sache, ein Lastthier, ein Sclave der hohen Geistlichkeit geworden ist, laut und glänzend erfolge zum Wohle der kommenden Geschlechter. Es muß die Freiheit, die aus der Kirche gewichen ist, in dieselbe zurückkehren. Ich bin Einer der Leidenden gewesen, dessen Name nach mir für die heilige Sache spricht. Bis dahin muß ich mich beugen, gehorchen und anderswo eine Zuflucht suchen. Die Vorsehung wird mich nicht verlassen; sie hat ihre geheimnißvollen Pläne über die Verbreitung der Wahrheit in der Welt."

Herr von Leich drang nach dieſen Erklärungen, nicht weiter in Julio, bei der ſchwierigen Lage aber, in die den jungen Geiſtlichen die Entſchließung des Erzbiſchofs von Paris verſetzte, erbot er ſich an einen des Generalvicare in T. zu ſchreiben, mit dem er ſehr genau bekannt war, um die Rückkehr Julios nach den Pyrenäen zu ermöglichen.

Achtes Buch.

Das Opfer.

1.

Bischöfliche Diplomatie.

Herr von Leich hatte nach T. geschrieben und um die Wiedereinführung Julios in den Sprengel nachgesucht. Acht Tage darauf erhielt er einen freundlichen Brief, der ihm mittheilte, der Erzbischof habe Julio zum Pfarrer in Melles, einer Gemeinde im Gebirge oberhalb St. Baat, ernannt. Der Herr habe also nur nach T. zu kommen, wo er seine Bestallung bei dem Secretair finden werde, um dann von seiner Pfarre Besitz zu nehmen.

Weder Julio noch Herr von Leich ahneten etwas von den Verhandlungen, welche in diesen acht Tagen zwischen den beiden Erzbischöfen stattgefunden hatten.

Der erste Antrag des Generalvicars, des Freundes Leichs, Julio wieder eine Stelle zu geben, hatte den Erzbischof fast in Zorn versetzt.

„Ich, Herr Abbé, soll in meinen Sprengel den Tollkopf wieder aufnehmen, der mir schon einmal so viele Sorgen gemacht hat? Was denken Sie? Nein und abermals nein! Ueberlegen Sie, in welche Lage ich komme. Nachdem er aus dem Sprengel von Paris fast vertrieben worden ist, soll man glauben, er fände bei mir

einen Beſchützer? Was würde man in Rom ſagen, wo die Jeſuiten, die niemals ein Ende ihres Haſſes finden, den jungen Mann angeſchwärzt haben, mehr allerdings als er verdient? Unrecht hat er gethan, das ſteht feſt. Er handelte immer, ohne ſeine Vorgeſetzten um Rath zu fragen. Mag er nun auch die Folgen tragen."

„Ich habe den Herrn Julio hier nicht zu vertheidigen und ich theile keine ſeiner Anſichten, im Gegentheil ich halte ihn für etwas confus. Er gehört zu den Schwärmern, die ich für ſehr gefährlich zu einer Zeit halte, wo die Geiſtlichen, wenn ſie nicht im Zaume erhalten würden, ſicherlich allerlei Extravaganzen begingen und dadurch die Religion gefährdeten. Ich nehme mich alſo dieſer Selbſtſtändigen nicht an, die gemeinſam von allen Sprengeln ſo viel als möglich nieder gehalten werden. Aber hier handelt es ſich um dieſe Sorge nicht. Herr Julio verlangt auf einen einzigen Grund hin, daß er nämlich dem Sprengel T. angehöre, in denſelben zurückzukehren. Er verſichert, daß er ihn nur nach Ihrer beſtimmten Verſicherung verlaſſen habe, ſpäter wieder aufgenommen zu werden."

„Ja, ja," fiel der Erzbiſchof ein, „ich bin wohl damals ſo artig gegen Herrn Julio geweſen, als ich ihn mir vom Halſe ſchaffte. Aber jetzt, nach dem Aufſehen, die ſeine Anſichten in Rom und in allen Sprengeln gemacht haben, würde ich mich allerdings, ich bekenne es offen, ſehr freuen, wenn er ſich anderswo hängen laſſen wollte. Bedenken Sie, welche neuen widerwärtigen Kämpfe wir uns ſchaffen. Ich will Ruhe und Frieden in meinem Sprengel haben."

„Sie allein haben zu bestimmen. Was soll ich auf das Gesuch des Herrn von Leich antworten?“

„Herr von Leich hätte sich in eine solche Unterhandlung nicht mischen sollen.“

„Und was beschließt der Herr Erzbischof?“

„Die Sache ist höchst unangenehm.“

„Allerdings, aber..?“

„Aber! Aber! Ich weiß wahrhaftig nicht was ich thun soll.“

„Meiner Meinung nach würden Sie vor jeder Reclamation gesichert sein, wenn Sie ein Schreiben von dem Erzbischof von Paris erhielten, das Sie nöthigte, Ihren Geistlichen wieder anzunehmen.“

„Ja, das wäre eine Sicherstellung. Schreiben wir also.“

Und der Erzbischof dictirte:

„Herr Promotor,

„Wir empfangen das Gesuch des Herrn Julio von La Clavière, ehemaligen Pfarrers von St. Aventin, in den Sprengel T. zurückkehren zu dürfen. Es würde uns indeß nicht möglich sein, ihn in ein Amt wieder einzusetzen ohne ein günstiges Zeugniß des Erzbischofs von Paris. Die Abenteuer dieses Geistlichen, welcher der Behörde überall, wo er sich befindet, Unannehmlichkeiten bereitet, sind Ihnen nicht unbekannt. Er wendet sich nun wieder an uns, weil er eigentlich uns angehöre, was leider wahr ist.

„Ihre Antwort wird über meinen Entschluß entscheiden.

„Genehmigen Sie, Herr Promotor, die Versicherung u. s. w.“

Dieses Schreiben brachte den erzbischöflichen Rath zu Paris in große Verlegenheit. Julio ein ehrenvolles Zeugniß zu verweigern, ging nicht wohl an. Dadurch hinderte man ihn, in seinen Sprengel zurückzukehren, man gab ihm vielmehr eine unabweisliche Entschuldigung für sein ferneres Bleiben in Paris, wenn er da auch keine geistlichen Functionen verrichtete. Gab man ihm dagegen das Zeugniß, so kam man in offenen Widerspruch damit, daß man ihm verboten hatte, Messe zu lesen. Aber man mußte sich dieses Mannes um jeden Preis entledigen. Man hatte ihn sonst immer auf dem Halse, zugleich mit den Jesuiten und deren mächtigen Gönnern, die sicherlich nicht ruheten, bis der gefährliche Mensch beseitiget sei. Man entschloß sich also dazu, das verlangte Zeugniß zu geben und es ging folgendes Schreiben ab:

„Ew. Gnaden

fragen uns, was wir Herrn Julio von La Clavière bezeugen können, jenem Geistlichen aus Ihrem Sprengel, der einige Zeit sich hier in Paris aufgehalten hat. Es ist zu unserer Kenntniß nichts gekommen, was nachtheilig für sein Leben und seine guten Sitten wäre.

„Genehmigen Sie, Herr Erzbischof, die Versicherung der tiefsten Verehrung, mit der ich bin ꝛc.

„v. Baraminos, Promotor.“

Dieses Zeugniß guten Wandels, das Julio erhielt wie ein Dienstbote, dem man ohne gutes Attestat nicht in das Haus nehmen will, ist eine der merkwürdigsten Episoden dieser Geschichte.

„Da!“ ſagte der Herr Promotor, als er dieſes lakoniſche Schreiben an den Erzbiſchof von T. in ein Couvert ſteckte.

„Kurz iſt es,“ meinte der Prälat, welcher den Vorſitz führte, „aber vorſichtig abgefaßt. Wir leiſten damit dem Herrn Abbé Julio einen wirklichen Dienſt, indem wir ihn gewiſſermaßen zwingen Paris zu verlaſſen; er hatte ja hier gegen zu mächtige Feinde zu kämpfen. Vielleicht vergeſſen ſie ihn in der kleinen unbekannten Pfarre, die man ihm ohne Zweifel geben wird.“

„Die Jeſuiten vergeſſen niemals,“ warf ein Mitglied der Rathsverſammlung ein.

2.

Paris! Paris!

Louiſe und Julio verließen Paris nicht ohne wirkliches Herzweh. Louiſe hatte ſich in die Ideen und Beſtrebungen ihres Bruders ſo hineingelebt, daß ſie ihn nicht ohne tiefen Schmerz ſein Mühen um das Ideal aufgeben ſah. Nur der große Reiz der Heimath, nur die Macht der Liebe, welche die gütige Mutter Natur über die gewaltigen Berggegenden ausgießt, wo ſie zugleich ernſter und lieblicher iſt, vermochten einigermaßen die Schmerzen Julios und Louiſens zu beruhigen, welche dem Paradieſe der Geiſter entriſſen wurden.

Paris! Paris! Das war bisweilen das einzige Wort, welches Bruder und Schweſter in ihrer neuen

Wohnung aussprachen, welche ihnen die Vorsehung bereitet hatte und dieses einzige Wort drückte all ihr Sehnen, all ihren Verlust aus.

Den Freunden unserer Verbannten müssen wir übrigens sagen, daß Melles, wo wir sie jetzt wieder finden, ein reizender Aufenthalt ist und seiner großartigen Umgebung wegen an St. Aventin erinnert, aber ein noch milderes Klima besitzt, weil es nicht so sehr hoch und entfernter von dem Mittelkamme liegt, wo die Gletscher lagern.

Das Pfarrhaus war ein großes und bequemes Gebäude. Ein hohes, nach Süden gelegenes Zimmer und ein Schlafgemach erinnerten Louisen fast an die Wohnung in Paris. Dazu kamen ein schöner Garten mit Obstbäumen aller Art, Spaliere und Bienenstöcke; es war also eine fast aristokratische Wohnung. Auch galt Melles wegen seiner Bedeutung, seiner Einwohnerzahl und folglich auch wegen der Einnahme, die es gewährte, für Eine der besten Pfarreien im Gebirge. Julio kam also in seine Heimath mit allen Kriegsehren zurück. Auch lebte die Erinnerung, die er in St. Aventin hinterlassen hatte, noch zu stark fort, als daß sein Ruf als Priester und als braver, bescheidener und freundlicher Mann nicht auch in das Thal St. Beat gedrungen sein sollte.

Der Aufenthalt in Paris hatte Julio nichts von seinen einfachen Neigungen, von seiner Theilnahme für die Armen und von seiner liebevollen Sorgfalt für die verlassenen Kranken entzogen. Die Leute von St. Aventin, welche zu den Märkten von St. Beat herunterkamen und die Einwohner von Melles trafen, erkundigten sich

nach ihrem ehemaligen Pfarrer. Sie nannten ihn nicht anders als ihren Freund. Rouſſeau dachte wohl an etwas Aehnliches als er ſchrieb: „ich kenne nichts Schöneres als Dorfpfarrer zu ſein.“

Julio nahm freundlich und hingebend ſeine Arbeiten als Pfarrer wieder auf. Er beſuchte den Pfarrer von St. Beat und die andern Amtsbrüder im Thale und zeigte ſich da ſo unbefangen, ſo wohlwollend einfach, daß er andere Feinde als die ſeinigen wohl entwaffnet hätte. Es war kein armes Häuschen in der Gemeinde, das er nicht mit jenem Gefühle von Achtung beſuchte, welches auch den Kleinſten erkennen läßt, daß er etwas in der großen chriſtlichen Familie iſt.

Unter den Documenten, nach denen dieſes Buch geſchrieben worden iſt, finden wir einen Brief, den Julio nach ſeiner Ankunft im Gebirge an Herrn von Leich ſchrieb. Wir theilen ihn hier mit:

„Melles bei St. Beat.

„Glauben Sie, daß Sie vergeſſen wären, werther Herr von Leich? Ihnen verdanken ja wir, meine Schweſter und ich, die Ruhe unſerer neuen Einſamkeit. Wir haben die lieben Berge wieder geſehen! Sie ſind dem Auge immer ſchön und gegen uns Arme gütig, die wir den reißenden Wölfen entgingen, welche, da ſie den Körper nicht tödten können, die Seele ſo weit als möglich zu tödten verſuchen. Wir athmen hier eine ſo reine Luft, daß unſere Kräfte, die bei mir durch die fortwährende Arbeit des Denkens, bei meiner Schweſter durch den Kummer und die Sorge um mich, geſchwächt worden waren, mehr und mehr zurückkehren, wie die eines Kindes, welches die kranke Mutter einer guten, kräftigen

Amme anvertraut. Ich hoffe deshalb, daß unser durch körperliche und moralische Leiden erschütterter Organismus allmälig sich erholt. Ich werde die in dem rauhen Klima durchaus nöthige Kraft wieder gewinnen, um den Strapazen meines Amtes gewachsen zu sein. Der Vorsehung und Ihnen habe ich das Asyl zu danken, in dem die Verbannten auf einige Zeit sich bergen können.

„Wenn wir aber auch hier ein ruhiges Paradies fern von unsern Verfolgern haben, fühlten wir doch nicht weniger die Schmerzen unserer Verbannung. Wir hatten uns an die neue Welt gewöhnt. Ich befand mich in meiner Zeitung bei meiner großen Arbeit der Versöhnung des geistlichen Elementes mit der modernen Gesellschaft. Es war das ein anderes Leben, ein Amt, das sich nicht auf den engen Raum eines Dorfes, einer Stadt, nicht einmal einer Provinz beschränkt, sondern über die ganze Welt sich erstreckt, wo man unsere Sprache versteht.

„Nach einer mächtigen Anstrengung der Willenskraft gegen mich selbst und die Schwester habe ich dieser ruhmreichen Aufgabe entsagt, die mein ganzes Leben erfüllte. Ich hielt es für größer und des Priesters würdiger zu gehorchen und da man mir sagte: suche Dir anderswo das Recht an den Altar zu treten, glaubte ich die Stimme Gottes zu hören, der mich nicht mehr in den Schranken der kirchlichen Streitigkeiten sehen wollte, in die ich mit dem Bewußtsein, seine Sache zu vertheidigen, hinabgestiegen war.

„Allerdings ist es mir schwer geworden, werther Freund und ich fühle schmerzliche Sehnsucht. Ich kann den Namen Paris nicht aussprechen ohne Beben. Ich

glaubte für immer festzusitzen unter jener Schaar von Männern mit oft entgegengesetzten Meinungen, die aber alle ehrlich und aufrichtig das Wahre in der Ebbe und Flut der menschlichen Ideen suchen. Sie waren Brüder gegen mich; sie nahmen in ihre Reihe den Geistlichen auf, der zwar nichts von seinen christlichen Ueberzeugungen aufgab, dessen Wort aber keine Bitterkeit gegen andere Lehren hatte, nicht einmal gegen die, welche die Negation seines Glaubens waren.

„Die Thoren nannten mein Auftreten in solcher Weise Apostasie. Ich war freilich jeden Tag ein Protest gegen ihr System gehässiger Polemik und gegen ihre Verfolgungssucht. Ich wollte, daß man freiwillig komme und Gott anbete, sie wünschten den Glauben durch die Polizei vorgeschrieben zu sehen. Ich wollte die Kirche groß durch ihren Geist der Milde und des Friedens; sie wünschten sie als schreckliche Verfolgerin der Ungläubigen bis über Tod und Grab hinaus. Ich wollte den Christen auf die langsame und allmälige Umwandlung des Christenthums vorbereiten, sie aber wendeten das Gesicht rückwärts nach der Vergangenheit und suchten ihr Ideal in den Zeiten der tiefen Finsterniß, in welchen der Priester durch Graus und Entsetzen über die Seelen herrschte und sie zitternd in grobem Aberglauben hielt, den er oftmals selbst theilte.

„Für diese Menschen mußte ich ein Gegenstand des Widerwillens und des Abscheus sein. Sie waren die Mächtigen mir gegenüber. Ich besaß zu meiner Vertheidigung gegen ihre Streiche und ihre Schlauheit nur meine Herzenseinfalt und mein reines Leben, die in den Zeiten des Kampfes nicht genügen. Ich mußte unterliegen, es

war die nothwendige Folge der Ungleichheit der Kräfte, welche von den beiden Parteien in den Kampf geführt wurden. Ich war der Schwächſte vom menſchlichen Standpunkte aus; was kam ihnen auf die Wahrheit an?

„Jetzt iſt das Opfer gebracht. Sie hören den letzten Aufſchrei des Geopferten. Sie allein ſollen wiſſen, was ich bei der Opferung gelitten habe.

„Paris! Paris! Ort der Freiheit und des Lebens! Paris, Du neues Rom, das Du die Welt eroberſt, nicht mit den bewaffneten Legionen, ſondern durch Deine Schaar von Denkern, Gelehrten und Künſtlern! Paris, empfange in dieſem Briefe, den ein einziger Freund leſen wird, welcher ihn ſodann in den Wind ſtreut, das letzte Lebewohl deſſen, der Dich ſo ſehr geliebt hat und den Du, obwohl er unbekannt war, wie Einen Deiner Starken, faſt wie Einen Deiner Großen und Berühmten aufnahmſt. Ich bewahre Dir eine unvergängliche Liebe. In der ſtürmiſchen Bewegung und Unruhe unſerer Zeit, welche Menſchen und Dinge hinwegſpült wie die Meereswogen die Ueberreſte der Pflanzen, die ſie in ſtillen Buchten anhäufen, werden die Namen ſchnell vergeſſen. Ich erbitte von Dir für mich nicht den Ruhm, den ich tauſend Andern entziehen würde, die mit gleichem Eifer und gleicher Wahrheitsliebe wie ich gearbeitet haben, aber laß mir die Illuſion, daß, wenn in der Einſamkeit dies Leben erlöſcht, von dem ich Dir nur einige Stunden widmen konnte, diejenigen, welche mir, als einem Pionnier der Zukunft, die Hand drückten, die intelligente Welt, die mich liebte, noch einmal an meinen Namen erinnert werden.

„Sie aber, lieber Freund, verlaſſen Sie mich nicht; ſchreiben Sie bisweilen dem armen Verbannten. Wenn

ich gelegentlich über einem Brief „Paris" lesen kann, wird es eine Milderung meiner Sehnsucht sein, werden Sie mich an meine geistige Heimath erinnern.

„Leben Sie wohl!

„Julio."

3.

Das Buch von der weltlichen Macht der Päpste.

Julio hatte sich vergebens die Einsamkeit auferlegt; er vermochte es nicht, seinen Geist zur Ruhe zu zwingen. Während er, der unbedeutende Pfarrer eines Hirtendorfes, sich zu den Schwachen und Armen herabließ, achtete der Mann der Zukunft, der Denker, mit schmerzlicher Spannung auf den Verlauf des kirchlichen Dramas, welches die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sich entwickeln sieht. Es war ihm, dem ächten und aufrichtigen Christen, gar nicht gleichgiltig, daß der Schwindel die Mächtigen in der Kirche erfaßte, einen dichten Schleier über ihre Augen warf, so daß sie die wahren Interessen der katholischen Kirche nicht sahen und sie auf einen so beklagenswerthen falschen Weg führte, daß es einen Augenblick geben konnte, in welchem das katholische Espiscopat, von Einigen verleitet, die Nothwendigkeit der weltlichen Macht der Päpste als Glaubenssatz aufstellte.

Julio liebte Pius IX. sehr. Er hatte in Italien, während seines Aufenthaltes bei dem Pater Villeta, von einem mit den Angelegenheiten des römischen Hofes sehr

vertrauten Manne ungemein interessante Einzelheiten aus dem Leben des würdigen Oberhauptes der Kirche erfahren. Eben weil Julio an der Spitze des Katholicismus einen Mann fand, welcher die Hauptbedingungen jener hohen Würde ganz erfüllte, zog ihn sein Herz zu ihm hin. Er dankte Pius IX. die edele Bewegung, welche ihn im Anfange seiner Regierung veranlaßte den Weg der Reformen zu betreten und er klagte ihn darum nicht an, weil er durch Zurückweichen vor den Schwierigkeiten, die ihm die extremen Parteien bereiteten, bewiesen, daß sein Geist minder groß und erhaben sei als sein Herz. Er hielt es für ein Zeichen der Vorsehung, daß der Papst Pius IX. in einem Consistorium erklärt hatte, er mache aus seiner weltlichen Macht keine Glaubensfrage. Dieser Ausspruch, welcher für die Ultramontanen die ganze Bedeutung einer Entscheidung hatte, beruhigte für einige Tage die Glut der Eifrigsten. Aber sie besannen sich bald eines Anderen und sagten nun: wenn die Lehre von der weltlichen Macht auch kein Glaubenssatz, so sei sie doch eine Wahrheit, die man nicht läugnen könne ohne schwer zu irren.

Der logische Geist Julios wies solche Spitzfindigkeiten von sich. Er schämte sich für die katholische Kirche unserer Zeit, für eine so ernste Körperschaft wie das Espiscopat ist, für jene abendländische Kirche, die so viel Ruhm erworben und Männer wie den heiligen Bernhard, den heiligen Franz von Sales, Bossuet, Fenelon, Luzerne hervorgebracht hat, um der Erniedrigung willen, in welche die Ultramontanen den guten Pius IX. selbst, die Bischöfe, einen großen Theil der untern Geistlichkeit und die Menge der Gläubigen hineinziehen, und er nahm sich

vor, Licht über die für ihn so einfache Frage zu verbreiten, wie sie einfach stets für die großen katholischen Denker gewesen ist, welche sie ohne Hinblick auf materielle Interessen studirten.

Er nahm die Frage bei dem Beginne des Christenthums selbst auf und stellte durch unwiderlegliche Beweise aus den Verfassern der Evangelien selbst fest, daß es niemals in dem Sinne Jesus, des Stifters der Kirche, oder der Apostel, welche das Christenthum gepredigt, noch des heiligen Paulus, dessen bewundernswürdige Episteln ein Document vom höchsten Werthe sind, gelegen habe, die höchste Würde in der Kirche mit jener eines irdischen Fürsten zu vereinigen. Dies wurde bestätigt durch das Studium der kirchlichen Schriftsteller der drei ersten Jahrhunderte bis zum Concilium von Nicäa und Julio behauptete, daß in den zahlreichen Documenten, welche so wichtige Einzelheiten über die uranfängliche Kirche geben, auch nicht die leiseste Spur von der Vereinigung der Fürstenwürde mit dem Papstthume sich finde und er fragte dann, wie eine dem Stifter der Religion, den Aposteln und der ganzen Kirche in der Glanzzeit unbekannte Lehre jemals habe eine christliche Theorie werden können.

Nachdem er diesen Punkt siegreich durchgeführt hatte, nahm Julio die Schriften über die zahllosen Concilien von Constantin bis in das zehnte Jahrhundert, alle Constitutionen, alle Decrete der Päpste, alle ihre Schreiben an die Kaiser und die Bischöfe durch und wies nach, daß weder in den Worten noch in dem Sinne aller dieser zahlreichen Documente irgend etwas den Gedanken andeute, die Kraft und Unabhängigkeit der Lehre der

Kirche dem materiellen Schutze anzuvertraun, welchen die Päpste in irgend einer Königswürde finden dürften.

Er ging dann weiter in der Geschichte vor und wies nach, daß der Besitz zahlreicher Güter, welche später das Patrimonium Petri genannt wurden, keineswegs eine politische Macht in Rom, sondern eine Dotation zur Bestreitung der materiellen Bedürfnisse der zahlreichen Geistlichkeit gewesen und er zeigte, daß man nur auf dieses Wort den Bau des Anfangs der weltlichen Macht des Kirchenoberhauptes gegründet habe. Karl der Große hatte den Papst so wenig zu einem Könige von Rom gemacht, daß Ludwig, sein Nachfolger den Papst hart anließ, welcher ohne seine Einwilligung ein Todesurtheil in Rom hatte ausführen lassen.

Julio nahm ein ganzes Kapitel aus einem sehr wenig bekannten Buche Fenelons unter dem Titel de l'Autorité du Souverain Pontife, in welchem der große Schriftsteller einen heiligen Papst wegen seiner Unterwerfung unter die Kaiser rühmte, und mitten im siebenzehnten Jahrhunderte den Wunsch aussprach, daß Rom doch diese Besitzungen, diese weltliche Macht nicht mehr haben möchte, welche den Papst von seiner geistlichen Aufgabe ab- und in die menschlichen Interessen, in die Politik der Zeit hineinziehe.

Endlich folgte er allen den Päpsten, die zur Gründung des Königthums in Rom beigetragen und stellte fest, daß sie Kaiser wie andere Kaiser, Könige wie andere Könige hätten sein und die kirchlichen Obliegenheiten erfüllen wollen wie die römischen Kaiser, wie Constantin selbst und viele seiner Nachfolger, welche den Titel Summus Pontifex beibehielten, eine absolute Re-

gation der apostolischen Mission des Papstthumes, und bei der Bilanz der Heiligkeit der Päpste fand er die Heiligen in großer Anzahl unter den Päpsten, die der weltlichen Vormundschaft der Kaiser unterthan gewesen, die mit Lastern aber befleckten, die gewaltthätigen, die schamlosen, die Urheber eines schmachvollen Nepotismus, unter den Königs-Päpsten.

Von der so wohlwollenden Natur und dem feinen Gefühle Julios erwartet man sicherlich, daß sein Buch nichts Verletzendes enthielt gegen den jetzigen Inhaber einer Gewalt, welcher dieselbe seinen Nachfolgern zu hinterlassen verpflichtet zu sein glaubt. Er erklärte aber den Eid der Päpste, nichts von ihren Besitzungen zu entfremden, aus der sonstigen Gewohnheit vieler Inhaber des heiligen Stuhles, ansehnliche Theile von dem Gebiete der römischen Staaten abzutrennen und davon Fürsten- und Herzogthümer für ihre Neffen zu machen.

Er widerlegte den großen Einwurf, daß ohne die weltliche Macht das kirchliche Papstthum nicht frei sei durch die von Ultramontanen selbst angeführte Thatsache, daß im vorigen Jahrhunderte der Druck der Fürsten Europas Clemens XIV. die in so harten Ausdrücken abgefaßte Verurtheilung des Jesuitenordens entrissen habe.

Das damals völlig unangetastete weltliche Königthum war demnach kein Schutz für das kirchliche Papstthum selbst gegen einen diplomatischen Druck. Man schreibt demnach diesem weltlichen Königthume eine Wirkung zu, die es nicht haben kann, weil die geistliche Unabhängigkeit der Kirche in der göttlichen Einsetzung, keineswegs in den äußern Mitteln liegt, über welche sie verfügt.

Endlich ging er auf die gegenwärtige Lage des Papſtthums über, gegenüber dem Einheitsſtreben des neuen Italiens und zeigte, daß alles, was dem Katholicismus ſchade, in das Lager der Feinde der italieniſchen Nationalität ſich dränge. Das ſei, ſeiner Meinung nach, ein unermeßlicher und beklagenswerther Fehler, namentlich in Hinſicht auf den religiöſen Einfluß und er ſcheute ſich nicht am Schluſſe auszuſprechen:

„Wenn nach etwa einem halben Jahrhunderte das intelligente Italien ganz vom Unglauben erfüllt iſt, werde ich dieſen Sieg der Freigeiſter der unbeſtreitbar nicht geſchickten Politik Pius IX. und des römiſchen Hofes zuſchreiben, welche das Gefühl der begeiſterten Vaterlandsliebe verläugnete, welche gegenwärtig von einem Ende der Halbinſel bis zur andern herrſcht.“

Er fügte hinzu:

„Gebe der Himmel, daß ich ein falſcher Prophet geweſen bin.“

Das Buch Julios, deſſen Druck Herr von Leich in Paris überwachte, erregte die größte Unzufriedenheit in der ultramontanen Partei. Je maßvoller er in der Form, je achtungsvoller er gegen die hohen Würdenträger der Kirche war, um ſo energiſcher und vernichtender trat die Kraft der Beweisführung gegen die unglückſelige Idee hervor, welche als letztes Rettungsmittel des Papſtthums angenommen werden ſollte.

Die Wuth gegen Julio unter den kleinen Heiligen der Secte läßt ſich gar nicht beſchreiben. Es gab nur Ausrufungen des Haſſes, Flüche und Klagen über das „Skandal,“ die ſich raſch wie telegraphiſche Depeſchen von einem Ende Frankreichs zum andern verbreiteten.

Die Biſchöfe erhielten Briefe von allen Seiten; die Laienkirche Galliens verſammelte ſich zum Concil, ihr Vorſitzender entwarf Proteſtationen voll Schmachworte und deutete die Haltung der Biſchöfe an, die man ſeit lange ſchon dieſer Sache zu gewinnen gewußt hatte und die zu gehorchen gewohnt waren. Die ultramontanen Biſchöfe wirkten auf die, deren ruhiger Sinn ſie in den Bahnen der Mäßigung erhielt und die ihren Biſchofstitel vor kühnen Laien nicht niederlegen wollten, die aber, um die Spaltungen nicht noch zahlreicher zu machen, ſchwiegen und es den Ereigniſſen überließen, die Kirche zu reinigen und die Eindringlinge aus dem Tempel zu vertreiben. Da ſie aber von ihren Amtsbrüdern gedrängt wurden, mit ihnen das ſchändliche Buch des Abbé Julio zu verdammen, gaben die Meiſten nach und geſtanden wenigſtens zu, daß Julio unklug gehandelt habe. Nur Wenige hatten den Muth ſeinen Abſichten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und ſo erreichte man denn glücklich wieder eine Steigerung des Haſſes, die ſich bald in unverſöhnlichen Verfolgungen kundgeben ſollte.

4.

Der Blitzſchlag.

Das Gefühl der Trauer, das Julio und Louiſe empfunden hatten, als ſie Paris verließen, nahm allmälig ab. Sie hatten ſich ſeit einigen Wochen in dem Pfarrhauſe zu Melles eingerichtet und Julio hatte ſich

vielleicht nie so ruhig und glücklich gefühlt. Als Louise in St. Aventin war, stand ihre Liebe zu Verdelon zwischen ihr und dem Bruder, jetzt gehörte sie ganz Julio an und Julio nahm in ihrem Herzen nicht mehr nur die zweite Stelle ein. Die Liebe ist höchst egoistisch, sie duldet kein anderes Gefühl neben sich; sie muß alle Gedanken, alle Fähigkeiten der Seele beherrschen oder es ist keine Liebe. Julio sah dies ein und die Gegenwart Louisens war für ihn gleichzeitig ein Glück und ein Schmerz. Jetzt aber, da sie von jener verderblichen Liebe geheilt war, hatte sie ihre Seele ganz mit der ihres Bruders identificirt, sie war er, wie er sie war. Der Gedanke des Einen wurde der Gedanke des Andern. Als fühle Louise das Bedürfniß, sich Verzeihung für die sonstigen Stunden der Gleichgiltigkeit zu erwerben, zeigte sie sich in der zärtlichsten Liebenswürdigkeit; die reine Gebirgsluft hatte wunderbar auf sie gewirkt und ihre so lange bleichen Wangen waren wieder rosig geworden; sie war schöner war glücklich darüber; sie konnte ja für Julio leben. Sie wußte recht wohl, daß dieser kleine Winkel, den ihre Gegenwart verschönere, das Eden für ihren geliebten Bruder sein werde. Sie ging in dem alten Pfarrhause hin und her und sang die alten Lieder der Gegend, die Julio so sehr liebte und mit denen man ihrer Beiden Kindheit gewiegt hatte. Beide schienen in der That wieder Kinder geworden zu sein und sie begannen neu das Leben.

Julio dachte nicht mehr an das, was er gelitten hatte. Wenn nur seine geliebte Louise bei ihm, immer bei ihm war, wenn er nach seiner amtlichen Thätigkeit sie bei der Rückkehr fand, wenn sie ihn mit ihrem freund-

lichen Lächeln empfing, so wünschte er nichts mehr. Jeder Tag verscheuchte mehr und mehr die Besorgnisse, welche der Gesundheitszustand Louisens ihm eingeflößt hatte. Nein, sein liebstes, sein einziges Gut wurde ihm sicherlich nicht entrissen!

Fast zwei Monate, seit Julio sein Buch über die weltliche Macht des Papstes geschrieben hatte, sind in solchen unsaglichen Freuden vergangen. Louise versichert den Bruder, daß sie sich durch den Einfluß der ersten Frühlingstage neu belebt fühle. Und doch finden wir Julio in dem Zimmer, in dem er sich seit dem Morgen eingeschlossen hat, in dem Zimmer, an dessen Thür Louise schon zweimal klopfte, ohne eine andere Antwort zu erhalten als: ich komme sogleich, Liebe, in dem Zimmer, das sich zum ersten Male auf den Ruf Louisens nicht geöffnet hat. Da sitzt er an seinem Tische mit Papieren und stützt den Kopf in beide Hände; er ist tief in Gedanken versunken und große Thränen rinnen nach einander über seine bleichen Wangen, vielleicht ohne daß er es fühlt. Sie werden reichlicher; Julio beginnt zu schluchzen; er fällt nieder auf seine Knie, erhebt seine Stimme zu Gott und spricht: „Mein Gott, wie leide ich! Warum reichst Du mir diesen bittern Kelch? Oder ist es nur ein Traum, ein schrecklicher Traum? Louise, wie soll ich es Dir mittheilen? Nein, nein, sie darf es *nicht* erfahren, nein! Ich muß Mann, ich muß *Christ* sein und wenn ich ein Diener des Gottes bin, der am Kreuze starb, so muß ich mein Herz lehren, das Kreuz ebenfalls zu tragen."

Nach einem inbrünstigen Gebete stand er endlich auf,

bleich noch, aber mit der gewöhnlichen Ruhe in den Zügen. Er ging hinunter und ſagte zu der Schweſter:

„Ich muß nach Togut gehen; vielleicht komme ich erſt ſehr ſpät zurück; warte nicht auf mich.“

„Nein, lieber Julio, Du mußt mir erlauben, Dir entgegen zu kommen. Du weißt es, daß iſt eine meiner Freuden. Du bringſt mir auch einen ſchönen Strauß der erſten Blumen unſerer lieben Berge mit.“

„Blumen bringe ich Dir mit, Louiſe, aber ich komme erſt lange nach Sonnenuntergang. Verlaß das Haus nicht, ich bitte Dich; die kühle Abendluft ſchadet Dir, wie Du weißt.“

„Ach, ſie iſt mir jetzt nicht mehr nachtheilig, mein Julio.“

„Du irrſt Dich; Du huſteteſt erſt dieſen Morgen wieder lange. Louiſe, bleibe hier, ich bitte Dich.“

„Nun ich will thun was Du verlangſt, lieber Tyrann, und die Geſundheit pflegen, um die Du ſo beſorgt biſt. Sie iſt aber ganz vortrefflich oder doch ſo ziemlich, glaube mir. Ach, Bruder, wie gütig iſt Gott, daß er mir das Leben wieder giebt! Das liebe Paris, das mir ſo ſehr gefiel, in dem ich mit Dir ſo ſchön geträumt, iſt doch am Ende ein hinterliſtiger Freund für mich geweſen. Alle Tage fühlte ich mehr und mehr ein Leiden; hier aber lebe ich ganz wieder auf. Ja, Gott iſt gütig! Unſere Feinde haben uns die Ehre und das Vermögen genommen, Gott aber ſagte: liebt Euch und Ihr werdet glücklich ſein.“ Dann ſchlang Louiſe die Arme um Julio und legte ihr ſchönes Haupt an die Bruſt des jungen Prieſters. Dieſer wurde ſehr bleich und drängte ſie von ſich, ſo leicht, daß es Louiſe kaum

bemerkte. Julio drückte die Lippen auf die Stirn der Schweſter und eilte hinaus. Louiſe ſah ihm von der Schwelle der Thür eine Zeit lang nach, dann kehrte ſie in das Haus zurück und dachte bei ſich: „der Bruder verheimlichet mir etwas. Lauert das Unglück wieder neben uns?“ Dann huſtete ſie heftig. Sie hielt das Taſchentuch an den Mund und ſah einige Blutstropfen daran. Ach, ſagte ſie, das iſt ſeit drei Wochen nicht mehr geſchehen. Mein Leben gehört Dir, Gott, nimm es hin; aber wer tröſtet dann Julio?

Und Louiſe weinte.

Julio ſeinerſeits irrte den ganzen Tag in dem Gebirge umher, aber als er zurückkam, war er ruhig. Louiſe, die ihn aufmerkſam beobachtete, ahnte nichts von den Folterqualen, die er ertragen hatte und ihre Hoffnungen vom Morgen verwiſchten ſich. Er wiederum ahnte nicht, daß Louiſe eine der Kriſen beſtanden, die ihn in Paris ſo oft erſchreckt hatten, ſo wie in den erſten Wochen ihres Aufenthaltes in Melles. Sie litten Beide allein; ihre Seelen trennten ſich von einander. Das Glück wohnte nicht mehr in dem Pfarrhauſe.

Julio ſchrieb die ganze Nacht. Seine mittheilungsbedürftige Natur mußte ihre Schmerzen erzählen. Wir finden in den Blättern, auf denen er die Leiden ſeines Herzens ausſprach und die blutenden Wunden enthüllte, die er vor Aller Blicken verbergen mußte, das Geheimniß dieſer Verzweiflung, die nichts heilen konnte.

„Um meinem Geiſte Ruhe zu verſchaffen, habe ich meinen Körper ermüdet, aber wenn ich in das Haus zurückzukehren vermochte, wo ich zwei Monate lang ſo glücklich war, mit ſo viel Selbſtbeherrſchung, daß Louiſe

nichts von den Verwüſtungen merkte, welche eine ſchreckliche Stunde in dieſem Herzen angerichtet hat, das nur Ruhe ſuchte, war es mir doch nicht möglich ſo viel Ordnung in meine Gedanken zu bringen, um mir ſelbſt Rechenſchaft von dem zu geben was ich empfinde.

„Vielleicht gelingt es mir durch das Schreiben.

„Heute früh ſtand ich mit unſäglicher Freude im Herzen auf. Ich öffnete mein Fenſter; die friſche duftige Luft unſerer Thäler drang zu mir und ich empfand jenes Ueberſtrömen des Herzens, bei dem der Menſch, der das Glück hat überall Gott zu ſuchen, das Bedürfniß empfindet ihn zu preiſen und ihm ein Lob- und Danklied zu ſingen. Es war einer der Augenblicke, in denen das Herz nach allen Seiten hin überfließt, wo alles Liebe, Leben und Hoffnung iſt. In meinem Geiſte vermochte keine peinliche Erinnerung Platz zu finden. Dennoch aber wendeten ſich meine Gedanken plötzlich, nach einer der unbegreiflichen Launen der Phantaſie, auf die, welche mir Böſes zufügen wollten. Der Gedanke that mir wohl, denn ich fand für ſie nur Milde und ſagte, man müßte doch Gott ſehr danken, wenn er uns ein Herz gegeben hat, das nicht zu haſſen vermag

„In dieſer Stimmung ging ich in meine kleine Kirche. Der Altar war von Louiſe vorbereitet, jedes Gefäß mit den friſcheſten Blumen geſchmückt und ich begann das heilige Opfer mit mehr Glauben und Liebe als ich wohl je empfunden, ſelbſt in den erſten Tagen meines Prieſteramtes, in denen der junge Geiſtliche voll himmliſchen Eifers iſt, den es auch immerdar bewahren zu können meint.

„Als ich aber in das Haus zurückkam, hörte ich Louiſe

huſten, ſo trocken, wie ich es ſchon kannte und wie es mir ſo viele Beſorgniſſe bereitet. Es ſtellte ſich in meinem Herzen wiederum eine ſchreckliche Furcht ein und das ſo liebliche Glück vom Morgen war bereits nur noch ein Traum.

„Der Anfall währte indeß nicht lange. Louiſe ſchlug mir vor, mit ihr einen langen Spaziergang im Gebirge zu machen. Ich ſchlug es aus, weil ich ſie zu ermüden fürchtete und ſagte ihr, ich wollte den Tag dazu verwenden, unſere Familienpapiere zu ordnen. Ich ſcherzte ſelbſt, indem ich ſagte, ich wünſche den Stammbaum der Julios von La Clavière aufzuſtellen und müſſe deshalb den Staub von den alten Pergamenten ſchütteln, die unſere Vorfahren zurückgelaſſen. Louiſe lachte viel über dieſe Anwandlung von Adelsſtolz, der mir plötzlich in den Kopf geſtiegen zu ſein ſchien, ich ließ ſie in dem Zimmer mit unſern Herbarien und ſagte, für ſie wären dieſe Blumen ſo viel werth als alle Perlen der Fürſten- und Herzogskronen.

„Ich ging wirklich in mein Zimmer hinauf, öffnete das Käſtchen, das mir Tournichon übergeben hatte und auf dem geſchrieben ſtand Familienpapiere. Ich glaubte einige für die Geſchichte unſerer Familie wichtige Papiere finden zu können, die vielleicht auch für die parlementariſchen Kämpfe von Intereſſe wären.

„Bei dem Suchen in dieſem nicht kleinen Käſtchen fand ich am Boden, unter Papierbündeln, eine Caſſette von ſehr zierlicher Arbeit. Ich ſuchte den Schlüſſel zu dieſem geheimnißvollen Käſtchen überall, ohne ihn finden zu können und wollte bereits Louiſen rufen, um ihr meinen Fund zu zeigen. Was mich davon abhielt, weiß ich

nicht. Das Käſtchen war das Unbekannte und das Unbekannte hat immer etwas Furchtbares. Mein Hand zitterte als ich in irgend einer Weiſe das Käſtchen, ohne es zu zerbrechen, zu öffnen verſuchte.

„Mit einem kleinen Meißel konnte ich das Schloß endlich öffnen, ohne daß es beſchädigt wurde.

„Das Erſte, das mir in die Augen fiel, war das Portrait der zweiten Frau meines Vaters, der Mutter Louiſens. Louiſe ſieht ihr außerordentlich ähnlich und man hätte das Portrait für ihr Bild halten können. Ich drückte es an meine Lippen aus Bruderliebe und aus inniger Verehrung gegen Frau von Clavière.

„Ja, es war das gedankenvolle, traurige Geſicht. Wie oftmals hatte ich ſtill von demſelben Thränen wiſchen ſehen, wenn ich in ihrem Zimmer an der Wiege Louiſens ſpielte! Sie hatte mich ſehr lieb und wenn ſie mich den kleinen ſchönen Engel liebkoſen ſah, den ſie in den Armen hielt, hörte ich ſie gar oft flüſtern: „vielleicht wird es einmal der Beſchützer des Kindes.“

„Ich erinnere mich der leidenſchaftlichen Liebe meines Vaters zu Louiſen; ich würde vielleicht eiferſüchtig geworden ſein, wenn nicht Louiſe bereits mein Alles geweſen wäre.

„Dann änderte ſich plötzlich Alles in dem väterlichen Hauſe; Frau von La Clavière ſtarb; Louiſe war ſieben Jahre alt. Mein Vater wurde mürriſch, heftig, ruhelos; meine Schweſter ſchien er zu haſſen; er mochte das arme Kind kaum anſehen. Man ſchrieb dieſe ſeltſame Verſtimmung den Schmerzen über den Verluſt ſeiner Frau und einer ſchmerzlichen Krankheit zu, an der er leide. Selt-

ſamer Weiſe ſchien dagegen ſeine Liebe zu mir jeden Tag noch zu wachſen.

„Er ſtarb und unſere Tante, Frau von La Clavière, nahm ſich der beiden Waiſen an. Mein Vater hatte kurz vor ſeinem Tode allmälig alle ſeine Beſitzungen veräußert, die ſehr bedeutend waren. Darin ſahen die Freunde wie die eigene Familie das Reſultat ſeiner Hypochondrie.

„Alle ſeine Gelder übergab er einem Pariſer Bankier. Einige Monate darauf reiſete er ſelbſt nach Paris und als er zurückkam, meldete er, er ſei völlig verarmt; ſein Bankier, ſagte er, ſei entflohen.

„Der Anblick des Portraits der Mutter Louiſens weckte alle dieſe Erinnerungen. Ich unterſuchte das Käſtchen weiter und fand einige Zeilen von der Hand meines Vaters, ſchreckliche Zeilen, die er wahrſcheinlich wegen ſeines ſchnell erfolgenden Todes nicht vernichtet hatte, — ein Geheimniß, das er vor ſich ſelbſt hatte verbergen und in das Grab mitnehmen wollen, das nun aber, nach ſo vielen Jahren, mein Herz zerriß und mein Leben vergiftete.

„Die Zeilen waren an Niemanden gerichtet, ſondern geſchrieben wie ich ſelbſt jetzt ſchreibe, in einer der Stunden, in welchen das Herz das Bedürfniß hat, ſich auszuſchütten. Es waren ſchmerzliche Gedanken, bitteres Sehnen nach auf immer vernichteten Illuſionen und tiefgehende Klagen. Es ſtanden da halb verlöſchte Worte; Thränen waren darauf gefloſſen und die meinigen floſſen auch.

„Die Frau, welche mein Vater ſo ſehr geliebt und die er reich gemacht hatte, die angebetete Frau hatte ihn nicht verſtanden. Während einer Abweſenheit ihres Man-

nes war ſie, ich weiß nicht welcher, Verſuchung erlegen. Sieben Monate nach der Rückkehr meines Vaters kam Louiſe zur Welt. Das arme Kind war ſo ſchwach, ſo zart, daß Niemand zweifelte, es ſei zu frühzeitig geboren worden. Mein Vater hegte keinen Verdacht und fühlte nur die ſchreckliche Beſorgniß, das arme kleine Kind zu verlieren, dem er bereits ſein ganzes Herz zugewandt hatte.

„Nach der Geburt Louiſens war die Geſundheit der Frau von Clavière tief erſchüttert. Ihr Tiefſinn, ihre Niedergeſchlagenheit brachten meinen Vater zur Verzweiflung. Sie ſchien der Laſt eines geheimen Schmerzes zu erliegen.

„Als ihre letzte Stunde nahete, geſtand die ſchwache Frau, deren Herz aber nicht verdorben war, meinem Vater Alles. Sie bat ihn, ihr zu verzeihen und ihr Kind nicht zu verſtoßen. Mein Vater verſprach es, aber auch er ſollte ſein verlornes Glück mit ſeinem Leben bezahlen.

„So iſt — Louiſe *nicht* meine Schweſter!

„Dies ſind die furchtbaren Enthüllungen dieſes Papieres.“

5.

Der Mann im Prieſter.

„. . . . Ich finde in der Erinnerung an meine ſchmerzlichen Empfindungen nichts, das einige Aehnlichkeit mit dem hätte was ich jetzt fühle. Als meine Schwe-

ſter aus St. Aventin verſchwand, war es ein ſchreckliches Leid, aber ich konnte mir vollſtändig und klar Rechenſchaft davon geben. Ich wußte recht wohl, welche Faſern in meinem Herzen zuckten und zerriſſen und dann hoffte ich doch auch die Verlorene wieder zu finden. Als das Thor des Gefängniſſes der heiligen Inquiſition ſich hinter mir ſchloß, glaubte ich allem, was ich liebte, ein ewiges Lebewohl zu ſagen und wer könnte die Bitterkeit dieſes Lebewohls beſchreiben! Aber ich erhob meine Hände zu dem, von welchem aller Troſt kommt, ich flehete ihn an, der Vater der Verwaiſeten zu ſein, von der mich meine Verfolger noch einmal getrennt, und das Gebet erleichterte mich. Ich richtete mich in dem düſtern Kerker ein, um meinen Tod zu erwarten und bereitete mich mit großer Ruhe vor, ihn zu empfangen, nicht als ſchreckliches Geſpenſt, ſondern als den Engel der Erlöſung, der mir die Pforten des ewigen Lebens öffne, in dem ich einſt mit der Schweſter wieder vereint zu werden hoffte. Ich wußte, daß ich nicht lange weilen würde. Meine phyſiologiſchen Studien hatten mir genaue Kenntniß von meiner Organiſation gegeben. Meine Conſtitution iſt gut, aber ſie verlangt, daß ich in einer gewiſſen Luft athme. Ich bedarf der Luft, des Lichtes, des balſamiſchen Duftes der Bäume und Pflanzen, der Bewegung im Freien, der weiten Horizonte und der Natur mit all ihrer Herrlichkeit. Da nur kann ich leben.

„Als ich mich im Dunkel eines Kerkers befand, deſſen Luft nur unvollkommen durch ein kleines Gitter erneuert wurde und in den nie ein Sonnenſtrahl drang, fühlte ich, daß ich verloren ſei und ich wußte auch, daß

dies Werk der gänzlichen Zerſetzung meines Seins ſchnell von Statten gehen werde.

„Ich könnte die Leiden dieſer faſt dreimonatlichen Gefangenſchaft faſt Stunde für Stunde, die Angſt über das Schickſal meiner Schweſter, meine Hoffnungen und meine Entmuthigungen beſchreiben, alles das ſteht mir noch lebhaft vor den Gedanken, denn ich wußte ſtets, warum und wie ich litt.

„Jetzt weiß ich nicht was ich empfinde. Mein Geiſt iſt von ſchmerzlichem Schwindel umgeben; bin ich vielleicht irrſinnig?

„Nein, ich bin es nicht, aber unglücklich bin ich, unglücklich! Und warum bin ich unglücklich? Iſt nicht Louiſe da, immer da? — Louiſe iſt nicht meine Schweſter, . . . nicht meine Schweſter. So ſpricht es unaufhörlich in mir ſeit jener ſchrecklichen Entdeckung. Die Worte ſcheinen mir keinen rechten Sinn zu haben und doch bedrücken ſie mich, rufen in mir eine Welt von verworrenen Gedanken hervor. Ich möchte aufſchreien in Verzweiflung, denn alles Glück, das ich an Louiſe geknüpft habe ſeit den Tagen, da ich ſie als kleines Kind in meinen Armen wiegte bis jetzt, iſt dahin, verſchwunden. Dann aber entſteht in mir ich weiß nicht welcher Wunſch; ich glaube glücklich zu ſein, weil ich ſagen kann: Louiſe iſt nicht meine Schweſter. Und was iſt aus der brüderlichen Liebe geworden, die mein Glück war? Sie iſt eine noch ſüßere geworden. Liebe! Liebe! Die Liebe, welche Gott geſchaffen, der er das ganze Geſchöpf anvertraut hat. Ich fühle mich überſtrömt von unermeßlicher Wonne. Dann ſchaudere ich. Unglückſeliger Prieſter, die Liebe iſt für Dich ein Verbrechen. . . . . .

. . . . . .

„Warum die Träume meiner wahnſinnigen Phantaſie verkörpern? Iſt denn etwas in meinem Leben verändert? Kann denn jene Entdeckung eine rückwirkende Kraft haben? Habe ich das Kind nicht mit reiner und heiliger Zuneigung geliebt? Habe ich, als ich die bewundernswürdige und ſeltſame Epiſode las, die Chateaubriand in die erſte Ausgabe ſeines Génie du Christianisme aufnahm, jemals Röthe auf meiner Stirn bei dem Gedanken gefühlt, daß mein Herz von den ſchmerzlichen Kämpfen Renés auch gequält werden könnte? Hat die ſo keuſche und entzückende Zärtlichkeit einen andern Charakter erhalten? Warum dieſe Unruhe? Warum vermied ich, als ich Louiſen nach meiner langen Wanderung im Gebirge wiederſah, die Hand zu drücken, die mir Louiſe bot? Warum ging von ihrem Haar, von ihrem Kleid, kurz von ihr, ein lieblicher Duft aus, der mich berauſchte? Sie ſtrich mit ihrem Taſchentuche über meine Stirn, um den Schweiß abzuwiſchen, ſie that es mit himmliſcher Anmuth und lehnte dabei den Kopf auf meine Schulter. Wie oft hat ſie in den Stunden ihrer Leiden ſo ihren Kopf an mir ruhen laſſen! Damals war ich glücklich. Und heute zuckte bei dieſer Berührung ich weiß nicht welcher Schrecken oder welche bittere Wonne durch meine Glieder. Ich ſtieß Louiſe von mir und das arme Kind ſchien dadurch überraſcht zu werden. . . . . .

. . . . . .

. . . . . „Sie iſt nicht meine Schweſter! Sie iſt nicht meine Schweſter und ich kann es mir nicht verheimlichen, es iſt eine ſchreckliche Kriſis in meinem Leben erfolgt. Sie hat mich mir enthüllt.

„Ich habe seit meiner Jugend gegen die heißen Sinne gekämpft, die nicht Schlingen Satans sind, wie die frommen Heuchler sagen, sondern die nothwendigen Folgen der Menschennatur, Folgen, welche der Urheber des Lebens einsetzte, um das Leben zu erhalten. Diese Kämpfe sind für mich weniger schmerzlich gewesen wie für viele Andere. Meine Jugend blieb rein von jeder Befleckung und ich glaubte das Recht, an den Altar zu treten, nicht zu theuer durch Aufopferung der Freuden einer erlaubten Liebe zu erkaufen.

„Seit ich Priester bin, habe ich die ganze Unklugheit des schrecklichen Cölibatsgelübdes erkannt. Mein Amt als Geheimsecretair bei dem Cardinal von Flamarens enthüllte mir vollständig die beklagenswerthen Geheimnisse des Priesterlebens; mir wurden traurige Dinge im Vertrauen mitgetheilt und schlimme Geständnisse gemacht und viele, viele ersuchten mich, für sie um Gnade zu bitten. Aber ich sah unter den Geistlichen auch Männer, deren Leben tadellos war und es war also nicht unmöglich dieses Ideal der Reinheit im Priesterthume zu erreichen. Später hat mich die Erfahrung mehr und mehr gelehrt, wie schwer dies Ideal zu verwirklichen ist, aber ich habe es nie bereut, nach diesem Ziele stets gestrebt zu haben.

„Ich begreife nicht, daß man sich durch den Sinnentrieb irre leiten lassen kann; gleichwohl habe ich unter meinen Amtsbrüdern schreckliche Beispiele kennen gelernt, die keine andere Entschuldigung hatten; mich wahrten vor solchen Verirrungen das Studium der Wissenschaft und meine Liebe zur Schwester. Ich erkannte die Möglichkeit das physische Wesen durch das intellectuelle ganz zu beseitigen und meine Schwester befriedigte in mir das Be-

dürfniß zu lieben und geliebt zu werden, das ich immer ſtark empfunden habe, es war dies die einzige mir erlaubte Liebe und ich gab mich ihr völlig hin. Dieſe Liebe war meine Stärke, mit ihr ging ich ſichern Schrittes auf dem gefährlichen Wege fort, den ich einmal betreten. Was konnte ich noch fürchten?

„Und nun bricht der ganze glücklich aufgeführte Bau in einem einzigen Augenblicke über mir zuſammen. Louiſe iſt mir unter einer andern Anſicht erſchienen. Sie wurde für mich ein Weib und ich denke daran, daß ich ein Mann bin.“

6.

Der Mann im Prieſter.

(Fortſetzung.)

„Acht Tage ſind vergangen und es gelang mir noch immer nicht, in meinen Geiſt und in mein Herz die Ruhe zurückzuführen. Ich wende alle Kraft meines Willens an, um mein ſchmerzliches Leiden vor Louiſen zu verheimlichen, aber es gelingt mir, glaube ich, nur unvollſtändig. Ich muß ihr wunderlich vorkommen und wie ſoll ſie ſich mein ſeltſames Weſen erklären? Ich konnte ſonſt keinen Augenblick ohne ſie ſein und ſuche nun alle Tage einen neuen Vorwand, ſie allein im Pfarrhauſe zu laſſen, während ich wie ein Wahnſinniger im Gebirge umherlaufe. Nach dem Eſſen, bei dem ich ſchweigſam und in mich gekehrt bin, ſchließe ich mich in

meinem Zimmer ein, um, wie ich ſage, mein Buch „über die weltliche Macht der Päpſte“ für die zweite Auflage durchzuſehen.

„Wir ſtehen in den erſten Tagen des Frühlings; die Natur iſt entzückend ſchön und das Leben kreiſet raſcher in allen Adern. Ich glaube in der Luft, in dem Lichte, in dem Dufte der Pflanzen Empfindungen zu entdecken, die mir bis dahin unbekannt waren. Mein Herz klopft bisweilen ungeſtüm und dieſes ſtürmiſche Klopfen iſt zugleich ein Schmerz und eine Wonne. Geſtern ſah ich ein Neſt in einem dichten Buſche; der Raſen dämpfte meine Tritte und ich ſchlich ſtill hinzu, um die reizende kleine geflügelte Familie zu beobachten. Ich war ſo nahe daran, daß ich meinen Athem anhielt, um die Alte nicht zu erſchrecken, die mit ausgebreiteten Flügeln über ihren Jungen ſaß, das Köpfchen hervorſtreckte und leiſe Töne von ſich gab. Sie wurden vernommen und verſtanden. Das Männchen flog herbei. Da erhob ſie ſich ein wenig und ich ſah vier oder fünf erſt kürzlich ausgebrütete Vögelchen, welche das Männchen fütterte, während das Weibchen mit den Flügeln zitterte und auch für ſich Nahrung erwartete.

„O Vorſehung! dachte ich bei mir und bebend, außer mir, jammernd ließ ich mich am Boden nieder. Mein Gott, mußte ich, um die Menſchen lehren zu dürfen Dich zu lieben, dem heiligen Zwecke entſagen, zu dem Du mich erſchaffen haſt? Sind die Freuden des Gatten und Vaters nicht heilige Freuden? Der Prieſter, ſagt man, muß rein ſein. O, ihr Läſterer, was redet Ihr? Hat Gott etwas Unreines gethan, als er die Familie ſchuf? Hat er ſich, nach Eurer ſtolzen Weis-

heit, geirrt als er ſagte: „es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei“? Sie verſtanden ihn nicht. Engel ſollen die ſein, wollen ſie, welche an den Altar treten und Meſſe leſen, aber — abgeſehen von den vielen Unglücklichen, die nicht vergeſſen konnten, daß ſie Menſchen ſind — habt Ihr Glücklichen, die Ihr Euer eigenes Prieſterthum durch die Umarmungen eines zu ſehr geliebten Weibes nicht befleckt, Euch nicht gefragt, ob Ihr in den Kämpfen gegen eine feurige Natur Euch das Zeugniß geben konntet, daß Euch Eure Siege nie die Schamröthe auf die Wangen getrieben? Ach, wenn der Geiſtliche allen Ausſchweifungen der Phantaſie, allen verzehrenden Wünſchen ausgeſetzt iſt, die ihn in die Kirche, in den Beichtſtuhl, an den Altar ſelbſt verfolgen, wenn die nicht befriedigte Leidenſchaft das Blut nach dem Herzen und dem Kopfe treibt, wenn der Prieſter ſelbſt in der Ausübung ſeines Amtes auf Verſuchungen ſeiner überreizten Sinne trifft, wenn er Abends in ſeinem einſamen Gemache eine ganze Reihe verführeriſcher Geſtalten vor ſich hinziehen ſieht, die ihm zurufen: „komm zu uns!“ — dann betet er, ich weiß es wohl, inbrünſtig zu Gott, die Verſuchung von ihm zu wenden, oft aber dienen ſeine Bemühungen, ſich von ſolchen Bildern zu befreien, nur dazu, um ſie lockender und unwiderſtehlicher zu machen. Endlich indeß überwindet er das Fleiſch; er ſiegt, aber, mein Gott! wie hat er gelitten!

„Ich weiß nicht, ob auch dieſe Kämpfe, aus denen man verwundet und zerbrochen hervorgeht, nicht Befleckungen ſind und ob man, auch wenn der Sieg gewonnen iſt, ſich für reiner halten kann als den Chriſten,

der die Freuden einer rechtmäßigen Liebe in den Armen der Frau genoß, die Gott ihm gegeben hat. Ich weiß nicht, ob der Mönch Luther, der sich in seiner Zelle gegen den Teufel der Wollust sträubte, keuscher war als der Luther als Gatte der Katharina von Bora. Ach, Gott, ich kenne diese Kämpfe nur aus den Geständnissen meiner Genossen. Du weißt, daß ich, wenn ich sie hörte, nie auf den Gedanken kam, mich für besser zu halten als sie und mit einer Tugend zu prahlen, die mir so leicht wurde.

„Bis jetzt habe ich ruhig und glücklich gelebt. Ich bin von Natur keusch und meine Sinnlichkeit ist nicht mächtig. Die unablässige Arbeit des Denkens und die Liebe zur Wissenschaft ließen der sinnlichen Erregung keinen Raum. Ich kannte indeß die menschliche Schwäche, die mächtigen Anforderungen der Natur in gewissen Naturen zu gut, als daß ich meine Brüder um eines ganz materiellen Lebens willen anklagen sollte und eben dies überlieferte sie, fast schutz- und wehrlos, den unwiderstehlichen Versuchungen des Teufels der Wollust. Ich lebte auch fast ausschließlich dem Herzen. Ich hatte alle meine Liebe auf das Kind übergetragen, das ich für meine Schwester hielt und ich schätzte mich sehr glücklich, daß ich sie so innig und so rein lieben konnte. Und nun! O Du schmerzensreiches Märtyrerthum des Priesters, der als ein Engel einzuschlummern glaubte und als Mensch, als Mann, erwacht, — ich kenne dich nun auch!“ . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . „Ich liebte das Leben des Geiſtlichen und fühlte mich für daſſelbe geboren. Ich machte mir keine Illuſionen . . Ich ſah ein, daß Reformen in der Kirche erfolgen müßten, ich erkannte namentlich die Nothwendigkeit, das Cölibat der Geiſtlichen abzuſchaffen und zu der alten Einrichtung zurückzukehren, die ſich in der morgenländiſchen Kirche erhalten hat. Es war Zeit einzuſehen, daß eine dunkele Stelle des Evangeliums falſch erklärt worden iſt, daß die Keuſchheit nur dann eine Tugend iſt, wenn ſie freiwillig geübt wird, daß man ſie für eine gewiſſe Zeit und für einen Ausnahmefall als Ideal anſehen kann, nach dem zu ſtreben ſchön iſt, das aber nicht als Geſetz aufgedrungen werden darf. Ich wußte, daß die Meiſten unſerer jungen Geiſtlichen ſich unter das Joch beugen, ohne vorher prüfen zu können, ob ſie die Kraft haben, daſſelbe zu tragen. Seitdem hatte ich Gelegenheit, die geheimen Wunden des Prieſterſtandes genauer kennen zu lernen, ich erſchrak darüber und doch ſagte ich zu Loubère bei unſerm letzten Geſpräche:

„Wenn ich den ſchrecklichen Schritt, der uns auf immer bindet, noch einmal thun ſollte, würde ich nicht ſchwanken. Der Prieſter allein hat die hohe und erhabene Aufgabe, die Völker in der Moral zu unterrichten. Die Juſtiz, dieſes Prieſterthum des bürgerlichen Lebens, wartet kalt, bis das Verbrechen geſchehen iſt; ſie hat nicht die Aufgabe, es zu verhindern. Sie ſagt zu dem Schuldigen: im Namen des Geſetzes ſtrafe ich Dich. Der Prieſter ſagt dagegen dem Menſchen: ſündige nicht, aber wenn Du ſündigeſt, bereue und im Namen Gottes vergebe ich Dir.

„Das kam mir ſchön und groß vor. Ja, ich liebte

das Leben des Geiſtlichen, der berufen iſt, die Wunden der Seele zu verbinden und ſeinen Brüdern zu ſagen: liebet Euch unter einander, es iſt das Gebot Jeſus, zu dem Schuldigen aber zu ſagen: die Geſellſchaft ſtößt Dich aus, aber der gute Hirt iſt bereit, das verirrte Schaf auf ſeine Schultern zu nehmen und vom Himmel oben ſtreckt der Vater dem verlorenen Sohne die Arme entgegen.

„Ach, warum hat aber dies Liebliche ſich für mich in Bitterkeit verwandelt? . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . „Louiſe fängt an, ihre Gedanken ſehr mit meinem neuen Benehmen gegen ſie zu beſchäftigen. Die reizende geſchwiſterliche Vertraulichkeit, die unter uns beſtand, iſt eine ſchreckliche Prüfung für mich geworden und ich fürchte, daß ſie bald über meine Kräfte hinausgehe. Die Berührung der Hand Louiſens durchzuckt mich mit Wonne und Angſt und der Morgen- und Abendkuß, den wir einander noch vor wenigen Tagen in ſo reiner Unſchuld gaben, könnte mich wahnſinnig machen, wenn ich mein armes Herz nicht feſthielte, damit es ſich nicht verrathe.

„Seit vierzehn Tagen habe ich alle moraliſchen Kriſen durchgemacht, welche das Herz und der Kopf eines Mannes ertragen können. Welche verbrecheriſchen Pläne entwarf ich! Wie nahe daran war ich, die unſinnigſten Entſchlüſſe zu faſſen! Bald wollte ich Louiſen und die Welt verlaſſen, ein Karthäuſerkloſter zwiſchen mich und das Verbrechen bringen und da an meiner Liebe ſterben; bald ſagte ich mir wieder, das unbedachte Gelübde könne

mich vor Gott nicht binden und ich wollte die angebetete Louise mit mir nehmen, fort, weit fort, und sie, da sie meine Schwester nicht ist, vor Gott zu meinem Weibe machen. Ich begann und zerriß zwanzig Briefe, in denen ich ihr sagte: Louise, Du bist nicht meine Schwester, ich habe das Recht Dich zu lieben und ich liebe Dich, wie kein Weib je geliebt worden ist. Ich begann und zerriß zwanzig andere Briefe, in denen ich ihr mittheilte, wir müßten uns trennen, weil eine unerbittliche Nothwendigkeit mir dies auferlege.

„Seltsam! diese beiden einander so entgegengesetzten Vorsätze kamen mir in dem Augenblicke, da sie sich mir vorstellten, vollständig richtig vor. Ja, es war die schwere Pflicht, die ich mir auferlegen mußte, von Louisen auf immer zu scheiden, sie hilf- und liebelos zu lassen und sie der Verzweiflung zu überliefern. Dann ging mein zerstörter Geist plötzlich von einem Schwindel zu einem andern über und gerieth in einen andern Gedankengang. Ich wollte Frankreich verlassen, Louisen zu meiner Frau nehmen, mich ganz der Liebe hingeben, mein Gelübde, mein Priesterthum mit Füßen treten, den Altar zerbrechen, an dem ich das heilige Opfer gebracht, und — das Alles erschien mir ganz richtig, als könne es gar nicht anders sein.

„Andere, vielleicht noch schmachvollere Gedanken, drängten sich in meinem Kopfe. Einmal verließ ich mein Zimmer, aber als ich an das Louisens kam, sank ich auf die Knie und benetzte die Schwelle mit meinen Thränen, mit Thränen der Verzweiflung, mit Thränen der Reue darüber, daß ich über diese geweihete Schwelle hatte schreiten und die heilige Unschuld, die unter der

Obhut Gottes und des Bruders zu ruhen glaubte, beflecken oder doch beunruhigen wollen. Dieſe Thränen reinigten mein Herz und waren eine heilſame Kriſis. Als ich in mein Zimmer zurückkam, erneuerte ich meinen Schwur unverletzlicher Keuſchheit. Ich erkannte klar, daß das zu geliebte Mädchen von meinen Schmerzen und Kämpfen nichts wiſſen dürfe. O, Gott ſchütze mich vor dem ſo gräßlichen Verbrechen, Unruhe und Verzweiflung in die Seele dieſes Engels zu bringen! Arme Louiſe! Wie würde eine ſolche Offenbarung auf ſie wirken? Liebte ſie mich vielleicht weniger? Das neue Gefühl, das ſie in meinem Herzen läſe, würde ihr Angſt und Entſetzen einflößen. Ihre Liebe hat einem andern Manne angehört; wer weiß, ob ſie ihm nicht noch immer gehört? Iſt es möglich, zu lieben aufzuhören? Ach Louiſe, meine Louiſe, Du ſollſt nie erfahren was Du mir geweſen biſt; Du ſollſt nie aufhören mich anders zu lieben als einen Bruder. Es ſei! Kann dieſe milde ruhige Liebe mich nicht auch ferner glücklich machen? Warum jenes ſchreckliche Geheimniß nicht vergeſſen und mir immer ſagen: ſie iſt meine Schweſter? Ach, mein Herz bricht doch! Gott, mein Gott, rette mich! . .

. . . . . .

. . . . . .

„Um meiner Seele den Frieden wieder zu geben, arbeite ich unabläſſig. Statt die Gegenwart derer zu fliehen, die für mich nur Schweſter ſein darf, erſuche ich ſie vielmehr, mich in meinen Nachforſchungen zu dem Hauptwerke zu unterſtützen, das ich unternehmen will, „die Philoſophie des Chriſtenthums.“ Meine Schweſter ſoll bei mir, immer bei mir ſein wie damals in Paris.

Ihr Geiſt wird den meinigen unterſtützen und ſie eignet ſich auch ſonſt vortrefflich für die Arbeit, die ich ihr übertrage.

„Meine bisherige Verſtimmung und mein Bedürfniß der Einſamkeit in der letzten Zeit erklärte ich durch Körperleiden, die ich ihr habe verheimlichen wollen. Wir haben auch unſere Spaziergänge wieder begonnen; es ſieht aus, als wäre in unſern Verhältniſſen nichts anders geworden. Für mich giebt es aber ein furchtbares, ein ſchreckliches Geſpenſt. Ich ſehe es immer zwiſchen mir und meiner Schweſter ſtehen. Louiſe ſcheint es zu ahnen. O was iſt aus dem Frieden und dem Glücke unſerer Freundſchaft geworden!? . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

„Geſtern war ich in ſchlechter und grauſamer Weiſe Egoiſt. Ich ſprach aus Eiferſucht von früher Zeit her von Verdelon. Bis dahin hatte ich vermieden, dieſen Namen zu nennen und meine Schweſter hatte ſich ohne Zweifel dieſes auch zum Geſetze gemacht. Louiſe erröthete, dann wurde ſie bleich. Sie liebt ihn noch! Warum ſollte ſie ihn nicht mehr lieben? Kann man die Liebe aus dem Herzen reißen, ohne daß Narben bleiben, die von Zeit zu Zeit immer bluten?

„Ich ging dann aus, um einen Kranken zu beſuchen! Als ich zurückkam, waren die Augen Louiſens roth. Sie hatte während meiner Abweſenheit geweint. Warum mußte ich Erinnerungen wecken, die ihr ſchmerzlich ſind? Ach, das Weſen zu betrüben, das man einzig liebt und dann nicht um Vergebung bitten dürfen! Leider iſt zwiſchen Louiſe und mir keine innige Herzensergießung mehr

möglich. Ein Bruder konnte die Wunden dieſes Herzens unterſuchen, ohne ſie zu reizen, ich . . . bin nicht ihr Bruder!!"

7.

Das Concil von Limoux.

Es war in den letzten Tagen des Aprils 1862. Das Provinzial-Concil der Gascogne ſollte in Limoux abgehalten werden. Julio war, als dem Erzbiſchof von T. unterthänig, von dieſem Concil zu richten. Eine lange Epiſtel, die von Freunden der „Katholiſchen Welt" ausging, kam an den Biſchof von . . ., den man als eifrigen Ultramontanen und perſönlichen Gegner Julios kannte. Dies Mal ſchien es faſt ſicher zu ſein, daß die lange anhaltende kluge Zögerung des Erzbiſchofs von T. nicht mehr angebracht ſei und daß eine feierliche Verurtheilung des elenden Geiſtlichen, der fortwährend gegen alle geſunden römiſchen Lehren ſchrieb, endlich zum Schweigen bringen werde.

Das Concil wurde am 5. Mai 1862 durch eine öffentliche Prozeſſion begonnen, die aus der Kathedrale kam und einen langen Umzug durch die Hauptſtraßen der Stadt hielt. Nach dem Kreuze und den Fahnen kamen die Brüder der chriſtlichen Schulen, die Zöglinge des kleinen und die des großen Seminars, die Miſſionsgeiſtlichen, die Mönche der verſchiedenen religiöſen Orden der Provinz, die Pfarrer der Stadt, die Kapi-

telherrn, die Theologen von Pamiers, von Carcaſſonne u. ſ. w., die Suffraganbiſchöfe des Erzbisthums von T. mit Biſchofsſtab und Mütze und endlich der Prälat, welcher den Vorſitz im Concil führte.

Der Erzbiſchof von T. hielt eine Rede vor Allem was die Stadt Limoux und die kleinen Städte umher an ſchöner Welt beſaßen. Für die Behörden reſervirte Plätze, eine Tribüne, auf welche alle Schönen dieſer ſüdlichen Provinz ſeidene Kleider und mächtige Crinolinen zur Schau trugen, gaben der Verſammlung jenes halb weltliche halb kirchliche Ausſehen, welches den Katholicismus des 19. Jahrhunderts charakteriſirt. Der Präfect des Departements konnte ein Proteſtant oder ein Jude, der Diviſionscommandant ein Freigeiſt, der Gerichtspräſident ein Anhänger Proudhons oder Renans ſein, ſie hatten ihren beſtimmten Platz als hohe Beamte, in einer Verſammlung, in welcher jeder für einen Ketzer erklärt worden ſein würde, der nicht an die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau glaubte.

Und wer waren die ernſthaften Katholiken dieſer zahlreichen Verſammlung?

Die Geiſtlichkeit unbeſtritten, dann die Kirchendiener, Sacriſtane, Thürſteher, Vorſänger, Organiſten wahrſcheinlich.

Die Kirchenvorſteher.

Einige Weiber.

Einige alte Männer.

Alles Uebrige waren neugierige, gleichgiltige, ungläubige, oder gebildete Leute, die ſich aus Schicklichkeitsgefühlen der äußern Pantomime der Gläubigen anſchloſſen.

Der Präsident des Concils erging sich sodann in der lange Rede über das glücklich gewählte Thema, die Erneuerung der Welt durch das Concil von Limoux. Nichts wurde darin vergessen, weder der unsterbliche Pius IX. und sein wunderbares Pontificat, noch die Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß, noch die Schmerzen und Thränen des so schändlich geprüften Papstes, noch die Verwünschungen gegen die Revolution, welche von der Hölle ausgespieen worden, nach die künftigen Siege des Papstthums durch die Macht der Jungfrau, die allein in der Welt alle Ketzer vertilgt.

Am zweiten Tage wurden in einer besondern Sitzung die Arbeiten des Concils angezeigt. Der Herr Promotor vereidete die ehrwürdigen Kapitelsherrn, die Theologen und Kenner des canonischen Rechts, die dem Concil beiwohnten, Schweigen über Alles das zu bewahren, was von den Bischöfen gesprochen werden und was der Achtung schaden könnte, die der Versammlung und der Ehre der Personen gebühre.

Man ernannte die Präsidenten, Vicepräsidenten, Secretaire und Theologen der verschiedenen Congregationen. Man bestimmte die Sitzungen, in denen die Decrete verlesen werden sollten, so wie die Generalversammlungen, in denen die Discussionen stattfinden sollten.

Nach Beendigung der Präliminarien begannen die eigentlichen Arbeiten des Concils und wurden fleißig fortgesetzt. Am 10. Mai, um 4 Uhr Nachmittags, unter dem Vorsitze des hochwürdigsten Metropolitan-Erzbischofs, fand die sechste allgemeine Versammlung statt, welcher alle Bischöfe, Abgeordnete des Kapitels und alle Theologen beiwohnten. Nachdem der Vorsitzende das Ge-

bet gesprochen hatte, wurde das Protokoll der letzten allgemeinen Versammlung von einem der Notare des Concils vorgelesen, so dann zwei Decrete, welche Billigung fanden. Eines derselben verbot die schlechten Zeitungen, von denen drei namentlich genannte überführt waren, daß sie die Nothwendigkeit der weltlichen Macht des Papstes geläugnet, die italienische Revolution begünstigt, das andere untersagte die Rundtänze wie Polka, Mazurka, u. s. w., weil sie sündhafte Gedanken wecken könnten. Man war allgemein der Ansicht, daß die ganze Gottlosigkeit unserer traurigen Zeit von diesen unseligen Tänzen herkomme, die der Teufel selbst erfunden habe.

Darauf erbat sich der Bischof M...., Vorsitzender der Congregation de Fide das Wort, erhielt dasselbe und sprach also:

„Hochwürdige und ehrwürdige Väter, lieben Brüder, ich gebe meine volle und ganze Zustimmung zu den Decreten, welche eben verkündigt worden sind zur Ausrottung zweier großer Geißeln unseres Jahrhunderts, der Zeitungen und der Tänze. Sie geben dadurch einen Beweis von der tiefen Kenntniß der Wunden, welche an der modernen Gesellschaft fressen und das Gefährliche ihrer sogenannten Civilisation verrathen. Ich wage es aber auszusprechen, daß es ein noch größeres Uebel giebt, ein Uebel ganz in unserer Nähe, ein Uebel, das eine wenn nicht schuldige doch unglückliche Nachsicht in unsern südlichen Gegenden duldet, welche sich durch ihren eifrigen orthodoxen Glauben auszeichnen, ich meine — die Ketzerei. (Große Sensation).

„Ein neuer Arnaud de Bresse verwüstet gleich einem räuberischen Wolfe den Süden und sucht die Seelen durch verpestete Lehren zu verderben (Mehrere Stimmen:

Fluch dem Ketzer!) Dieſer Zerſtörer des Glaubens, dieſer Feind der Kirche und des heiligen Stuhles, gegen den er ſeit mehreren Jahren unabläſſig Läſterungen ſchleudert, iſt ein Geiſtlicher des Sprengels von T. mit dem verabſcheuten Namen Julio von Clavière und Nichts kann beſcheidener ſein als ſeine Haltung, nichts milder als ſeine Sprache, nichts ſcheinbarer den wirklichen Intereſſen der Kirche mehr ergeben. Durch dieſe ſchönen Außenſeiten von Tugend, Edelmuth, Frömmigkeit und Hingebung, in Worten, an den heiligen Stuhl, an den unſterblichen Pius IX., für den er eine ganz beſondere Verehrung zur Schau trägt, täuſcht er die Redlichen, überrumpelt er die Schwachen, führt er Diejenigen irre, welche die wirklichen Bedürfniſſe der Kirche nicht kennen. (Mehrere Stimmen: Fluch! Und nochmals Fluch! das Concil muß ſich gegen ihn ausſprechen.)

„Namentlich durch ſeine Schriften, die voll Gift ſind, verbreitet er den Irrthum. Schon das erſte Mal, als ehrloſer Fälſcher, verdrehete er die Worte eines ſterbenden Greiſes, um ſie zu Worten eines Neuerers, eines angeblichen Reformators in der Kirche, eines ſtolzen Tadlers des ſo weiſen und bewunderungswürdigen Verhaltens des verehrten Oberhauptes der Kirche zu machen, deſſen Ruhm alle Jahrhunderte feiern werden. Wir wiſſen, daß dieſe gehäſſige Entweihung eines ſo achtungswürdigen Namens leider Glück in T. gemacht hat; daß gottloſe Menſchen, die dem Glauben feindſeligen Geſellſchaften angehören, öffentlich den Urheber jenes unwürdigen Betrugs gelobt, und ihm den Ruf eines bedeutenden Schriftſtellers gemacht haben. (Stimmen: Man ſpreche den Fluch über ihn aus!)

„Noch nicht genug! Er hat die Kanzel der Wahrheit entweiht dadurch, daß er auf ihr dieſelben Irrthümer predigte zum großen Aergerniß ſeiner Ohren und der Beifall der Feinde der Kirche ermuthigte ihn auf dieſem verderblichen Wege.

„Sein Benehmen in den Staaten des Papſtes war ein ſo verbrecheriſches, daß es bis zur Kühnheit ging, nach dem Beiſpiel der Feinde der heiligen Orden, ein Gitter zu zerbrechen, — eine Schandthat, welche die heilige Inquiſition verfolgte, aber in ſolcher Nachſicht gegen den Schuldigen, daß es ihm leicht wurde, einer Strafe ſich zu entziehen, welche er in Demuth über ſich genommen haben würde, wenn noch eine Spur von Glauben in ihm wäre. Und ſeit er in den täglichen Flugblättern geſchrieben, welche man Zeitungen nennt, hat er vor aller Welt eine Peſtkanzel errichtet, von welcher er alle Irrlehren predigte, die durch die Breven und Allocutionen der Päpſte Gregor XVI. und Pius IX. verdammt worden ſind.

„Endlich hat er den Stempel auf ſeine Verbrechen durch die Herausgabe, nicht mehr fliegender Blätter wie ſeine Zeitſchrift, ſondern eines Buches gedrückt, in welchem er eine lügneriſche Gelehrſamkeit zuſammenbrachte, um nachzuweiſen, Chriſtus, die Apoſtel, die erſten Väter der Kirche hätten nicht den Willen gehabt, daß das katholiſche Pontificat durch ein irdiſches Königthum geſchützt werde, wobei er aber die Conſtitutionen der Päpſte vergaß, in denen erklärt iſt, der Papſt trage die beiden Schwerter, und jede Gewalt ſei Chriſtus gegeben, folglich auch ſeinem Stellvertreter, im Himmel und auf Erden. (Mehrere Stimmen: Fluch dem Ketzer!)

„Ja, hochwürdige und hochwürdigſte Väter und lie-

den Brüder, es sei verflucht der Geistliche, welcher sein Priesteramt dadurch befleckte, daß er eine unwürdige Verleumdung gegen einen Erzbischof und Kirchenfürsten ersann!

„Es sei der Geistliche verflucht, welcher auf der Kanzel der Wahrheit ärgerliche Lehren aussprach!

„Es sei der Geistliche verflucht, welcher den heiligen Klosterfrieden verletzte, welcher durch die Concilien und die Constitutionen der Päpste geschützt ist!

„Es sei der Geistliche verflucht, der die Seelen durch die verpesteten Lehren des modernen Journals verführte!

„Er sei verflucht mit Dathan und Abyron, mit dem Schänder der Bundeslade, mit dem Verräther Judas und mit allen Ketzern, über welche die Kirche den Fluch ausgesprochen hat.

„Verflucht sei der, welcher die weltliche Macht der Bischöfe von Rom antastet, ohne welche ihre geistliche Macht nicht frei ist!

„Verflucht sei der, welcher den Papst und das katholische Episcopat belehren und besser wissen will als wir, was der Kirche ziemt und frommt!

„Verflucht sei der Hochmüthige, der Ketzer, der Heiligthumsschänder, der Neuerer, der Verfertiger von Skandalschriften!

„Verflucht sei, wer die Lehren Julios billiget, welcher jetzt noch Pfarrer in Melles im Sprengel T. ist!"

Er trat darauf in die Mitte des Saales, nahm die heilige Schrift und sprach:

„Man richte zwischen Christus und Julio, der ihn geschändet hat! Ich trenne mich von Julio, ich fluche ihm und halte mich an Christus! (In dem ganzen Saale

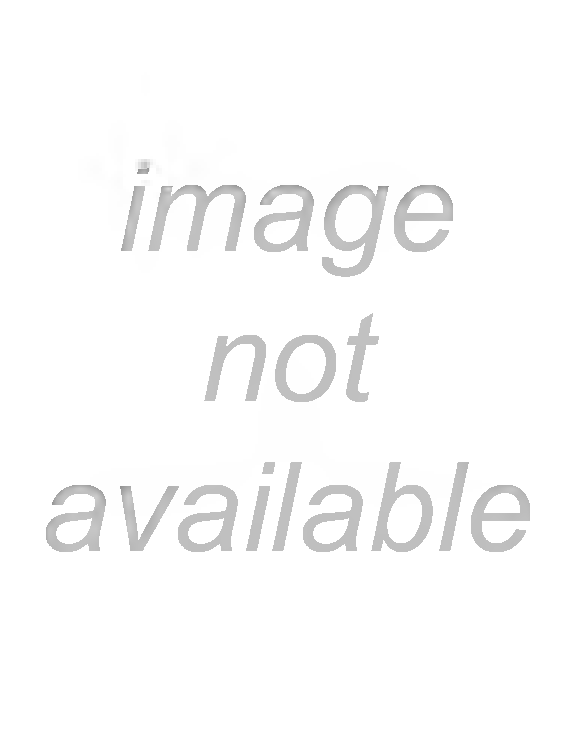


image
not
available

„Wie begründet alſo auch Ihr Unwille gegen die Schriften ſein mag, deren Bösartigkeit uns der hochwürdigſte Vater, der Vorſitzende der Geſellſchaft de fede, auseinandergeſetzt, ſo glaube ich doch, daß es der Achtung, welche wir Rom ſchuldig ſind, mehr entſpricht, wenn wir es der Congregation des Index überlaſſen, dieſe Irrthümer der katholiſchen Welt zu bezeichnen. Die Verurtheilung wird dann eindringlicher ſein. Auf der andern Seite dürfte ein ſolches Verhalten von unſerer Seite auch von der Klugheit mehr geboten ſein. Rom iſt die Milde ſelbſt; wenn es verurtheilt, erleichtert es dem, der abſichtlich irrte oder zu Irrthum verleitet wurde, in aller Weiſe die Rückkehr auf den Weg der Wahrheit. Es begnügt ſich mit einer Erklärung der Zuſtimmung zu ſeinen Decreten. Es treibt in dieſer Weiſe diejenigen nicht zur Verſtocktheit, welche ſich vielleicht in gutem Glauben irrten.

„Der Abbé Julio kann zu den Träumern und Utopiern gerechnet werden, welche das Gute ſuchen und in gefährliche Uebertreibungen verfallen. Er iſt ein Geiſtlicher von ſanftem Weſen und reinen Sitten und hat niemals irgendwie Hartnäckigkeit und Verſtocktheit gezeigt. Nach der Veröffentlichung des Teſtamentes des Cardinals, meines Vorgängers, gab er mir eine Erklärung völliger Unterwerfung, eine Erklärung, die ich Ihrem wohlbekannten Billigkeits- und Nachſichtigkeitsſinne vorgelegt haben würde, wenn ich nicht hätte fürchten müſſen, daß man eine Sache zu öffentlich mache, welche meiner Meinung nach, da ſie ja mich ſelbſt betrifft, am beſten im Stillen abzuthun war. (Einige Stimmen: Sehr gut! Sehr gut!)

„Ich ſehe, hochwürdigſte Väter und lieben Brüder, daß meine Worte die Sache deutlich genug erläutern, ſo daß ich alſo nicht nöthig habe, mich ausführlicher darüber auszulaſſen. Auf eine Rückſicht nur muß ich Sie aufmerkſam machen und Sie werden die hohe Bedeutung derſelben anerkennen: in unſerer Zeit, bei der Stimmung der Geiſter, jeden Zügel zu zerreißen, jeder Zucht ſich zu entziehen, müſſen wir es mit der äußerſten Sorgfalt zu vermeiden ſuchen, manche heißblutige Naturen der Gefahr auszuſetzen, die Fahne der Empörung gegen die Kirche zu erheben. Wir dürfen die Lehren der Geſchichte nicht unbeachtet laſſen. Männer, welche der heiligen Sache gedient hatten, aber durch Maßregeln übertriebener Strenge gereizt wurden, gaben das traurige Beiſpiel eines Aufſehen erregenden Bruches mit der Kirche. Dieſelben Männer würden ruhig im Schoße derſelben geſtorben ſein, wenn man ſie vom Anfange her minder herb behandelt hätte.

„Ich trage demnach darauf an, daß dem Fluchdecrete gegen den Abbé Julio keine Folge gegeben werde. Dagegen möge das Concil den Wunſch ausſprechen, daß die heilige Congregation des Index über die Irrthümer ſich erkläre, deren man den Schriftſteller beſchuldiget.“

Man erkennt ſogleich die Gewandtheit dieſer Rede; der Erzbiſchof bewahrte Julio vor den Blitzen des Concils dadurch, daß er ihn vor das Tribunal des Index verwies. Er verwies zugleich den übereifrigen Biſchof von . . . an die ihm gebührende Stelle und gab allen eine gute Lehre nützlicher Mäßigung in einem Lande, wo man mit erſchreckender Leichtigkeit zu dem barbariſchen Syſteme religiöſer Verfolgungen zurückkehrte. Ueberdies

hielt er zugleich das Wort, das er dem schrecklichen Loubère gegeben, welchen er nicht vergessen konnte. In seinen schlimmen Nächten erschien ihm immer der Priester Loubère, der nun Schriftsetzer geworden war, in einer Arbeitsblouse, mit dem Pistol in der Hand und rief ihm zu: „Du bist des Todes, wenn Du Julio antastest.“

Die Anträge des Erzbischofs von T. wurden von der Mehrheit an- und in das Protokoll aufgenommen. Da sonst nichts auf der Tagesordnung der Versammlung stand, welche die stürmischeste des Concils war, so sprach der Vorsitzende das herkömmliche Gebet und hob die Sitzung auf.

8.

O Schmerz!

„Die Auflehnung meines Herzens und meiner Sinne ist besänftiget, aber um welchen Preis. Während ich mich meinen Kämpfen gegen eine Gefahr hingab, die etwas Ruhe und Ueberlegung auf ihren wirklichen Werth zurückführen konnten, sah ich nicht, daß vor meinen Füßen ein Grab sich öffnete, um mein Glück, mein Leben, meine Liebe, meine Louise, meine Schwester zu verschlingen. Sie ist jetzt nur Schwester für mich, nichts als eine Schwester. Wie war es möglich, daß das Murren auf meine Lippen trat, daß ich in einen schauerlichen Wahnsinn verfiel, in dem ich mich gegen Gott darüber zu beklagen wagte, daß er mir meinen Antheil

von Glück auf dieſer Erde nicht gegeben? Louiſe war da, bei mir, und ich fühlte mich nicht glücklich? Mein Gott, verzeihe mir und ſtrafe mich nicht. Du kannſt den Tod von dem Bette des armen Kindes entfernen. Du kannſt die Hand Louiſens ergreifen, wie die Hand der Tochter Jairus und zu ihr ſagen: ſtehe auf. Aber bin ich einer ſolchen Gnade werth? Habe ich nicht das ſchöne Schickſal verwünſcht, das Du mir gegeben? Gott verzeihe mir und ich will ſagen wie Chriſtus auf Gethſemane: Vater, iſt es möglich, ſo nimm dieſen Kelch von mir!"

„Der trockene Huſten, das ſchreckliche Zeichen eines Leidens, das nie weicht und das in den erſten Tagen unſeres Aufenthaltes hier die Bruſt Louiſens verlaſſen zu haben ſchien, hat ſich wieder eingefunden. Ich ſah die ſchreckliche Wirklichkeit nicht, da ich ſeit drei Wochen ſtets abweſend von dem Pfarrhauſe war und gegen meine trüben Phantaſien ankämpfte. Geſtern erſt, als ich mit meiner Schweſter bei der Arbeit ſaß, die unſere Rettung ſein ſollte, kam ein heftiger Huſtenanfall. Louiſe hielt ihr Taſchentuch vor den Mund und als ſie es hinwegnahm, war es voll von Blut. Ich ſah ſie an; ihre großen Augen hatten einen ungewöhnlichen Glanz, ihre Wangen waren bleich und nur auf den Backenknochen brannte Röthe. Ich faßte ihre Hand. Sie war heiß.

„Du haſt Fieber", ſagte ich.

„Heute hatte ich es noch nicht."

„Aber in der Nacht?"

„Ja, ſeit vierzehn Tagen; aber es iſt wohl nur ganz leicht."

„Warum haſt Du mir es nicht geſagt? Du biſt krank, Louiſe, und verheimlicheſt es mir.“

„Wußteſt Du es nicht?“

„Wie konnte ich es wiſſen, Kind?“

„Du ſahſt ſo traurig, ſo unglücklich aus; Deine Augen ruheten in ſo eigenthümlicher Weiſe auf mir. Wenn ich in Deine Nähe kam, wenn ich Deine Hand nahm, um ſie auf mein armes Herz zu legen, das manchmal in der Bruſt ſchlägt als wolle es ſie zertrümmern, wendeteſt Du Dich haſtig von mir ab und ich dachte bei mir: der arme Bruder will dir die Thränen verbergen. Ich las mein Todesurtheil in Deinen verſtörten Zügen. Ja, Julio, ich ſehe es wohl, ich muß ſterben, nicht wahr?“

„Und Louiſe ſank weinend in meine Arme und ich — weinte mit ihr.

„Nein, meine Louiſe, Du wirſt nicht ſterben! Du biſt meine liebe Schweſter, Gott nimmt Dich dem Bruder nicht.“

„Dieſes traurige Geſpräch erſchöpfte die Kräfte Louiſens und ich mußte ſie in ihr Zimmer geleiten. Da, allein mit ihr, kniete ich an ihrem Bette nieder, hielt ihre Hand in der meinigen und ſuchte die Arme zu beruhigen. Ich betheuerte der Wahrheit gemäß, daß meine Verſtimmung ganz andere Veranlaſſung gehabt habe als ihre Krankheit. Es iſt mir ergangen, ſagte ich, wie es oft denen ergeht, welche ſich mit einer geiſtigen Arbeit beſchäftigen, bei der ſie alle ihre Kräfte anſpannen müſſen. Mein Buch „von der weltlichen Macht der Päpſte“ iſt für mich von der höchſten Wichtigkeit. Polemiſche Artikel in einer Zeitung zu ſchreiben oder ſie in ein Buch

überzutragen, iſt bisweilen keine leichte Sache. Man kann ſcheitern. Nach Beendigung des Buches iſt mir, wie dem Schriftſteller nicht ſelten geſchieht, eine körperlich und geiſtige Abſpannung geblieben, der ich kaum zu widerſtehen vermochte. Ich bekämpfte ſie durch ſtarke körperliche Bewegung. Daher meine häufige Abweſenheit."

„Warum ſagteſt Du mir das nicht?" antwortete Louiſe. „Warum litteſt Du allein? Wenn ich Dich nicht ſo gut kennte, würde ich geglaubt haben, Du liebteſt mich nicht mehr wie ſonſt."

„Louiſe ſah mich mit einem Lächeln an, wie wohl die Engel lächeln mögen.

„Aber ich zweifelte nicht an Dir, lieber Bruder", ſetzte ſie hinzu, „ich war nur ängſtlich . . Ich verſtand Dich nicht mehr. . . . . .

. . . . . .

„Ich ließ den Doctor D. rufen, aber er ſagte mir nichts Neues. Ich wußte ſelbſt, daß Louiſe verloren ſei und daß nichts ſie mehr retten könne. Aber das Todesurtheil, das der Arzt ausſpricht, iſt doch etwas Schreckliches . . Tief im Herzen bleibt immer noch eine Hoffnung, ſo lange nicht die kalte und unerbittliche Wiſſenſchaft ſagt: in vier, in zwei Wochen wird dieſes Leben zu Ende ſein, das dein Leben iſt. Dies ſagte mir heute der Arzt. Und ich ſank nicht zuſammen wie vom Blitze getroffen! Ich hatte den Muth, in das Zimmer Louiſens zu gehen und ſie lächelnd anzuſehen! . . Ja, ich ſah ſie lächelnd an. Ich war ſcheinbar ruhig und zufrieden. So ſchrecklich der Arzt gegen mich geweſen war, ſo mild und tröſtlich ſprach er zu meiner

Schweſter. Die Kenntniß der Gefahr, in welcher ſie ſich befindet, würde für Fräulein von La Clavière ſehr nachtheilig ſein", ſagte er zu mir. „Nicht nur ihre Bruſt iſt angegriffen, ſie hat auch ein Herzleiden, das alle Berechnungen der Wiſſenſchaft täuſchen kann. Eine ſchmerzliche Gemüthsbewegung könnte ſie auf der Stelle tödten. Wahrſcheinlich hat das Fräulein, Ihre Schweſter, überdies auch von Seiten des Gemüths gelitten. Ich glaube ſie beruhigt zu haben und wenn ſie nur bruſtkrank wäre, würde ich das Beſte hoffen. Aber die Herzkrankheiten haben etwas Grauenhaftes, Geheimnißvolles; ſie geben dem Kranken ein gewiſſes Hellſehen, das ſchwer zu täuſchen iſt und ihre Nervenreizbarkeit iſt ſo groß, daß jeder Eindruck eine Gefahr wird. Beherrſchen Sie ja jeden Ihrer Blicke und Ihr ganzes Benehmen. Sie müſſen als Mann und als Geiſtlicher Muth zeigen vor Leiden und Tod. Bedenken Sie, daß eine Unvorſichtigkeit von Ihrer Seite Ihre Schweſter tödten könnte."

„Ich hörte den Mann der Wiſſenſchaft unbeweglich an; mein Blut erſtarrte in den Adern, aber ich ſah auch ein, daß ich durch meinen Muth das Leben Louiſens verlängern könnte. Ich drückte dem Doctor die Hand und verſprach ihm zu gehorchen. Deshalb lächelte ich, deshalb ſah ich zufrieden aus, als ich in das Zimmer der Schweſter trat. Ach, wie forſchte ihr Blick auf meinem Ausdruck! Ich täuſchte ſie. Ihr Geſicht wurde ruhiger, heiterer. Wir ſcherzten über ihre Beſorgniſſe. Sie meinte, ich wäre über den Unfall früh auch erſchrocken. Aber der Doctor hatte ihn ja ſo gut erklärt! Und — im April iſt das Wetter ſo unbeſtändig, ſind

die Morgen und Abende so kühl und feucht! Der schöne Mai wird mich gesund machen, nicht wahr, Julio? Ach wie schöne Blumen wollen wir im Gebirge suchen! Du darfst gewiß nicht mehr ohne mich gehen. Und wie prächtige Herbarien werden wir anlegen für die, welche zu Grunde gegangen sind, während Du in der Welt herumzogest wie ein irrender Ritter, um die Schwester zu suchen und zu befreien, die von Rittern von vielem Tadel entführt worden, obwohl sie sich von ihrem Stifter Ignaz „Ritter der heiligen Jungfrau" nennen. Ja, ja, der Mai macht mich gesund!"

„Gewiß, mein Engel, er macht Dich gesund."

„Und eine innere Stimme sagte mir: im Mai muß sie sterben, damit du die Blumen, welche du pflückst, auf ihr Grab pflanzen kannst."

„Während diese schauerliche Stimme in mir klang wie Grabgeläute, lächelte ich noch immer meiner Schwester zu und scherzte mit ihr.

„Mein Gott, wenn verbrecherische Gedanken mein Herz befleckt haben, werden sie durch diese Folterqual abgebüßt? . . . . . .

. . . . . .

„Louise kann ihr Zimmer nicht mehr verlassen. Die Krankheit macht reißend schnelle Fortschritte. Das heftige Herzklopfen verläßt sie nicht mehr. Die Feierlichkeiten der heiligen Woche und des Osterfestes haben mich genöthigt, häufig fern von der Schwester zu sein. Jesus, ich ging gleich Dir den Calvarienberg hinan und ich vergoß auch Thränen, die der heilige Augustin Herzblut nennt. Die traurigen Klagelieder der Propheten, die verschleierten Bilder, die erloschenen Kerzen, die ganze Trauer der Kirche

— nie habe ich dieſe erhabene Poeſie ſo empfunden wie dies Mal. Die Siegesgeſänge, das Hallelujah tönten von meinen Lippen, aber in meinem Herzen blieb der Tod und der Schatten. Immer hörte ich den Klageruf: „Gott, mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen. Meine Seele iſt zum Tode betrübt.“

. . . . . .

„Louiſe wollte ihre Oſtern halten. Als ſie dies gegen mich erwähnte, ſah ich wohl, daß ſie genau auf den Eindruck merkte, den es auf mich machen würde. Ich machte eine Miene, als fände ich ihren Wunſch ſehr natürlich.

„Du weißt aber,“ ſagte ich, „daß für die Kranken die Oſterzeit verlängert werden kann.“

„Nein, nein,“ antwortete ſie, „nicht warten! Wenn ich erſt ausgehen kann, gehe ich in die Kirche und danke Gott, der hierher zu mir kam.“

„Der arme Engel! Mit welchem Glauben nahm ſie das heilige Liebesmahl! Aber mein Gott, wie unſäglich litt ich dabei! . . . . . .

. . . . . .

1. Mai.

„Wenn dieſer Monat abgelaufen, wird meine Schweſter nicht mehr ſein. Der Arzt ſagte es mir und ich ſehe es ſelbſt recht wohl, daß er ſich nicht irrt. Wie viele wird mir Gott von dieſen einunddreißig Tagen noch gewähren?

. . . . . .

. . . . . .

„Ich begreife den Eindruck nicht mehr, welchen die Entdeckung auf mich machte, daß Louiſe nicht meine Schweſter ſei. Sie kam auch nur, weil ſie mich ſo ohne

alle Vorbereitung überraſchte, jetzt, nachdem die erſte Beſtürzung vorüber iſt, finde ich in meinem Leben nichts verändert. Ich war nicht bei Sinnen. Ich war nicht ich ſelbſt und kann mir dieſe Verirrung nicht mehr erklären. Ach, wenn Gott mir Louiſe erhielte, wie glücklich würde ich mich ſchätzen, noch immer nur ihr Bruder zu ſein, nichts weiter. Vor ihrem reinen Auge könnte kein ſchuldiger Gedanke in mir aufkommen. Wie Alles in meinem Leben nach jener ſchrecklichen Entdeckung mir düſter erſchien, ſo würde mir jetzt Alles Licht und Glück ſein. Was giebt es Höheres als die Glückſeligkeit, mit Louiſen zu leben, ſie alle Tage zu ſehen, meine Gedanken gegen die ihrigen auszutauſchen und mich mit ihr an dem Doppelleben von Geiſt und Herz zu berauſchen? Und dieſe Glückſeligkeit wies mein Herz in einer Anwandlung von Wahnſinn von ſich! Dieſes Glück, das es jetzt über alle Freuden der Welt erhebt, es wird ihm genommen werden!.. Louiſe muß ſterben!

. . . . . .

„Heute ſcheint es Louiſen um vieles beſſer zu gehen. Das Herzklopfen hat ſich beruhiget und iſt regelmäßig geworden. Es treten in den Krankheiten bisweilen Stillſtände ein. Louiſe lebt vielleicht über die ihr geſteckte Grenze hinaus. Warum ſollte ich nicht hoffen?

„Ich ſprach mit dem Arzt über dieſe meine Hoffnung.

„Wollen Sie die Wahrheit wiſſen?" fragte er mich. — „Ja," antwortete ich. — „Es handelt ſich bei ihr nicht mehr um Wochen, ſondern nur um Tage. Ich fürchte eine Kriſis und wenn ſie eintritt, handelt es ſich nur um Stunden. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

„Bis jetzt hatte ich geglaubt, daß wir, der Arzt und ich, Louiſen über ihre Gefahr hätten täuſchen können. Sie ſah ſo ruhig aus! Ohne daß ſie Pläne für die Zukunft machte, wie es die Schwindſüchtigen meiſt thun, ſprach ſie doch, als ob die Zukunft für ſie nicht blos aus einigen Tagen beſtehe. Aber, wie irrte ich mich! Louiſe hat ſich keinen Augenblick Illuſionen gemacht. Dieſen Morgen fand ich ſie noch beſſer wie den Tag vorher; die Nacht war gut geweſen; ſie hatte einige Stunden ruhig geſchlafen. Es kam mir wiederum vor als täuſche ſich die Wiſſenſchaft und als könne die Schweſter leben. Louiſe las dieſe meine Gedanken mir im Geſicht.

„Du glaubſt, es gehe mir beſſer, nicht wahr, lieber Julio?"

„Ja, liebe Louiſe, viel, viel beſſer."

„Es iſt eine Pauſe des Leidens, nur eine Pauſe, Julio. Hoffe nicht, wo nichts mehr zu hoffen iſt. Da, im Herzen kommt der Schmerz eben wieder."

„Was ſagſt Du?"

„Ich ſage dir, Julio," antwortete Louiſe mit leiſer Stimme und ſie ließ ihre Augen, die bei der Abmagerung ihres Geſichts größer geworden zu ſein ſchienen und denen das Leiden einen unheimlichen Glanz gab, „ich ſage Dir, wir dürfen uns in den wenigen Tagen nicht mehr zu täuſchen ſuchen, die wir noch beiſammen zu ſein haben. Ich ſage Dir, Du mußt als Geiſtlicher den Muth haben, mich zum Sterben vorzubereiten. Keine Verſtellung mehr zwiſchen uns, denn ſie iſt ein Leiden mehr für uns. Ach, mein Julio, ich ſcheide ungern vom Leben, vom Licht, von den Blumen, von unſern Thälern, von unſern Bergen,

von der freundlichen Natur, deren Schönheiten Du mich kennen gelehrt haſt, aber was bedeutet das alles, da ich auch Dich verlaſſen muß? Wer weiß, welche Prüfungen Du noch zu beſtehen haben wirſt. Dein Buch, das ich mit ſo großer Bewunderung geleſen habe, das Buch voll der heiligen Lehren des Evangeliums, in dem Du die geheiligten Rechte der Wahrheit mit der Achtung zu vereinigen wußteſt, die man den letzten Illuſionen eines unglücklichen armen Mannes ſchuldig iſt, — es wird für Dich, ich fürchte es, die Urſache neuer Verfolgungen ſein. Und ich werde nicht mehr leben, um deine Leiden zu theilen und ſie ſo zu mildern."

„Louiſe mußte ſich mehrmals unterbrechen, ihre Augen glühten mehr und mehr in Fieberhitze; ihr Herz klopfte ungeſtüm.

„Weine nicht, Julio," ſagte ſie dann, indem ſie ihren Arm um meinen Nacken ſchlang. „Ich glaube, daß die Seele, wenn ſie ſich von dem Leibe getrennt hat, zu denen zurückkehrt, die ſie liebte. Sie wird bei Dir ſein, mein Julio, immer bei Dir, denn ich liebe ja nur Dich. Und nun ſei Geiſtlicher bei Deiner Schweſter; es iſt die höchſte Zeit."

„Ich verſtand ſie . . . .

„Sie empfing aus meinen zitternden Händen das Sacrament der Sterbenden und ich fand in mir die Kraft, zu der Seele ſagen zu können, die ich ſo ſehr geliebt: „Du chriſtliche Seele, ſcheide aus dieſer Welt!"

. . . . . .

„Nach dieſer Ceremonie hatte Louiſe einen Augenblick vollſtändige Ruhe.

„Ich fühle mich wohl," ſagte ſie zu mir, „ſehr wohl.

Laß mich noch etwas mit Dir ſprechen; es greift mich nicht an. Wir wollen den Tod mit einander erwarten; er trennt uns nur auf kurze Zeit, auf ſehr kurze Zeit, glaube ich. Du haſt viel gelitten, Bruder, Du wirſt noch mehr leiden und die Seelenleiden tödten, ich weiß es. Nein, nein, mein lieber Bruder, wir werden nicht lange getrennt ſein. . . . . .

. . . . . .

„Die Nacht war ſchrecklich.

„— Dieſer Todeskampf iſt ſehr ſchmerzensreich für uns Beide, aber wir brauchen unſere Angſt und unſern Schmerz doch nicht vor einander zu verbergen," ſagte Louiſe mit bebender Stimme zu mir. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

„17. Mai.

„Höre mir zu," ſagte Louiſe, nachdem ſie zwei Stunden faſt ganz ruhig geſchlafen hatte. „Ich will mit Dir von — ihm ſprechen, weißt Du? von ihm, deſſen Namen ich nie genannt habe. Er hat mir viel Kummer und Schmerz bereitet, aber ich verzeihe ihm. . . Seit einiger Zeit, ich begreife nicht warum? habe ich ihn ſo ſehr geliebt! Sein Herz verſtand das meinige nicht. . ."

„Der Athem Louiſens wurde immer mehr und mehr keuchend. Ich hob ſie ſanft etwas empor und ließ ihren Kopf an meiner Bruſt ruhen.

„Ach ja," ſagte ſie, „ſo in Deinen Armen ſtirbt es ſich gut. Warum konnte ich jemals eine andere Liebe wünſchen als die Deinige? Jetzt, jetzt, in dieſem letzten Augenblicke leſe ich in meinem Herzen . . . Du biſt

doch die große, die einzige Liebe meines Lebens gewesen, die andere war nur eine Täuschung."

„In mir begann ein schrecklicher Aufruhr. Diese Erinnerungen an die Vergangenheit, das angebetete Mädchen, das ich in meinen Armen hielt und das auf der Schwelle der Ewigkeit zu erkennen schien, was wir für einander hätten sein können, alles das stürzte mich in eine Art Wahnsinn. Ich drückte Louisen an mein Herz und meine Lippen preßten sich auf die ihrigen. . .

„Herr, mein Gott, vergieb mir und erbarme Dich meiner. Meinen ersten und letzten Liebeskuß hat ein — Leichnam empfangen."

9.

Ein Cardinalshut.

Die Vorsichtsmaßregeln, welche das Concil getroffen hatte, damit nichts von dem, was in seinem Schoße geschehen, in die Oeffentlichkeit gelange, waren nutzlos gewesen. Eide werden geschworen, aber nicht gehalten. Eine berathende Versammlung, und bestände sie auch nur aus zwei Mitgliedern, kann nicht wohl schweigen. Sie muß von dem sprechen was sie gethan hat. So machte denn die Angelegenheit Julios im Concil zu Limoux großes Aufsehen in der kirchlichen Welt. Einige meinten, der Erzbischof habe wohl daran gethan, daß er eine an sich nicht sehr wichtige Sache nicht zu großen Verhältnissen habe anwachsen lassen, Andere dagegen, selbst unter der

höheren Geiſtlichkeit, tadelten ihn darum, daß er den Geiſt der Verſöhnung und der Schonung bei dieſer Gelegenheit zu weit getrieben.

Alles indeß war in der katholiſchen Welt zu der großen Kundgebung vom 8. Juni 1862 vorbereitet.

Zum erſten Mal hatte die ultramontane Secte die katholiſchen Biſchöfe nach Rom beſcheiden laſſen, um der Bekanntmachung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau beizuwohnen. Die Biſchöfe vergaßen ihre Rechte, unterzeichneten zum erſten Mal ihren Fall und proclamirten die päpſtliche Allmacht, indem ſie es für gut fanden, daß der Papſt unter ihren Augen eine ſeit langer Zeit in der Kirche ſtreitige Meinung in einen Glaubensſatz verwandele. Nie war den guten Biſchöfen eine feinere Schlinge geſtellt worden und ſie ahneten nicht, daß unter jenem Glaubensſatze ein für die Ultramontanen weit wichtigerer verborgen liege, der Glaubensſatz von der päpſtlichen Unfehlbarkeit. Der Schlag war ſeit langem von den Jeſuiten vorbereitet. Während des Exils in Gaëta, nach der römiſchen Revolution, erfaßten die Räthe Pius IX. geſchickt die ſchwache Seite des Papſtes und beredeten ihn, als das irdiſche Papſtthum in großer Gefahr zu ſein ſchien, es gebe ein bewundernswerthes Mittel, das geiſtliche Papſtthum ungemein zu vergrößern und zu erhöhen, daſſelbe nämlich laut und öffentlich dadurch für unfehlbar zu erklären, daß es einen Glaubensſatz aufſtelle.

Pius IX., der ſich den Ultramontanen gegenüber durch ſeine liberalen Regierungsverſuche ſchwer compromitirt hatte, fühlte das Bedürfniß ihnen ein Pfand ſeiner Rückkehr zu den Ideen der abſoluten Gewalt zu geben. Er

ergriff deshalb eifrig jenen Plan und von Gaëta ging das Breve des Papstes aus, welches die Bischöfe der katholischen Welt wegen der Meinung der Gläubigen über die unbefleckte Empfängniß consultirte.

Die Bischöfe fielen bei dem Empfange dieses Schreibens aus den Wolken. Sie glaubten, der Papst wolle seine Mußezeit mit der Auferweckung dieses alten theologischen Streites beschäftigen. Sie beriethen sich mit ihren Pfarrern. Diese wußten so wenig wie die Bischöfe von einer Frage, die seit Jahrhunderten in den Studien aufgegeben war, hatten aber die frommen Weiber beten hören: „Maria, ohne Sünde empfangen, bitte für uns" und antworteten also, in ihren Gemeinden glaube man, Maria sei ohne Sünde empfangen.

Mehr verlangte Rom nicht. Kein Bischof, kein Pfarrer hatte die Schlinge der Jesuiten gemerkt. Diese ließen gelehrte Forschungen von ihren Theologen anstellen. Der Bedeutendste unter ihnen, der sich später mit so viel Aufsehen von dem Ultramontanismus lossagen sollte, der Pater Passaglia, wies in zwei oder drei Foliobänden nach, daß sich das Wort unbefleckt in allen griechischen und lateinischen Büchern seit dem heiligen Johann von Damascus finde. St. Paulus hatte freilich gesagt, „Alle haben gesündiget in Adam." Der heilige Augustin hatte geprediget, „nur der sei ohne Sünde geboren, der empfangen worden sei ohne männliche Umarmung." Päpste, selbst in der schönen Zeit der Kirche, hatten gegen die Lehre von der unbefleckten Empfängniß geprediget. Aber es war doch eine Kleinigkeit, gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was St. Paulus geschrieben, dem heil. Augustin zu widersprechen und das

Papſtthum der alten und das Papſtthum unſerer Zeit in Widerſpruch mit einander zu bringen. Wer lieſet heut zu Tage Sanct Paulus, St. Auguſtin und die Predigten der Päpſte? Etwas ſo Geringfügiges hielt die Jeſuiten nicht auf. Der Papſt, der keine Zeit zu leſen hat, dachte wie die Jeſuiten, die Biſchöfe dachten wie der Papſt und die große dogmatiſche Entſcheidung erſchien.

Als ein Mal ſolche Ideen angeregt und die Jeſuiten, in Frankreich vortrefflich durch ihr Journal Univers unterſtützt, über alle Erwartungen ſiegreich geweſen waren, ſah ſich jeder muthige Geiſtliche, der nach ernſtem Studium über die Frage, vor der Verkündigung des Dogmas, ſeine Freiheit benutzen und ſeine Meinung ausſprechen wollte, der erbittertſten Verfolgung ausgeſetzt, ſobald dieſe Meinung eine andere als die der Jeſuiten war.

Man erinnert ſich der Verfolgung gegen den unglücklichen Abbé Laborde, eines Mannes von ſo reinen Sitten und ſo exemplariſcher Frömmigkeit, der ſpäter, ein Opfer ſeiner Ueberzeugung, den Hungertod in Paris ſterben mußte.

Die Ultramontanen hatten ſtrategiſch ihre Maßregeln ergriffen und als die Biſchöfe verſammelt waren, hatten ſie die Annehmlichkeit eine lange Rede zu hören, deren Sinn etwa folgender war:

„Ehrwürdige Väter in Gott, Ihr ſeid nicht hierher gekommen, um mit dem Papſt, Eurem Bruder im Epiſcopat, Euch auszuſprechen. Ihr ſeid gekommen, um dem Papſte als Chorknaben zu dienen und den Pomp der Ceremonie zu erhöhen. Der Papſt wird allein entſcheiden.“

Die guten Väter in Gott hatten sich zu ihrer Reise mit schönen Bischofsmützen mit Juwelen, mit großen vergoldeten Bischofsstäben und mit Chorröcken von Goldstoff versehen. Es wäre doch schlimm gewesen, hätten sie alle die schönen Sachen unter der Kuppel Michel Angelos nicht zeigen können. Sie wohnten denn der Verkündigung des neuen Dogmas bei.

Das Episcopat des zwanzigsten Jahrhunderts wird sich eines Bessern besinnen.

Die Ueberraschung vom 8. December 1854 war nicht genug, die ultramontane Secte wollte eine Wiederholung im Jahre 1862. Das Papstthum, das in seiner weltlichen Macht mehr denn je bedroht war, wollte constatiren, daß es in kirchlicher Hinsicht noch allmächtig sei, welche Folgen die italienische Revolution auch für das weltliche Königthum haben möchte. Die Bischöfe wurden zum zweiten Male beschieden, kamen eben so demüthig wie das erste Mal, brachten denselben schönen Bischofsschmuck mit, wohnten einer pomphaften Ceremonie bei, wobei allein für 40,000 Frcs. Kerzen verbrannt wurden, und unterzeichneten, ohne den Muth zu haben sich zu einem Concilium zu vereinigen, als gehorsame Diener des Papstthums, das sie so tausend Fuß hoch über sich emporwachsen ließen, eine politische Erklärung über die Nothwendigkeit der weltlichen Macht der Päpste, ohne vorauszusehen, daß sie an dem Tage, an welchem diese Macht, ein Bedürfniß der alten Zeit, vor den Bedürfnissen der neuen Zeit falle, nothwendig erklären müssen, um logisch nach der katholischen Lehre zu sein, daß das Papstthum der weltlichen Macht nicht bedürfe. So ist

die alte Ariſtokratie der Kirche geſunken. Der Ultramontanismus hat ſie beſiegt.

Als Le Cricq nach Rom reiſete, dachte er an alles das nicht. Das Leben eines Erzbiſchofs iſt ſo kurz. Was lag ihm daran, ob die Biſchöfe ſpäter ihren Rang und ihre Würde behaupten? Ob die Päpſte allmächtig wären oder nicht? Er mußte vor allen Dingen Cardinal ſein. Dann mochte kommen was da wollte.

Unſer Prälat hatte vortrefflich wegen des Hutes unterhandelt. Die Sache des Concils von Limoux hatte viel Lärm in der offiziellen Welt gemacht und man konnte wohl glauben, daß den Bericht an die Regierung kein gewöhnlicher Spion beſorgt hatte. Wir würden vielleicht Niemanden in Verwunderung ſetzen, wenn wir zu behaupten wagten, der Bericht ſei aus der Feder des Herrn Erzbiſchofs Le Cricq ſelbſt gefloſſen und durch die dritte Hand nach Paris geſandt worden, wo er natürlich eine hohe Vorſtellung von der Klugheit und Mäßigung desjenigen erwecken mußte, für welchen man um den Cardinalshut nachſuchte. Die Art, wie der Prälat der fanatiſchen und ausſchweifenden Rede ſeines Suffragan-Biſchofs entgegengetreten war, hatte allen Widerſtand überwunden. Der General, der Gönner des Erzbiſchofs und thätige Agent bei der ganzen Unterhandlung machte den Schutz geltend, welchen der Erzbiſchof den ſo heftig angegriffenen gallicaniſchen Geiſtlichen hatte angedeihen laſſen. Er erhielt die Zuſtimmung und eine telegraphiſche Depeſche zeigte dem Prälaten ſeine Ernennung zum Cardinal an.

Mit der Zuſtimmung der Regierung von Frankreich war viel gewonnen, nun mußte aber die des römiſchen

Hofes erlangt werden. Diesseit der Berge, wo der Wind dem Liberalismus, dem Gallicanismus, dem Widerstande gegen das theokratische Umsichgreifen günstig war, hatte der Prälat den Maßhaltenden, den Versöhnlichen, den Liberalen spielen müssen. Jenseit der Berge verlangte man Eifer, Pfänder für gänzliche Hingebung, nicht blos an den Papst als Oberhaupt der Kirche, — darum bekümmert man sich wenig, das ist eine innere Angelegenheit — sondern an den Papst als König, als König der römischen Staaten, sämmtlicher römischer Staaten, wohlverstanden, der Marken, der Legationen und Umbriens. Man verlangte vor allen Dingen eine gute Dosis Haß gegen den schändlichen Gallicanismus, gegen Bossuet und alle die Männer, die nicht an die päpstliche Unfehlbarkeit geglaubt und im Angesichte des Papstes es geschrieben haben.

Unser Prälat kümmerte sich um Bossuet sehr wenig, einzig und allein um den Cardinalshut.

In Rom erwartete ihn ein sehr warmer Empfang. Die französische Gesandtschaft hatte für ihn den so sehr gewünschten Hut verlangt und das Verlangen war günstig aufgenommen worden. In den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Rom vervielfältigte er sich gleichsam und machte zahlreiche Besuche: bei dem General der Jesuiten, bei den Hausprälaten des heiligen Vaters, bei allen Cardinälen und allen Prälaten, die in Rom durch ihre Feindseligkeit gegen Frankreich und ihren unversöhnlichen Ultramontanismus bekannt waren.

Alles ging vortrefflich.

Da kam aber der unglückselige Redner von dem Concil von Limoux ebenfalls an. Der dachte nicht an

den Hut. Er hatte eine ganz andere Kappe: die Vertilgung des Gallicanismus in Frankreich und den Krieg gegen die sogenannte moderne Civilisation.

Dieser Mann, der so hartköpfig war wie ein Mönch und so eifrig wie ein Inquisitor, hatte auch seine Audienz bei dem Papste und er erzählte die Sache von dem Concil und die Schonung des Metropolitan gegen den elenden Geistlichen, welcher die Kühnheit gehabt hatte, ein Buch gegen die weltliche Macht der Päpste zu schreiben.

Das war bedenklich; der Hut konnte für den Erzbischof verloren gehen.

Dieser, dem alles Anfangs in Rom günstig zu sein schien, war nicht wenig verwundert, als er bei einem zweiten Besuche im Vatican nur gleichgiltige Gesichter sah. Die Hausprälaten, der Cardinal-Minister, die Cardinäle der großen ultramontanen Coterie benahmen sich mit auffallender Zurückhaltung gegen ihn.

„Da ist ein Feind gewesen," dachte der immer argwöhnische Prälat. „Sehen wir nach."

Sein Agent in Rom ging auf Erkundigungen aus und eines Abends brachte er Sr. Eminenz folgende Nachricht:

„Der Bischof von . . hat Ihnen geschadet. Er hat dem Papst, der an rücksichtsvollere diplomatische Sprache gewöhnt ist, in das Gesicht gesagt, Sie hätten im Concile geradezu einen Priester vertheidigt, der ein Feind der weltlichen Macht sei. Der Papst hat nichts darauf gesagt, aber er schien ganz bestürzt zu sein. Noch denselben Tag hatte er zu Monsignore B., Einem seiner

vertrauten Prälaten gesagt: „ich werde einen wunderlichen Cardinal machen.“

Der Erzbischof mußte seinen ganzen Muth zusammennehmen, um vor dieser Enthüllung nicht in Ohnmacht zu fallen.

„Was ist da zu thun?“ fragte er.“

„Was da zu thun ist? Lassen Sie den Sturm vorüberziehen, halten Sie sich verborgen, daß man Sie einige Tage vergißt.“

„Sie haben Recht.“

Und der fromme Mann entsagte sofort allen Zerstreuungen, welche Rom den fremden Bischöfen gewährt und zog sich zur andächtigen Sammlung in das Gesù zurück, um unter der Anleitung eines der Väter die geistlichen Uebungen des heiligen Ignaz durchzumachen.

„Das ist ein Meisterstreich“, sagte der Agent des Erzbischofs; „ein Italiener könnte es nicht besser machen.“

Der „Meisterstreich“ trug denn auch seine Früchte.

Am Tage nach dem Feste vom 8. Juni machte der General der Jesuiten dem heiligen Vater einen Besuch, um ihm Glück zu all dem Großen zu wünschen, das bei dieser Feierlichkeit geschehen. Er sprach auch mit wahrer Begeisterung von dem Beispiele der Frömmigkeit, welches die französischen Bischöfe während ihres Aufenthaltes in Rom gegeben hätten.

„Besonders erbaut worden sind wir durch Se. Gnaden Le Cricq, Erzbischof von T., welcher in tiefer Demuth im Gesù zur Sammlung und Andacht zurückgezogen lebte. Welche Hingebung an Ew. Heiligkeit und den heiligen Stuhl! Er erzählte uns, daß er der Congregation des Index die Verurtheilung der Irrlehren des Julio habe

überlaſſen wollen, welche das Concil zu Limoux ſo fort auszuſprechen beabſichtigt habe. Er hielt die Vorrechte des heiligen Stuhles und der römiſchen Congregation ſo eindringlich aufrecht, daß das Concil abſtand und in dieſem Augenblicke zeigt der Erzbiſchof ſelbſt bei dem Cardinal, dem Präfecten des Index, die Bücher jenes Neuerers, des Feindes der Kirche und des heiligen Stuhles an, beſonders das Peſtbuch, das er gegen die weltliche Macht der Päpſte geſchrieben hat. Der Erzbiſchof ha auch das Interdict gegen den Verfaſſer ausgeſprochent der zu ſeinem Sprengel gehört."

Ein Lächeln des heiligen Vaters deutete dem hochwürdigen General an, daß ſeine Sache gewonnen ſei.

Zwei Tage ſpäter las man in der „Katholiſchen Welt":

„Unſere Nachrichten aus Rom ſind von hohem Intereſſe. Das Oberhaupt der Kirche bezeigt den franzöſiſchen Biſchöfen fortwährend die höchſte Achtung. Eine telegraphiſche Depeſche, die wir ſoeben erhalten, theilt uns mit, daß der Herr Erzbiſchof von T., Le Cricq, zum Cardinal der heiligen römiſchen Kirche ernannt worden iſt. Der Papſt wollte ihn in ſeiner Perſon für die unbegrenzte Hingebung an den heiligen Stuhl und an die römiſchen Lehren belohnen, welche die franzöſiſchen Prälaten auf ſo glänzende Weiſe bewieſen haben. Die Oberherrſchaft Roms kommt mehr und mehr zu Tage. Die letzten Ueberreſte des Gallicanismus ſind erloſchen. Der Papſt regiert in der Kirche und in den Sprengeln. Die große Einheit iſt hergeſtellt, es giebt nur einen Hirten und um ihn her gehorſame Diener, die es ſich zur Ehre rechnen, keine eitelen Vorrechte geltend zu machen.

„Dieſelbe telegraphiſche Depeſche meldet uns, daß der neue Cardinal dem Tribunal des Index das Buch Julios von La Clavière, „von der weltlichen Macht der Päpſte“ überwieſen hat, ein Buch, deſſen Inhalt in geradem Widerſpruche mit der feierlichen Erklärung der Biſchöfe ſteht.

„Vorläufig hatte Se. Eminenz über den Verfaſſer, der Pfarrer in ſeinem Sprengel war, definitiv das Interdict ausgeſprochen. Wir können, mit allen Wohlgeſinnten, den Eifer des frommen Biſchofs gegen einen Schriftſteller nur billigen, der ſeit langer Zeit der Kirche Aergerniß gab. Es war Zeit, denn die Nachſicht gegen ſolche Menſchen wird allmälig eine Schuld. Das franzöſiſche Episcopat betritt einen neuen Weg. Dieſe erſte Lection wird nicht vergeſſen werden. Der Irrthum muß wiſſen, daß er überall verfolgt, angegriffen und niedergeſchlagen wird; die Kirche hat ſich, es iſt hohe Zeit, unnachſichtig zu zeigen.“

Se. Eminenz der Cardinal Le Cricq verließ das Geſù, um das rothe Gewand — eine Erinnerung an die Tage der Senatoren des alten Roms — anzulegen. Er beeilte ſich dann, über das Mittelmeer zu ſchiffen und in T. anzukommen, wo er einen Triumpheinzug hielt.

Der neue Cardinal erließ einen pomphaften Hirtenbrief an die Geiſtlichkeit und die Gläubigen ſeines Sprengels. Der Mann, der ſich drei Jahre lang mit fieberhafter Thätigkeit abgemüht hatte, um die Cardinalswürde zu erlangen, ſchrieb die herkömmliche Phraſe:

„Meine lieben Brüder,

„Die Vorſehung hat mich auf ihren unerforſchlichen

Wegen zu einer der höchſten Würden der römiſchen Kirche berufen. Wir haben alles gethan, um dieſe Ehre abzulehnen, die Andere weit mehr verdienen als wir, aber wir mußten uns dem Willen Deſſen unterwerfen, der Gott auf Erden vertritt."

Der Hirtenbrief machte großes Aufſehen unter den Frommen.

„Welche Beſcheidenheit! Welche Demuth in dem guten Cardinal; der Papſt mußte ihn zwingen, den Hut anzunehmen!"

In der Geſellſchaft, welche immer die Wahrheit der Dinge weiß, circulirte folgende Parodie:

„Meine lieben Brüder,

„Die unerforſchlichen Wege der Vorſehung, welche uns den Cardinalshut erworben haben, ſind der General von . . ., der allmächtig am Hofe iſt. Um der franzöſiſchen Regierung gefällig zu ſein, haben wir den Liberalen geſpielt; um Rom zu gefallen, ſpielten wir den Ultramontanen. Für ſo viele Mühe, die wir uns gegeben haben, iſt es nur recht und billig, daß wir die 60,000 Frcs. jährlich annehmen, die mit unſerer neuen Würde als Cardinal und Senator verbunden ſind ꝛc."

Ein Exemplar dieſes Spottbriefs wurde dem Cardinal ſelbſt in einem großen Couvert zugeſandt. Ein Böswilliger hatte dies in Paris auf die Poſt gegeben, damit es ſicher an den Cardinal gelange.

So rächte ſich die gottloſe „Welt" an dem Ehrgeize und der Kriecherei des Herrn Le Cricq.

10.

Eine letzte Verbannung.

Am Tage als die ehemalige Hauptstadt des Südens die Rückkehr Sr. Eminenz von Rom feierte, die ganze Bevölkerung in Festkleidern die Plätze, Promenaden und Straßen vom Eisenbahnhofe an bedeckte, um den Erzbischof im Purpur und allem Glanze zu sehen; als alle Glocken läuteten und die Prozessionen der weißgekleideten jungen Mädchen unter ihren Fahnen sich sammelten; als die Schulen, die Klöster, die Seminarien, die Corporationen, die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu, in allem Siegerstolze, sich zum Zuge begaben, kamen zwei Wagen mit je zwei starken Pferden von der Straße von Saint Beat her.

Vorn auf dem ersten dieser schwerfälligen Wagen, unter einer Lederdecke, saß ein ernster junger Mann, mit kahlem Scheitel, blassem Gesicht und kränklichem Aussehen. Er trug einen leichten Ueberrock und schützte sich vor der Hitze hinter der Lederdecke, welche die heißen Sonnenstrahlen abhielt.

Dieser Mann war Julio, der im Concil zu Limoux verflucht und jetzt vom Interdict betroffen worden war, das der Erzbischof von Rom aus erlassen hatte, während er im Hause der Jesuiten über Tod, jüngstes Gericht, Hölle und Himmel nachdachte.

Das arme Opfer hatte nicht gemurrt. Das Schreiben, welches ihm das Interdict ankündigte, war an Julio in dem Augenblicke gelangt, als er eben an den Al-

tar treten wollte. Die Glocke der Dorfkirche hatte wie gewöhnlich geläutet und einige alte Männer und Weiber ſtanden bereit, der Meſſe beizuwohnen. Um immer und bis zuletzt zu gehorchen, wollte er ſofort ſeine prieſterlichen Gewänder ablegen, aber er fürchtete den armen Seelen, die ſich das Benehmen des Geiſtlichen nicht würden haben erklären können, Aergerniß zu geben und ſo begab er ſich denn an den Altar, um zum letzten Mal in ſeinem Leben das Opfer ſeines Herzens darzubringen.

Es fiel keine Thräne aus den Augen Julios auf das Buch, aus dem er mit tiefer Andacht das Vorbereitungsgebet las. Er bot ſich, ſtark und ſeiner ſelbſt würdig, Gott dar wie jene Krieger, die in den Thermopyläen den Heldentod für das Vaterland ſtarben. So ſtarb Julio nicht an dem letzten Zerreißen der Organe, nach welchem die Kälte der Materie eintritt, die des Lebens beraubt iſt, ſondern mit dem völligen Aufgeben ſeines Willens, in der Verehrung des Willens der Vorſehung auch in dem harten Urtheile, das ihn getroffen, im Gebet für den ehrgeizigen Prälaten, der den Purpur um ſolchen Preis erkauft hatte, in Gebet für alle ſeine Feinde, die er in der Kirche hatte, für die Fanatiker, die ihn verfolgten und für das höchſte Oberhaupt des Katholicismus, das, zum letzten Mal wahrſcheinlich, die ſchwere Krone der Cäſaren in Verbindung mit der beſcheidenen Mütze der Biſchöfe von Rom trägt.

Sein Herz aber brach, ſeine Stimme zitterte, unſägliche Schmerzen ergriffen ihn, als er bei dem Gebete für die Todten an ſeine unglückliche Louiſe denken mußte, auf deren Grabhügel er nun nicht mehr knieen konnte.

„Mein Gott," dachte er bei ſich, „in den wenigen

Augenblicken, welche die Liturgie dem Andenken der Geſtorbenen widmet, entziehen ſie mir ſelbſt den Raſenhügel, welcher die Ueberreſte meiner geliebten Louiſe birgt. Nimm das letzte Zucken meines Herzens als das letzte Gebet des Prieſters an, der nicht mehr an den Altar treten darf; laß es eine Büßung für die Seele ſein, die ich zu ſehr geliebt habe und die ich unter den Seligen wieder zu finden hoffe!"

Bald kehrte die Seelenheiterkeit auf die Stirn des Märtyrers zurück, als ob der Engel der Hoffnung ihn geſtärkt hätte. Seine Stimme wurde wieder kräftig und das Vater Unſer, das er betete wie das letzte Liebesflüſtern eines ſterbenden Kindes in das Ohr der Mutter, ſchien der Schwanengeſang auf den frommen Lippen des Prieſters zu ſein, der ſein Amt zum letzten Mal ausübte.

Am andern Tage, vor Anbruch des Morgens, ohne daß Jemand in dem Dorfe etwas von der traurigen Abreiſe ahnte, gingen die Koffer Julios und ſeine Möbels, die während der Nacht aufgeladen worden waren, mit ihm ab nach Tarbes, von wo aus der Verfluchte eine Zufluchtsſtätte in einem der Pyrenäenthäler ſuchen wollte. Die großen Seelen verlieren niemals Alles; ſelbſt nach den Wunden, welche Menſchen ſchlugen, findet ſich der Frieden, der von Gott und von der Natur kommt.

11.

Der Einſame im Campan-Thale.

Die Geſundheit Julios, die bereits ſehr gelitten, hatte durch den Tod Louiſens eine ſchwere Erſchütterung erfahren. Wenn er Seelenſtärke vor dem Befehle zeigte, der ihn den geiſtlichen Functionen entriß, ſo machte der Gedanke, auf immer Abſchied von dem Grabe nehmen zu müſſen, welches die ihm heiligen Ueberreſte umſchloß, einen um ſo tieferen Eindruck und zerſtörte vollends die zerrüttete Geſundheit. Die Aerzte in Tarbes riethen ihm, im Gebirge irgend ein recht geſchütztes Thal aufzuſuchen, das Sonne habe, und ſchrieben ihm alle Sorgſamkeit vor, um ernſte Störungen zu vermeiden, gegen welche die Wiſſenſchaft bald nichts vermögen dürfte.

Julio, welcher den ganzen Gebirgstheil in der Umgegend von Luchon kannte, kam zum erſten Male in die der Ober-Pyrenäen. Statt der tiefen, dunkeln, eingeſchnittenen, ſchauerlichen Thäler, die er in der Mitte der Kette geſehen hatte, fand er hier weite, ſonnige Thäler mit bewaldeten oder üppig begraſeten Bergen. Es war wohl noch immer das Gebirge, aber in ſeiner Rauhheit gemildert, minder ſchrecklich im Winter und auch im Sommer noch mit lieblicher Friſche, der ſich nichts vergleichen läßt.

Julio wählte das Campan-Thal, das wegen ſeiner milden Temperatur viel bewundert wird. Er hatte das Glück nicht weit von Campan ein geſund gebautes kleines Haus mit Garten und einer Wieſe zu finden, an

der die Garve fließt. Dies Häuschen miethete er und acht Tage nach seiner Abreise aus Melles hatte er sich bequem in seiner Zufluchtsstätte eingerichtet. Von da schrieb er an den Bischof von A., seinen ehemaligen Freund, an Herrn von Leich und an den braven Loubère.

Herr von Leich antwortete. Er strebte gerade nach einer höhern Stelle und er bedurfte dazu die Gunst des neuen Cardinals. Man merkte das seinem Briefe an, der kalt war und Bedauern über das Verhalten Julios aussprach, welches zu dem Interdict geführt habe. Er bezeigte dem Verbannten eben nur jenen Schein eines Gönners, welcher der Rest der Zuneigung zu sein scheint.

„Auch hier verlassen!" dachte Julio.

Der Bischof von A. war noch kälter; er schrieb nur, um Julio den Rath zu ertheilen, vor seinem Erzbischofe sich zu demüthigen, von dem er immer Mitleid erwarten dürfe.

Julio erkannte an dem Tone dieses Mannes, daß er, der allein in dem Episcopat einmal den Muth gehabt hatte, seine Freundschaft für ihn zu gestehen, ihm nichts zu bieten habe als das Almosen eines unfruchtbaren Mitleids und er schrieb ihm nicht wieder.

Auch der Brief von Loubère kam an.

„So hat man Sie todt gemacht, lieber Freund? Man hat Sie todt gemacht! Wenn ich nicht fürchtete, daß eine schmerzliche Aufregung, die Sie davon haben würden, Ihnen schaden könnte, so würde ich den Cardinal Auge um Auge, Zahn um Zahn vergelten und ihn an ein gewisses Versprechen erinnern, das soviel ich weiß, nie verjährt. Er bekäme nur, was sein Verbrechen an Ih-

nen verdient. Aber ich weiß es, Sie würden in Verzweiflung darüber sein, Gelegenheit zu einer Rache gegeben zu haben. Sie also nur halten meinen Arm zurück. Ich achte Ihr zartes Gewissen. Aber er, der Cardinal, soll es doch eines Tages erfahren. Es ist gut, daß die Leute, welche Zittern erregen können, erfahren, es gebe auch hienieden Gerechtigkeit, abgesehen von der oben, welche die Schlechten, die Verräther und die straft, welche ihre Brüder verkaufen.

„Ich übernehme es, ihm ein Gericht aus meiner Küche vorzusetzen. Es hat jetzt keine Eile. Ich will den Herrn Cardinal die Flitterwochen lassen.

„Pflegen Sie, lieber Freund, Ihre uns so kostbare Gesundheit.

„Loubère umarmt sie von ganzem Herzen. Wenn Sie seiner bedürfen, gleich viel warum, so winken Sie nur und ich bin bei Ihnen. Meine kleinen Ersparnisse, mein Arm, mein Leben, Alles gehört Ihnen. Greifen Sie in meine Börse und verfügen Sie über mich.

„Ganz der Ihrige.

„Loubère.“

Julio antwortete weder dem Bischof, der Rath ertheilte, noch dem ehrgeizigen Beamten. Er war ja auch für sie ein Verfluchter. An Loubère aber schrieb er:

„Geben Sie, lieber Freund, alle Gedanken von Uebelwollen gegen den Cardinal Le Cricq auf. Er ist mein Feind nicht mehr. Auch er war nur ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung, weiter nichts. Sie errathen es vollständig, es würde für mich ein tödtlicher Schmerz sein, wenn ich erführe, daß Sie ein einziges Wort des Vorwurfs an ihn gerichtet hätten. Er könnte

glauben, Sie hätten meine Zuſtimmung zu einem Schritte, den ich als Chriſt und als Mann mißbillige, der auf ſeine Würde hält.

„Ihre Freundſchaft für mich leitet Sie irre. Dieſes edle Gefühl darf nie zu einer ſchlechten Handlung führen.

„Nachdem ich Sie ſo ein wenig geſcholten habe, danke ich Ihnen für Ihren herzlichen warmen Brief. Er iſt der erſte und einzige, der mir Troſt in meiner Einſamkeit gebracht hat. Ich werde ihn wieder und wieder leſen. Sie werden mir auch andere Briefe ſchreiben; dieſes letzte Band mit den Menſchen, dieſer letzte Austauſch meines Herzens mit dem Ihrigen wird die Traurigkeit einer zu vollſtändigen Einſamkeit mildern.

„Für Ihre edelmüthigen Anerbietungen danke ich Ihnen. Ich hoffe nie nöthig zu haben, davon Gebrauch zu machen. Aber es thut mir wohl zu wiſſen, daß ein Menſch auf Erden lebt, der mir den Schweiß ſeiner Stirn anbietet. Leben Sie wohl, Freund.

„Ganz der Ihrige.

„Julio.“

In dem friedlichen Thale, in welches ſich Julio zurückzog, war die Ankunft dieſes Geiſtlichen, der nicht mehr Meſſe leſen durfte, ein Ereigniß. Wenn Sonntags die Leute vom Gebirge herunter kamen und nach dem Geläute der Glocken vor der Kirche des Dorfes ſich ſammelten, ſchritt der Prieſter, der jetzt einen ſchwarzen Ueberrock trug, durch die verſchiedenen Gruppen hindurch, und ſtellte ſich an das Ende des Schiffes, in die Nähe des Weihwaſſerbeckens. Hier folgte er, ſobald der Gottesdienſt begonnen hatte, ſchweigend und andächtig dem

Gebete des Priesters am Altare mit der frommen Aufmerksamkeit der Niedrigsten der Gläubigen.

Die Landleute sind nicht sehr zum Fanatismus geneigt und abgesehen von einigen Betschwestern, welche in Campan einigermaßen der alten Frau von Caprède glichen, hatte Niemand ein Wort des Hasses oder auch nur einen Blick des Uebelwollens für den so milden und freundlichen Mann.

Anfangs hatte er die Absicht gehabt, Sonntags in der Kirche in der Soutane zu erscheinen, sich am Fuße des Altars aufzustellen und so die Messe zu hören. Das Interdict ist eine reine Aeußerlichkeit der Behörde. Es entzieht kein Recht an der Theilnahme der Sacramente der Kirche. Es wird eine Schande nur, wenn es wegen Handlungen im Priesterleben erfolgt, die eine Schande sind. Nichts von alle dem gab es in dem so frommen und christlichen Leben Julios. Es würde ihm gewiß nicht schwer geworden sein, den Pfarrer zu Campan Sonntags bei der Messe zu bedienen, ja es wäre ihm sicherlich angenehm gewesen, den Knaben zu den Füßen des Pfarrers zu ersetzen. Nichts der Art würde ihm klein und kleinlich vorgekommen sein. Es wäre auch möglich gewesen bei einem andern Pfarrer als dem von Campan, Barnabas Capdeporc, einem der eifrigsten Leser der „Katholischen Welt" und dem glühendsten Ultramontanen in allen Pyrenäen-Thälern. In seinen Augen war ein Geistlicher, der wegen seiner Schriften mit dem Interdict belegt war, ein Satellit Lucifers, den man in den guten alten Zeiten verbrannt hätte.

Die Anwesenheit Julios in der Kirche, so wenig sie auch bemerklich wurde, war für diesen Mann jeden Sonn-

tag ein gewaltiger Aerger. Wenn Julio, wie ſo viele arme Teufel, die zu zärtlich mit einer Heloiſe niedern Standes geweſen, wegen eines Skandals von dem Interdict betroffen worden wäre, würde der barmherzige Pfarrer wohl nachſichtig geweſen ſein; ein Mann aber, der wegen ſeiner Lehre ſo geſtraft wurde, konnte nur Haß erwecken.

Das Gefühl des Uebelwollens war ſo ausgeſprochen bei dem Pfarrer, daß bei der Weihwaſſerbeſprengung wenn die Landleute in der Mitte der Kirche knieten und der mitten unter ihnen ſtehende Julio mit dem Zeichen, des Kreuzes ſich neigte, die Augen des Herrn Barnabas Blitze zu ſchießen ſchienen und er ein paar Mal dem armen Geiſtlichen die zu große Menge des Weihwaſſers, die ſich im Wedel befand, gerade in das Geſicht ſpritzte.

Daß er es auf der Kanzel an ſehr wenig verhüllten Anſpielungen nicht fehlen ließ, erwartet man ſicherlich, ohne daß wir es beſonders erwähnen. Die Feinde Gottes und des Papſtes, die Prieſter, welche ſich der Sache der Revolution zuwendeten, der Eifer der guten Katholiken wegen des Petersſpfennigs, die Erläuterungen des Hirtenbriefs ſeines Biſchofs und die Grotte von Lourdes boten vortreffliche Gelegenheiten, dem Beleidigungen zu ſagen, den er nicht anders als den Verfluchten nannte.

Da unſer Fanatiker auch ehrgeizig war und nach einer anſehnlichern Pfarre ſtrebte, ſo wußte er den Aufenthalt Julios in ſeiner Gemeinde zu benutzen, um ſeinen Glaubenseifer zu zeigen. Er ging zu dem Biſchofe von Tarbes und erwähnte da, daß er das Unglück habe in ſeiner Gemeinde einen Mann zu ſehen, welcher das Aergerniß gebe, den Beſchlüſſen Roms ſich zu widerſetzen Leider geſtatteten die bürgerlichen Geſetze, die dem Irr-

thume günſtig wären, jenem Manne, die Verſammlung der Gläubigen durch ſeine Gegenwart zu beflecken, er aber erkläre, daß er Julio, deſſen Geſundheitszuſtand ſchlimm zu ſein ſcheine, wenn er in ſeiner Gemeinde ſterbe, die Beerdigung verweigern werde, falls er nicht einen ganz beſtimmten Widerruf ſeiner Irrlehre erlange.

In der erſten Conferenz der Geiſtlichen in Bagnères de Bizorre verfehlte er nicht in gleicher Weiſe und mit gleicher Heftigkeit gegen Julio in Gegenwart aller Pfarrer des Kreiſes aufzutreten. Einige, die ihren Mann ſchon kannten, erriethen den Zweck dieſes Eiferers ſehr wohl, die Andern aber, die wie Schafe dem Leithammel nachliefen, ſchenkten dem Vertheidiger der guten Sache ihren Beifall und ſo wurde denn der Einſame von Campan für die geſammte dortige Geiſtlichkeit Eines der ſtolzen Ungeheuer, die ſich gegen die Kirche und den Papſt auflehnen und die unter die Füße getreten werden müſſen.

Julio ertrug dieſen Haß mit ſeiner gewöhnlichen ruhigen Gelaſſenheit. Er hatte ſich der hierarchiſchen Allmacht gegenüber groß gezeigt und kümmerte ſich alſo um die kleinen Stiche nicht, welche er hier von Menſchen empfing, welche durch die extravagante Partei, keineswegs durch ihres Herzens Schlechtigkeit, zum Fanatismus verleitet worden waren.

Seine ſanfte und liebende Seele empfand freilich Trauer über die Verfolgung durch ſeine armen Amtsbrüder, die unter dem Phariſäismus und der Herrſchſucht litten, wie er ſelbſt gelitten hatte. Er hatte für ſie gekämpft und wenn ſeine Stimme in der Kirche gehört worden wäre, hätte er ihre geſetzliche Emancipation erlangt und ſie von der Knechtſchaft befreit, welche

ihnen die jetzige Kirchenzucht auferlegt. Er, der ihr Befreier hatte sein wollen, war in den Augen der Gemäßigsten ein armer Thor, für die Andern dagegen ein Feind der Kirche, der den Inquisitoren überliefert werden müsse.

Es gilt nun einmal unter den Menschen das Gesetz, daß das Opfer, welches büßt und rettet, zu jeder Zeit den Fluch trägt.

Die beiden Monate August und September vergingen in der Villa bei Campan. Julio schrieb täglich fünf bis sechs Stunden. Angestrengte Gedankenarbeit ist ja die größte Lust der Männer von Genie. Wenn auch die Geburt bisweilen schmerzensreich und der Ausdruck schwach ist, wenn die Feder oftmals nur eine Skizze zu Stande bringt, giebt es dagegen auch eine wahrhaft heilige Freude, wenn der Künstler und Denker sein Ideal erreicht. Es lag in dem Schriftstellertalent Julios viel von dem Dichter.

Das was uns von ihm noch übrig ist, erinnert an die besten Stellen Lammenais nur mit einer weichern Färbung. Er hatte geliebt und gelitten. Lammenais hatte nicht mit dem Herzen gelebt, wenn auch sein Briefwechsel zeigt, daß er neben einer Feuerseele ein den sanftesten Regungen zugängliches Herz besaß.

Die Bruchstücke, die wir gefunden haben nebst den Notizen, nach welchen diese Geschichte geschrieben worden ist, scheinen sich auf ein Buch über die Geschicke des Christenthums zu beziehen, welches er zu schreiben gedachte. Wir legen den Lesern einige dieser Blätter vor, die letzten wahrscheinlich, welche von diesem hohen und milden Geiste ausgegangen sind.

12.

Die letzten Blätter Julios.

„In der Stille meiner Einſamkeit, allein vor Gott wann kein Geräuſch der Welt draußen die Ruhe meiner Gedanken ſtörte, fragte ich mich, welches wohl die Geſchicke der katholiſchen Kirche in der Zukunft ſein würden.

„Wenn ich nur auf das achtete was ich ſehe, wenn ich die nachfolgenden Jahrhunderte nach der beklagenswerthen Methode beurtheilte, welche die katholiſche Geiſtlichkeit im neunzehnten angenommen hat, ſo würde ich mit einem Freigeiſte dieſer Zeit ſagen, der Katholicismus habe nicht lange mehr zu leben.

„Die Geiſtlichkeit, welche nach den großen Bewegungen des achtzehnten Jahrhunderts einer mißtrauiſchen und gegen die Hauptlehren des Chriſtenthums ſogar eingenommenen Generation gegenüber ſteht, folgt leider keineswegs der Methode, die zur Zeit Boſſuets und Fenelons die Proteſtanten glücklich zurückführte, ſondern findet es ſchöner und beſſer, den Stier an den Hörnern zu faſſen und ihm zuzuſchreien: „Wir werden Dich Ungethüm zu Boden werfen. Du verlangſt Vernunft? Wir werden Dich bald genug zwingen, ſelbſt den thörichſten Glauben anzunehmen. Du prahlſt mit der Ueberlegenheit Deiner Bildung, Deiner Arbeiten, Deiner Entdeckungen; wir *verfluchen* dieſe ſogenannte Civiliſation, auf die Du ſo ſtolz biſt, wir rühmen dagegen jene Zeiten, in denen die Menſchen vor dem Prieſter knieten,

der sie mit dem Teufel schreckte und sich mit Weihwasser besprengten, um den Bösen zu vertreiben. Wir werden laut, dnrch den Mund unserer Bischöfe in ihren Hirtenbriefen, unserer Kanzelredner in ihren Predigten, unserer Pfarrer in ihren Reden, es aussprechen, daß die Freiheit ein Uebel ist und daß es kein Recht giebt als das Recht Gottes, wie es durch den Mund des Priesters ausgesprochen ist, daß zuerst die Frauen und dann ihre Söhne uns glauben und daß wir die ganze stolze Generation zwingen werden, vor uns auf die Knie zu fallen; wir werden den Teufel mit seiner List und Gewalt wieder herstellen, ihn, wie im Mittelalter, zu dem Gott des Bösen machen und durch die Drohungen mit dem Teufel werden wir die ganze Welt nöthigen, unsere Hand zu fassen und zu uns zu sagen: erbarmet Euch und rettet uns!"

„Dieser Plan von brutaler Kühnheit, der in dem Hirn eines Mönchs nach langem Fasten und Wachen entstanden zu sein scheint, mußte einer eifrigen Priestergeneration zusagen, die durch die Eheloſigkeit der Freuden der Liebe beraubt ist, welche die zu stürmischen Regungen des Mannes mildert. Diese Geistlichkeit nahm mit fieberhafter Glut diesen Plan der Weltbekehrung an. Die Schüler Jesus vergaßen die Worte des Herrn und Meisters und nahmen den Grundsatz an: es ist das Feuer des Himmels auf das verbrecherische Volk herabzurufen. Und so überbieten sie einander wie die morgenländischen Fakire und treiben die schwachen und enthusiastischen Naturen zu den Thorheiten des Mysticismus und zu allen Maßlosigkeiten des Cultus, der schon zu viel des Unchristlichen in der langen Dauer

von zwölf Jahrhunderten des Mittelalters angenommen hat.

„Was kann man auch von solchen Systemen und von solchen Menschen erwarten?

„Die unfehlbare Logik einer solchen Lage, in die man den Katholicismus gebracht hat, geht dahin: die moderne Welt muß zurückgehen und das rückwärts gewendete Gesicht des Janus anbeten, oder die Geistlichkeit muß sich entschließen, mit der modernen Welt vorwärts zu schreiten. Ich sehe kein Drittes in diesem schrecklichen Dilemma.

„Zurückgehen, wird die Welt sagen, die mit Recht so stolz auf ihre Entdeckungen, auf ihre Arbeiten, auf ihre Aussichten auf Glück und Größe in der Zukunft ist, in die Zeiten der Unwissenheit umkehren? Das ist nicht möglich. Was wir haben, ist tausend Mal besser. Welcher seltsame Einfall! Man will da eine schlechte Wette gewinnen, aber wir machen einigen Narren das Vergnügen nicht."

„Vorwärtsschreiten, sagt die Geistlichkeit, das heißt unsere Pläne auf die Herrschaft der Welt aufgeben, dem alten Systeme der Theokratie entsagen, das aus jedem Fürsten einen äußerlichen Bischof der Kirche macht: das heißt von uns das Unmögliche verlangen. Wir wollen es nicht.

„Wer also wird nachgeben? Niemand.

„Wird der Kampf ewig dauern?

„Offenbar keineswegs; ein Theil wird besiegt werden.

„Daß eine ganze Zeit, die gewaltigste in der intellectuellen Entwickelung, die wir in der Geschichte der

Menſchheit finden, beſiegt werde, iſt der Leichtgläubigkeit zu viel zugemuthet.

„Alſo wird die Geiſtlichkeit unfehlbar der beſiegte Theil ſein. Nach der Periode der äußerſten Anmaßung und der übertriebenſten Sprache, wie man ſie täglich in den Spalten der Blätter findet, die durch ihre Theilnahme und ihr Gold erhalten werden, wird eine Zeit der Enttäuſchung kommen. Die Geiſtlichkeit bemerkt freilich die Leere nicht, welche ſich um ſie her bildet, denn es folgt ihr eine Menge aus Gewöhnung in die Kirchen und das Kind an der Hand der Mutter bezeigt ihr Verehrung. Das Weib nimmt ſie zur Führerin nnd vertraut ihr ſeine geheimſten Gedanken; einige Männer ſagen ihr auch wohl: ohne ſie bräche die Geſellſchaft in einigen Tagen zuſammen. Wie kann man glauben verlaſſen zu ſein, wenn man äußerlich die Zeichen eines mächtigen Einfluſſes beſitzt, wenn man als Gleicher mit den Staatsoberhäuptern unterhandelt, welche den ſchrecklichſten Widerſtand gebrochen haben?

„Die Geiſtlichkeit wird aber dennoch eines Tages die Illuſionen ſchwinden ſehen; ſie wird ſehen, daß das Kind als Jüngling ſelbſt das Zeichen des Chriſten vergißt, das es erlernt hat; ſie wird ſehen, daß der Mann, der allein die weltlichen Geſchicke der Welt leitet, nichts von dem Glauben behalten, der nur eine Kinderlehre war und nicht in ſeinen Verſtand eindrang; ſie wird ſehen, daß das Weib, wenn es in der großen religiöſen Frage von dem Manne verlaſſen iſt, allein mit ſeinem guten Willen und ſeinen Bedürfniſſe zu lieben und zu beten, die Kirche nicht bilden kann.

„Wenn dieſe ſchreckliche Wirklichkeit dem Geiſtlichen

ſich darſtellt, wenn der freie Gedanken in die Generationen eingedrungen iſt, dann wird die eigenſinnige Corporation, die jetzt eine kleine Aenderung in Aeußerlichkeiten für eine ſchwere Beleidigung hält, dann wird ſich in ihrer Mitte ſelbſt eine ehrliche Stimme erheben und laut bekennen: „wir haben uns geirrt.“ An dieſem Tage wird man hoffentlich Halt machen auf dem Wege, der zum Unglück führt.

„Freilich haben alle Corporationen den größten Widerwillen, es auszuſprechen, daß ſie ſich geirrt, ſelbſt wenn es ſich um Sachen der Wiſſenſchaft handelt. Drei Jahrhunderte mußte man kämpfen, um die wunderliche Scholaſtik des Ariſtoteles zu verdrängen. Wie wird es erſt gehen, wenn es ſich um religiöſe Dinge handelt! Aber wenn es nur Beſiegte giebt, wird man das alte Gebäude neu aufrichten.

„Das gebührt der Zukunft.

„Wie es geſchieht, iſt das Geheimniß Gottes, aber die Wahrheit, welche das Evangelium gebracht hat, iſt unſterblich und unvergänglich.“

13.

Ein Brief Julios an Loubère.

Campan, 19. October 1862.

„Lieber Freund, das Ende des Septembers war ſchlecht für mich. Mein Arzt iſt einer der beſten in Bigorre. Ich ſehe, wie ſich der würdige Mann bemüht,

mir seine Befürchtungen zu verbergen. Er behandelt mich wie die gewöhnlichen Kranken und er hat Recht. Es würde auch möglich sein, mir dadurch Heilung zu bringen, wenn man die ungeheuren körperlichen und Gemüthserschütterungen ungeschehen machen könnte, die vor der Zeit tödten. Es wandelt mich oftmals Schwäche und Ohnmacht an. Vor einigen Tagen lag ich einen ganzen Nachmittag ohnmächtig auf der Vortreppe und man trug mich für todt auf ein Bett. Jetzt befinde ich mich wieder besser, so daß ich Ihnen sogar schreiben kann. Ob ich es morgen im Stande sein würde, kann ich freilich nicht sagen.

„Armer Loubère, Sie sind der einzige Freund, zu dem mein Herz in einer der Stunden sich wendet, in welchen ein Blitzschein dem Sterbenden die goldenen Pforten eines bessern Lebens zeigt. Daß ich mich nicht vor dem Tode fürchte, werden Sie einsehen. Ich sehe aber das große Werk der allmäligen Neugestaltung der Welt durch die Lehre des Evangeliums sehr unvollendet. Es ist für den Rest des jetzigen Jahrhunderts, vielleicht für das ganze zwanzigste, zurückgeschoben und gefährdet. Es wird später wieder aufgenommen werden. Der Fortschritt in der Religion ist ein Gesetz der Religion selbst wie alles dessen was Leben hat. Nur das Todte schreitet nicht vor. In den ersten Zeiten des Christenthums hatte ein geistreicher Priester dieses Gesetz erkannt und ausgesprochen, Vincent von Lerins. Seitdem wurde es vergessen.

„Man muß auf diese Idee zurückkommen und sie ausbreiten. Eines Tages wird es Priester geben, welche die Fahne des Fortschritts aufpflanzen und zugleich erklären, sie trennten den religiösen Fortschritt nicht von

dem ſocialen. Beide müſſen Hand in Hand gehn. Der Menſch beſteht aus zwei Elementen. Sein Leben in Bezug auf die Unendlichkeit iſt ein anderes als das in Bezug auf die Welt, welche nur ſeine endliche Beſtimmung iſt. Man darf Beide nicht trennen.

„Ich ließ einiges Licht auf Wahrheiten fallen, welche das Heil der Kirche ſind. Sie haben geſehen, daß Rom ſie nicht verſtand, daß man mich verbannte und verdammte. Meine Schmerzen, meine Thränen, mein Blut können nicht ohne Frucht ſein. Mein Erbe wird auf Andere übergehen. Eins der fliegenden Blätter, auf die ich meine Gedanken geworfen habe, kommt vielleicht einer gläubigen und wahren Natur zu Geſicht und die lange Reihe der Proteſtationen der Wahrheit wird nicht unterbrochen.

„Andere Jahrhunderte werden den hellen Tag ſehen, deſſen ſchwächſten Morgenſchimmer wir nur geſehen haben.

„Es thut mir wohl, dies noch ein Mal zu ſagen. Ich bin von den Biſchöfen meiner Zeit verflucht worden. Es mußte ſo geſchehen. Sie begreifen den Katholicismus nur unterſtützt von dem Arme einiger Cäſaren, vor denen ſie zum Theil zittern und um deren Gunſt und Geld ſie betteln, oder die ſie ſelbſt beherrſchen.

„Wie konnten ſie, die Sclaven der Tyrannen der Macht, welche in der Welt regiert, laut ſich ſagen laſſen, es gebe für die Kirche nur eine Größe und nur eine Kraft, ihre völlige Unabhängigkeit von allen irdiſchen Dingen? Sie blieben ihrem Irrthume treu.

„Sie, Loubère, Sie haben gewaltſam mit den Männern gebrochen die Sie zurückwieſen. Ich habe Ihnen niemals Beifall geſchenkt. Aber ihr heftiges

Temperamen kennt keine Mäßigung. Sie mußten bis zum Haß gelangen. Heute fordere ich Sie auf, jene Menſchen zu vergeſſen und nur ſich ſelbſt zu ſehen. Ich erwarte von Ihrer Redlichkeit, daß Sie zu Gott zurückkehren; Sie bedürfen dazu nichts als in Ihr eignes Herz zu blicken. Loubère, denken Sie bisweilen an Julio. Nichts ſagt mir, daß dieſer Brief der letzte nicht ſei, den ich an Sie richte. Ich habe mein Teſtament gemacht. Alle meine Papiere werden Ihnen übergeben werden. Ich hinterlaſſe Ihnen meine Bücher, meine Möbels, meine Sammlungen. Uebergeben Sie dem Muſeum was Sie nicht als Andenken behalten wollen. Den Armen vermache ich einige Werthe, deren Ertrag ich bezog. Sie ſind die natürlichen Erben des Prieſters, wenn er keine auch arme Familie hat. Unterſagt habe ich, daß man auf mein Grab einen Stein lege, eine Inſchrift ſetze. Sie werden dafür ſorgen.

„Leben Sie wohl!“

14.

Das Hospital zu Bigorre.

Die trüben Ahnungen Julios hatten ihn nicht getäuſcht. Die Krankheit, an welcher er litt, machte ſehr ſchnelle Fortſchritte; die Ohnmachten fanden ſich häufig ein. Der Arzt rieth ihm in der Zeit als der Schnee die Pyrenäenthäler füllen wollte, Campan zu verlaſſen, wo es ihm an Hilfe fehlen würde und ſich für den Winter nach Bi-

gorre zu begeben. Julio errieth, was dieser Rath bedeutete. Er fügte sich. Nachdem er die letzten Anordnungen getroffen hatte, ließ er sich in das Hospital zu Bigorre bringen. Das, was ihm von dem großen Vermögen seiner Familie geblieben war, reichte nicht hin, die letzte Pflege, die sein Zustand erforderte, in einer eigenen Wohnung zu bezahlen. Um den Armen, seinen Erben, nichts zu entziehen, wollte er in dem Hause der Armen sterben.

Die barmherzigen Schwestern in dem Hospitale nahmen den berühmten Kranken freundlich auf; sie gaben ihm ein recht warmes und geschütztes Zimmer, das über das lange Thal hinsah, in welchem die Gave fließt. In den letzten Tagen des Novembers fühlte sich Julio besser. Er konnte sogar einige Male sein Zimmer verlassen und einige Augenblicke in dem langen Corridor hin und her gehen.

Eines Tages als er diesen Gang länger als gewöhnlich fortgesetzt hatte, fand er bei der Rückkehr in sein Zimmer die Schwester Therese da, welche seit acht Tagen ganz seine Pflege erhalten hatte. Er hatte schon bemerkt, daß diese Schwester ihm die zarte und liebevolle Aufmerksamkeit schenke, welche die Kranken so gern bei ihren Umgebungen finden.

Schwester Therese hatte ihm eine kleine Mahlzeit von Dingen bereitet, welche ihr lieber Kranke gern aß.

„Ach, wie viel besser geht es Ihnen heute!“ sagte sie.

„Ja, Schwester, ich fühle mich wohler, viel wohler. Sie pflegen mich ja aber auch so gut.“

„Ach, wenn der liebe Gott mein Gebet erhören wollte!“

Und die Thränen traten der barmherzigen Schweſter in die Augen.

Julio ſah es und wurde gerührt. Welche ſo große Theilnahme konnte er der armen Schweſter einflößen, die daran gewöhnt war, ſo viele Schwindſüchtige im Herbſt, mit den Blättern, ſterben zu ſehen?

„Sie beten für mich, Schweſter Thereſe?“ fragte er.

„Ach ja, Herr Abbé, ich bete ſehr und oft für Sie.“

„Ich danke, mein Kind; Sie ſind das letzte Weſen, von dem ich Theilnahme auf Erden gefunden habe. Ihre Aufopferung iſt manch Mal, fürchte ich, größer als Ihre Kräfte.“

„Sie haben auch Anſprüche auf mein Gebet und auf meine Aufopferung.“

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Kind.“

Die Wangen der Schweſter Thereſe färbte lebhafte Röthe als wenn ihr ein Geheimniß auf die Lippen trete.

„Ich ſehe wohl,“ ſagte ſie, „Sie haben mich nicht wieder erkannt.“

„Mein Kind, ich glaube auch nicht, Sie ſchon ein Mal geſehen zu haben.“

„Ich habe Sie gleich an dem Tage erkannt, als Sie von Campan ankamen. Und ich ſchätzte mich glücklich, als man mir vor acht Tagen ſagte, ich würde Sie ausſchließlich zu bedienen haben. Seit ich nun bei Ihnen bin, habe ich es doch nicht über mich gewinnen können, Ihnen zu ſagen, wer ich bin und Sie daran zu erinnern was Sie für mich gethan haben. Ich verdanke Ihnen mehr als das Leben.“

Julio meinte, Schweſter Thereſe habe ich in T. oder

in St. Aventin im Beichtſtuhle um einen Rath gefragt. In dieſem Sinne antwortete er:

„Kind, wir freuen uns ſtets, wenn wir in unſerm Amte Gutes thun können.“

Die Schweſter wurde immer verlegener. Sie war blaß und zitterte. Endlich konnte ſie nicht mehr an ſich halten, ſie brach in Thränen aus, fiel vor Julio auf die Knie, faßte ſeine Hände und ſagte:

„Ich bin das Mädchen aus dem Lilienthale, deſſen Ehre Sie retteten. Nun beurtheilen Sie ſelbſt, ob ich Sie liebe.“

„Arme Kleine! Gott hat Ihnen große Gnade widerfahren laſſen und mir beweiſet er ſeine Güte dadurch, daß er Sie mir als tröſtenden Engel ſendet. Ich danke Dir, Gott! In den Armen dieſes Kindes werde ich ſterben. Du haſt mich nicht verlaſſen!“

„Nein, nein, Sie werden nicht ſterben! Sehen Sie, es geht Ihnen ja beſſer. Hoffen Sie! Ach könnte ich mein unbekanntes, nutzloſes Leben für Ihr koſtbares Leben hingeben!“

„Thereſe, Sie irren ſich. Ich habe viel gedacht und viel geſchrieben. Gott wird mir alles das nur anrechnen der Reinheit der Abſicht wegen, die mich trieb. Was aber bleibt von meinen Arbeiten? Sie dagegen haben ſich der Linderung der Schmerzen Ihrer Mitmenſchen gewidmet. Julio, der Schriftſteller, wird vor dem Gerichte Gottes weniger gut behandelt werden als Thereſe, die barmherzige Schweſter.“

„Sie müſſen leben, Sie werden leben, ich pflege Sie noch beſſer!“

Und von dieſem Tage an vervielfältigte ſich Thereſe

faſt neben ihrem lieben Kranken. Ihre Pflege blieb auch nicht nutzlos: ſie verlängerte das Daſein Julios um einige Wochen. Sein Herz weidete ſich an dieſer letzten Liebe.

Die Halbträume im Fieber waren nicht ohne Reiz für ihn: er glaubte bisweilen Louiſen in Thereſen wiederzufinden und dieſe beiden Bilder verſchmolzen mit einander in ſeinem Geiſte. Er lächelte ihnen zu und Thereſe hörte ihn bisweilen flüſtern: „ach wie ſchön lebt es ſich, wenn man geliebt wird!“

Wenn aber auch die Krankheit weniger raſch fortſchritt, ſie entwickelte ſich unaufhaltſam weiter. Julio hatte nicht an einem einzigen Tage ſeines Prieſterlebens in ſeinem Brevier zu leſen verſäumt; jetzt mußte er es aufgeben, ſo ſehr ſchwach war er geworden. Der Arzt ſchüttelte den Kopf und ſagte zu Schweſter Thereſe:

„Sie können ihn nun jeden Augenblick verlieren.“

Als Julio ſein Häuschen bei Campan verlaſſen hatte, war der Pfarrer nach Bigorre gekommen, um ſeinen Eifer zu zeigen. Er beſuchte den Geiſtlichen des Hoſpitals und die Superiorin und erzählte ihnen folgende große Dinge:

„Rom habe das Buch dieſes Geiſtlichen verdammt; er ſei ein Revolutionair, im Bunde mit Garibaldi, den Freimaurern und allen Feinden des heiligen Stuhles; er habe Antheil an den Straßenaufläufen in Rom genommen und ſie bezahlt; wenn Julio in Campan geblieben ſei, würde er, der Pfarrer, es nicht mit ſeinem Gewiſſen haben vereinigen können, ihm die Abſolution zu geben, bevor er einen unbedingten Widerruf von ihm erhalten; ein Hoſpitalprieſter und eine Superiorin wür-

den auch ihr Gewiſſen belaſten, wenn ſie nicht alle Maßregeln für den Zeitpunkt träfen, in welchem der Mann ſterbe.“

Die Superiorin war eine brave Frau, ſo dumm wie gut. Der Geiſtliche wollte weiter kommen und mußte deshalb Eifer zeigen. So verſtändigten ſie ſich denn mit einander und eines Morgens traten ſie ernſt in das Zimmer des Kranken. Schweſter Thereſe war nicht zugegen.

„Sprechen Sie, Mutter,“ ſagte der Geiſtliche.

„Sie ſind Prieſter, ſprechen Sie mit dem Herrn Abbé.“

„Mein Bruder,“ begann demnach der Geiſtliche, „ich habe eine peinliche Pflicht bei Ihnen zu erfüllen.“

„Es iſt keine peinliche, Herr Abbé,“ unterbrach ihn Julio. „Sie wollen mich zum Sterben vorbereiten. Ich denke jede Stunde daran und hoffe nach zwei oder drei Tagen ſo geiſtesfrei zu ſein, um die letzten Sacramente empfangen zu können. Sie ſind willkommen. Aber in dieſem Augenblicke bin ich nicht bereit.“

„Das iſt es nicht.“

„Was ſonſt?“

„Ihre Schriften, Ihre Meinungen . . .“

„Mein lieber Geiſtlicher, das iſt nicht Ihre Sache. Was ich mit der Congregation in Rom gehabt habe, geht meinen Beichtiger nichts an, da es ſich keineswegs um katholiſche Glaubenslehren handelt.“

„Ein Widerruf würde doch . . .“

Julio richtete ſich auf, nahm eine ernſte, aber ruhige und milde Miene an und ſprach kein Wort.

„Ein Widerruf, ſage ich, würde . .“

„Sie ſollten mein Schweigen verſtehen.“

Der Geiſtliche und die Superiorin gingen. In der kleinen Stadt Bigorre aber verbreitete ſich bald das Gerücht, der Abbé Julio weiſe die Sacramente zurück und wolle als Ungläubiger ſterben.

„Wir hatten es wohl geſagt,“ meinten die Leſer der „katholiſchen Welt“, „daß der Elende als ein Luther und als ein Lamennais ſterben würde. Alle Feinde der Kirche nehmen ein ſolches Ende. Ihn hat auch der Finger Gottes getroffen, er fällt in der Blüte der Jahre und ſtirbt als Verworfener.“

Die Superiorin rief die Schweſter Thereſe, erzählte ihr von dem Geſpräche mit Julio, daß er ſich weigere zu widerrufen und erkläre, das gehe den Geiſtlichen nichts an.

„Beten wir für den Unglücklichen, meine Tochter! Welches Aergerniß, wenn er in unſerm Hauſe ohne die Sacramente ſtürbe!“

„Mein Gott, Mutter, er iſt ſo fromm, ſo gut und will gewiß als Chriſt ſterben.“

„Wenn er als Chriſt ſterben will, muß er doch erſt ſeine Irrthümer widerrufen.“

„Mutter, ich weiß gar nichts, ich habe die Bücher des Abbé Julio nicht geleſen, ich hörte ihn aber zu einem Geiſtlichen in T. ſagen, der ihn beſuchte, er habe über keine Glaubenslehre der katholiſchen Kirche geſchrieben.“

„Das ſagte er auch zu unſerm Hausgeiſtlichen. Er iſt aber doch gegen die weltliche Macht des Papſtes, alſo ein Ketzer.“

„Ich denke, man ſollte den armen Prieſter in Frieden laſſen.“

„Nehmen Sie ſeine Partei?“

„Ich weiß nicht, was Sie damit ſagen wollen. Ich nehme die Partei aller Kranken, die ich pflege.“

„Es wäre aber beſſer, Sie ſchwiegen und beteten Ihren Roſenkranz zur Rettung dieſer armen Seele.“

„Ich werde ſchweigen, Mutter.“

Am Tage nach dem Beſuche des Geiſtlichen fühlte ſich Julio unwohler. Schweſter Thereſe war bei ihm und ſie ſah mit ihren ſanften Augen in die ruhigen, aber matten Julios. Dieſer lange Blick unter Schweigen hatte ſeine Bedeutung. Er drückte die Beſorgniſſe und einen lebhaften Wunſch der barmherzigen Schweſter aus.

„Sie wünſchen etwas von mir, Thereſe,“ ſagte endlich Julio. „Ich ſehe es an Ihren Angen. Weinen Sie nicht. Ich errathe es. Sie meinen, es ſei Zeit, nicht wahr? So will ich thun was Sie wünſchen.“

„Ich danke Ihnen!“ antwortete Thereſe, die ihre Thränen trocknete. „Sie thun etwas für mich.“

„Ja, Thereſe, zuerſt für Gott und dann für Sie.“

„Ich will den Herrn Geiſtlichen rufen.“

„Nein, Kind, ich achte den Mann als Prieſter, aber er beſitzt mein Vertrauen nicht. Haben Sie die Freundlichkeit, den Abbé von Bordère rufen zu laſſen.“

Die barmherzige Schweſter richtete den Auftrag aus und meldete es der Supriorin.

„Gut,“ ſagte dieſe, „aber die letzte Oelung muß ihm doch der Hausgeiſtliche geben und widerrufen muß er öffentlich, ſonſt . . .“ Der Abbé von Bordère war ein

Geiſtlicher, der ſehr eingezogen in Bigorre lebte. Er gehörte einer angeſehenen Familie der Gegend an und war durch einige Schwierigkeiten mit dem Biſchof veranlaßt worden, ſchon 1826 Frankreich zu verlaſſen. Er hatte die Wilden in Nordamerika zu bekehren verſucht, war dann nach langen Wanderungen zurückgekommen und hatte ſich aus Liebe zu der Heimath in Bigorre niedergelaſſen. Er las die Meſſe in einem Kloſter der Stadt, hörte die Beichte von Kranken, beſuchte die Armen, verkehrte mit zwei oder drei alten Freunden in der Stadt und mied die Geiſtlichen.

Er war ein Mann von ſiebenzig Jahren, geiſtreich, charaktervoll, ſprach wenig und ſchrieb nie. Dafür hatte er ſehr viel geleſen und ſehr viel geſehen in der Welt. Auch hatte er viel gelernt auf ſeinen Reiſen. Aeußerlich erſchien er als friedlicher, ſtiller Geiſtlicher, der ſich nur mit ſich beſchäftige. In ihm aber wohnte eine Feuerſeele, ein Genie, das die Wahrheit ſuchte und bis an die äußerſten Grenzen des Scepticismus ging.

Der alte Mann erſchien bald an dem Bette des Kranken.

Die barmherzige Schweſter entfernte ſich.

„Herr Pater,“ ſagte Julio zu dem Abbé von Bordère, „ich ließ Sie bitten zu mir zu kommen. Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Ich fühle, daß ich nur noch wenige Tage zu leben habe. Vielleicht nur noch einige Stunden. Die Erſcheinungen der Krankheit, an welcher ich ſterbe, habe ich an einem mir theuern Weſen zu gut ſtudirt, als daß ich mir die geringſte Illuſion machen könnte. Ich bin Geiſtlicher, in der katholiſch-apoſtoliſch-römiſchen Kirche geboren und will in ihrem Schoße ſter-

ben. Ich glaube an die Dogmen, die sie lehrt. Ich habe mich in die Kämpfe der jetzigen Zeit, in die Fragen über die menschlichen Interessen der Geistlichkeit gemischt. Ich war ein eingestandener Gegner der weltlichen Macht der Päpste. Ich halte sie jetzt für unnöthig, selbst für gefährlich, weil sie in moralischer Hinsicht dem Papstthum Einfluß in der Welt entzieht. Nie habe ich ein Dogma der Kirche angegriffen, aber an das glaube ich nicht, das in Rom am 8. Decbr. 1854 verkündigt worden ist, denn der Papst hat nicht die Befugniß, nicht das Recht eine in der Kirche streitige Meinung in ein Dogma zu verwandeln. Ich habe heftig eine ehrgeizige Körperschaft angegriffen, welche den Priesterstand beherrscht und selbst die Kirche leiten will. Ich that dies nicht, weil mir und meiner unglücklichen Schwester von jener Gesellschaft das Vermögen entzogen wurde, sondern weil ich viel über sie wußte. Ich habe den größten Theil der Männer geachtet, die zu ihr gehören, dagegen laut den Geist gezüchtiget, nach dem sie geleitet wird. Meine Schriften wurden auf den Index gesetzt. Ich weiß, daß Sie viel zu aufgeklärt sind, um mir einen Gewissensscrupel daraus zu machen, daß ich darin eine sehr geringe Bedeutung sah. Kann ich vor Gott mit reinem Gewissen erscheinen trotz den Verwünschungen der Priester, die mich den Verfluchten genannt haben? In wie weit bin ich für das angebliche Aergerniß verantwortlich, das ich in der Kirche gegeben haben soll, weil die Diener der Kirche wissen sollten, daß sie die Erörterung über zweifelhafte Fragen stets freigegeben hat? Sprechen Sie! Sagen Sie, bin ich ein hochmüthiger Mensch gewesen, ungehorsam gegen die Kirche? Ich demüthige mich

dann vor Ihnen und widerrrufe einfach einen Irrthum, in welchem ich in gutem Glauben gewesen bin."

„Nein, mein Bruder," antwortete der alte Geistliche sehr sanft, der am Sterbebette Julios saß, „nein, Sie haben nichts zu widerrufen. Ich kenne Sie genau; ich habe Ihre Schriften gelesen und wenn der Katholicismus, wie er geworden ist, gerettet werden kann, so geschieht es durch Männer von Ihrem Glauben und Ihrer Hingebung. Sie haben keine Zeile geschrieben, welche nicht der strengsten Orthodoxie entspräche, die aber rein von der Schule des Ultramontanismus ist, welcher die Kirche leider dem Abgrunde zuführt. Nein, Gott hat keine der Verwünschungen gut geheißen, die gegen Sie ausgesprochen worden sind. Nein, Sie sind nicht verflucht. Gott hatte Ihnen Talent und Tugend gegeben; Sie hätten leicht zu allen Ehren der Kirche gelangen können, aber Sie suchten nur die Wahrheit."

Der Priester schwieg und Julio bat noch die Bekenntnisse der Fehltritte seines Lebens anzuhören, für die er die Absolution wünsche.

Nach diesem Bekenntnisse und der Versicherung der Vergebung, die der Priester über ihn sprach, schien Julio gewissermaßen verklärt zu werden. Plötzlich aber kam eilig ein Fremder in das Zimmer Julios, trat an das Bett und ergriff die Hand des Sterbenden.

Das Gesicht Theresens, die ebenfalls erschien, bedeckte sich mit glühender Röthe. Sie sank am Fuße des Sterbelagers auf ihre Knie nieder. Julio sah auf. Der letzte Besucher, der im Augenblick des Scheidens aus dem Leben erschien, war Loubère. Er war in größter Eile aus Paris hergekommen.

Der Brief des Freundes und die schlimmen Ahnungen, die er weckte, beriefen ihn.

Julio erkannte ihn.

„Sie sind es, Loubère!"

„Ja, Freund. Ich bin so glücklich, Sie noch einmal zu sehen."

Julio schien neue Kräfte zu finden. Er zog Loubère und Thereſe zu sich und sagte mit schwacher Stimme zu ihnen:

„Ihr Armen! Gott vereint Euch an meinem Sterbebette. Loubère, hören Sie mich. Thereſe hat ihren und Ihren Fehler abgebüßt, indem sie sich den Menschen widmet, die körperlich krank sind. Bleiben Sie nicht länger der ungebändigte Löwe. Es giebt im Prieſterstande noch eine gar schöne Miſſion zu erfüllen; bieten Sie Alles auf, um sie von neuem übernehmen zu können. Gar viele Menschen sind an der Seele krank. An der Heilung kann der Geiſtliche arbeiten. Es iſt die edelſte Aufgabe auf Erden."

Dann stellte sich eine Kriſis ein, in welcher der letzte Kampf geführt wurde, welcher dem Aufhören des Lebens vorangeht. Er raffte sich noch ein Mal auf und rief Schwester Thereſe.

„Kommen Sie her zu mir . . Richten Sie mich ein wenig auf . . Ich fühle, daß es zu Ende geht . . halten Sie mich . . in Ihren Armen . . da will ich sterben . . Sie vertreten meine geliebte Louiſe."

Er reichte eine schon erkaltete Hand dem treuen Freunde und sprach kaum hörbar:

„Loubère, Sie haben oft zu mir gesagt, Sie verdankten mir das Leben. In Italien haben Sie dafür

mich gerettet . . Dennoch verlange ich noch etwas von Ihnen . . . Ihre Seele will ich Gott darbringen, wenn ich vor ihm erſcheine . . . Lebt wohl! Es iſt gut . . recht gut, wenn man . . glaubt."

Julio verſchied.

Seine Züge verklärten ſich wie von einem Widerſchein der Seele, die abſchied und an der Schwelle der Ewigkeit die Wahrheit ſchaut.

Loubère, auf den dieſe Scene einen tiefen Eindruck machte, gab dem Freunde den letzten Segen, dann ſank er auf ſeine Knie und ſprach:

„Herr, ſei geprieſen und angebetet. Du allein biſt gerecht. Du gabſt den ewigen Frieden dem Verfluchten!"

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von G. Kreysing in Leipzig.